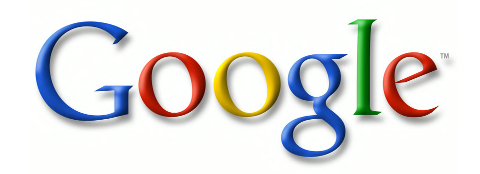








Zel



Verlag S. Hirzel, Leipzig

Meisenbach Riffarth & Co. Leipzig

Dr. Eduard Simson

Eduard von Simson.

Erinnerungen aus seinem Leben

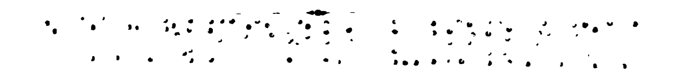
zusammengestellt

von

B. v. Simson.

Du bist kein Traumbild, wie ich dich erblicke;
Du warst, du bist.

Mit 1 Portrait in Heliogravüre und 4 Facsimiles.



Leipzig.

Verlag von S. Hirzel.

1900.

M.

Vorwort.

Die folgenden Blätter sind zusammengestellt, theils nach Erinnerungen, welche mein verewigter Vater in hohen Jahren, als Achtziger, nachdem er sich in den Ruhestand zurückgezogen, diktirte — theils aus Briefen von ihm und an ihn, Tagebuchaufzeichnungen, Aktenstücken und stenographischen Berichten über parlamentarische Verhandlungen. Ich bin bemüht gewesen, die aus dem Gedächtniß geschöpften Erinnerungen überall an den schriftlichen und aktenmäßigen Zeugnissen zu prüfen, was mir durch die große Sorgfalt und Umsicht, womit der Vater diese aufbewahrte und ordnete, erleichtert wurde. Auch die geschichtliche und biographische Litteratur habe ich zur Ergänzung herangezogen. Geschwistern und anderen Verwandten, die mich bei der Arbeit freundlich und pietätvoll unterstützt haben, sei auch an dieser Stelle herzlicher Dank ausgesprochen.

Das Büchlein möchte das Andenken an einen Mann festhalten, dessen eigenartige, edle Persönlichkeit, mindestens in den Jahren frischer Kraft, nur noch Wenige gekannt haben und dessen Lebenslauf mit den Anfängen parlamentarischen Lebens in Gesammt-Deutschland und in Preußen sowie mit der Begründung der deutschen Einheit verflochten war. Neue wichtige Thatsachen und Aufschlüsse wird man nicht darin suchen, vielleicht aber einzelne unbekannte kleine Züge finden, die sich wie Arabesken um die Ereignisse schlingen.

Das Leben eines Abgeordneten (man erlasse mir den nicht schönen Ausdruck „Parlamentarier") ist freilich nicht leicht zu erzählen, viel schwerer als das eines Staatsmanns in leitender Stellung. Noch weit mehr gilt dies von der Thätigkeit eines Parlamentspräsidenten — denn als Redner ist Simson nicht sehr häufig aufgetreten. Außerdem büßen seine Reden „in Lettern, schwarz auf weiß" einen großen Theil der Wirkung ein, die sein lebendiges Wort einst hervorrief. Der Unterschied beruht auf dem Verschwinden des aktuellen Interesses und der Persönlichkeit, und Simson bot die Persönlichkeit, die natürliche Würde des Auftretens zur Unterstützung seiner Worte außerordentlich viel.

Das Motto, das ich diesen Erinnerungen vorgesetzt habe, ist einer den Tod überwindenden Stelle aus Goethes Werken entnommen, die zu den Lieblingsstellen des Verewigten gehörte.

Freiburg im Breisgau
3. August 1900.

Inhalt.

1. Kindheit und Schule (1810—1826).

Eduard Simson[1]) wurde am 10. November 1810 in Königsberg in Preußen als Sohn israelitischer Eltern geboren. Der Vater, Zacharias Jakob Simson, war Kaufmann, in späterem Alter vereidigter Wechselmakler, bis er sich im Jahre 1856 zur Ruhe setzte, die Mutter, Marianne, eine geborene Friedländer. Auch die Eltern seines Vaters hatte Simson noch gekannt. Der Großvater, ein heiter aufgelegter Greis, hatte ihn als seinen ältesten Enkel besonders ins Herz geschlossen; er starb im Jahre 1819. Die Großmutter, in Colberg geboren, eine Frau von großer Schönheit, obwohl des einen Auges durch eine Verletzung beraubt, endete blind als Genossin von Simsons elterlichem Hause um Weihnachten 1828. Der mütterliche Urgroßvater, Joachim Moses Friedländer, ein durch Einsicht und Wohlthätigkeit ausgezeichneter Mann, war aus Schlesien 1739 nach Königsberg gekommen. Im Jahre 1764 errichtete er eine Familienstiftung, die, später durch einen seiner Enkel, Joseph Friedländer, vermehrt, noch heute besteht. Sie hat Veranlassung gegeben, einen Stammbaum der Familie zu führen, aus dem sich ergiebt, daß von des Stifters Kindern viele hundert Nachkommen abstammen, die in den verschiedensten Berufsarten beschäftigt, über viele Theile der Erde verbreitet wohnen. Ebenfalls 1764 erwarb Joachim Moses Friedländer von dem

1) Mit sämmtlichen Vornamen: Martin Eduard Sigismund.

Rathsadvokaten Heinrich Rabe ein kleines Haus in der Brodbänkengasse gegenüber dem Kneiphöfischen Rathhause, das, nach der Vereinigung der drei Städte Königsberg (Altstadt, Löbenicht und Kneiphof) unter Friedrich Wilhelm I. zum gemeinsamen Rathhause der ganzen Stadt geworden war. Dies Haus, in dem Simson geboren wurde, ist über ein Jahrhundert in der Familie geblieben und erst nach dem Tode seines Vaters veräußert worden.

Einer der Söhne Joachim Moses Friedländers († 1776) und seiner Frau Henriette geb. Fischels († 1788) war der als Freund von Moses Mendelssohn, Engel, Nicolai, Heim, Zelter, Kunth, den Brüdern v. Humboldt u. a. oft genannte Berliner Stadtrath David Friedländer,[1] der einen hervorragenden Antheil an der bürgerlichen Gleichstellung der jüdischen Unterthanen in Preußen im Jahr 1812 hatte. Simson hat diesen thatkräftigen, reformatorischen und patriotischen Mann später, theils in seinem Hause in Berlin, theils in seiner Sommerwohnung in Charlottenburg öfters besucht, erinnerte sich auch, ihm aus den „Göttingischen gelehrten Anzeigen" vorgelesen zu haben.

Der jüngste Bruder Davids, Simon Joachim Friedländer, war Simsons Großvater. Da er schon 1812 starb, kann der Knabe kein Bild von ihm in der Erinnerung behalten haben. Jedoch scheint auch er ein Mann von nicht gewöhnlichen Eigenschaften und höherer Bildung gewesen zu sein, der den Bestrebungen seines Bruders nicht ohne Verständniß folgte. Die in seiner kleinen Bibliothek vorhandenen ersten Ausgaben der Lessing'schen Schriften „Wie die Alten den Tod gebildet" u. s. w., die früh in Simsons und seiner Brüder Besitz kamen, schienen in Bleistiftanmerkungen von des Großvaters Hand Kenntniß des Lateinischen zu verrathen. Das bescheidene Hauptzimmer seiner

1) 1750—1834 (Allgem. deutsche Biographie VII. 393—397). J. H. Ritter, David Friedländer (Berlin 1861).

Wittwe in dem schon erwähnten kleinen Hause gegenüber dem Rathhaus schmückte eine nicht unansehnliche Sammlung ausgezeichneter Kupferstiche. Indessen war der Großvater kein guter Wirth, so daß er, trotz seines ererbten, für jene Zeit ansehnlichen Vermögens in Dürftigkeit oder nahe daran verstarb.

Der Großmutter Friedländer widmete Eduard als Knabe zu ihrem Geburtstage sehr schön geschriebene Glückwünsche in Prosa oder in Versen, die noch erhalten sind.

Simsons Vater scheint kaum irgend welchen Unterricht genossen zu haben. Selbst Lesen und Schreiben, wurde erzählt, habe er sich selbständig angeeignet. Indessen war er ein Mann von entschiedener geistiger Begabung, peinlicher Rechtschaffenheit und großer Anmuth des Wesens und der Erscheinung. Seinen Kindern ein höchst gewissenhafter, ebenso strenger wie liebevoller Vater, eifrig bemüht, ihnen die Erziehung zutheil werden zu lassen, die er selbst hatte entbehren müssen, hat er ihre herzlichste Liebe und Pietät geerntet. In gleichem Maaße wurden beide auch der Mutter zutheil, die eine sorgfältige Erziehung genossen hatte [1]) und sich in auffallendem Contrast zu dem lebhaften, ja zuweilen heftigen Naturell ihres Mannes durch außerordentliche Ruhe und Schweigsamkeit auszeichnete, sogar gern nur mit einem der Sprüchwörter behalf, die ihr in besonders reichem Maaße zu Gebote standen.

---

1) Ein Lehrer, der sie, und zwar zugleich mit Simsons späterer Schwiegermutter unterrichtet hatte, war jener „viator" Hill, dessen Stammbuch sich in Simsons Nachlaß befindet und von Th. Mommsen der Litterarischen Gesellschaft in Berlin vorgelegt wurde. Simson schreibt darüber an seinen Bruder August (14. Januar 1870): „In dem Briefwechsel zwischen Goethe und Fr. H. Jacobi (Leipzig 1846) finde ich einen Brief Goethes vom 11. September 1785 (S. 88) und darin die Worte: „Hill, der wandernde Philolog, den Hamann in die Welt sandte, ist bei uns auf seiner Rückkehr von Rom." — Das Blatt in Hills Stammbuch (das mir die Schwiegermutter hinterlassen hat) von Goethes Hand trägt das Datum vom 12. September 85. Das wird den Vater interessiren, und wie hätten sich die beiden seligen Mütter mit der Notiz amüsirt!"

Eduard in den zwei Jahren, in denen er unter seiner Zucht stand, nur höchst selten und nur mit dem Lineal geschlagen habe. Ihn zu unterrichten, muß aber auch nicht schwer gewesen sein. Fanny Lewald, die mit Simson entfernt verwandt war und dieselbe Schule besuchte, erzählt in ihrer Lebensgeschichte [1]): „Ich hatte eine außerordentlich große Meinung von meinen Anlagen und von meinem Wissen und diese zu unterdrücken hatte Herr Ulrich nur ein Mittel: er hielt mir beständig das Beispiel eines Knaben vor, der kurz vor mir die Schule besucht hatte und viel schneller vorwärts gekommen war, viel mehr geleistet hatte als ich. Dieser Knabe hieß Eduard Simson und ist der in unserem politischen Leben rühmlich bekannt gewordene Präsident und Professor Eduard Simson ..."

Die älteren Knaben wurden in der erwähnten Anstalt nach Art der Bell-Lancasterschen Methode zugleich zum Unterrichten der jüngeren verwendet. Von den Lehrern blieb Simson, außer Ulrich, nur noch der Prediger Johannes Ebel, der den Religionsunterricht ertheilte, im Gedächtniß, namentlich wegen der Intensität des Gebets, mit dem er den Unterricht eröffnete und schloß. Sie war so eindrucksvoll, daß, als er sich einmal wegen anderweiter Verpflichtungen dabei von einem Andern vertreten lassen wollte, die Knaben sich diesem Vorhaben fast mit Gewalt widersetzten und ihn davon abzustehen nöthigten. Es ist derselbe Ebel, der durch seinen Zusammenhang mit der Lehre eines gewissen Schönherr und als Stifter der Sekte der sogenannten Mucker bekannt,[2]) später in Untersuchung kam und sein Amt verlor.

Leidlich vorbereitet, siedelte Simson von der Ulrich'schen Schule zu Ostern 1819 in das Collegium Fridericianum über wo er in die Quarta aufgenommen wurde. Dies Gymnasium,

1) Neue Ausgabe S. 103.

2) Vergl. über Johannes Ebel (1784—1861) Allgem. deutsche Biographie V. 519—524.

welches mit Stolz Kant zu seinen Schülern, Herder zu seinen Lehrern zählt[1]), war um die Zeit der Königskrönung Friedrichs I. aus einem Privatinstitut in eine königliche Anstalt verwandelt und von D. Heinrich Lysius im Geiste der Hallischen Pietisten geleitet worden. Es bot noch in manchem Sinne ein auf diese Anfänge hinweisendes Bild dar. So gehörte zu dem Complex von Gebäuden, welche die Anstalt bildeten und abseits von dem Treiben der Straße lagen, auch die von Lysius erbaute Kirche. Die Stelle des Predigers an ihr, die später, wie schon berührt, einige Jahre Simsons Bruder August bekleidete, war in die Lehrerstellen eingereiht. Außer dem Gottesdienst an Sonn- und Feiertagen wurde die Kirche an jedem Werktage zu der Morgenandacht benutzt, die einer der Lehrer mit sämmtlichen Schülern abhielt. Jetzt sind die alten Gebäude längst niedergelegt und schon wiederholt, zuletzt an anderer Stelle, durch neue ersetzt worden und die Kirche verschwunden.

Das Gymnasium stand während Simsons Schulzeit und noch lange darüber hinaus unter der Direktion von Friedrich August Gotthold[2]), der sich vor Allem durch die eiserne Gewalt seines Willens auszeichnete, aber auch sonst dem günstigen Urteil, das Wilhelm von Humboldt von ihm hegte, Ehre gemacht hatte. Ursprünglich zum Kaufmann bestimmt, hatte Gotthold, obwohl er in Halle Friedrich August Wolfs Schüler gewesen, vielleicht nicht gerade den Ruhm eines ausgezeichneten Philologen erworben, war aber von den mannigfaltigsten, umfassendsten Interessen, u. a. von dem lebhaftesten Interesse für

1) Kant war Schüler der Anstalt von 1732—1740, Herder Lehrer an ihr 1762—1764 (G. Zippel, Geschichte des Königlichen Friedrichs-Kollegiums zu Königsberg i. Pr. 1898. S. 110, 121—122).

2) Vergl. über Gotthold (1778—1858) Allgem. deutsche Biographie IX. 485—486. — Zippel a. a. O. S. 201—202, 242 ff. fällt über ihn und das Gymnasium zur Zeit seiner Leitung ein weniger günstiges Urteil als Simson es that, oder hebt doch die Schattenseiten stärker hervor.

Ein noch erhaltenes Geschichtsbuch, im Jahre 1821 aus Nachschriften in der Klasse und eigenen Ergänzungen zusammengetragen, zeugt von dem Antheil des Knaben an der Geschichte, obschon ihn der Lehrer in diesem Fache weniger anzog [1]). Das Lernen wurde ihm, wie schon berührt, überhaupt leicht. Ein starkes Gedächtniß unterstützte ihn dabei auf das bereitwilligste, und sein Interesse war, wie auch sein Abiturienten-Zeugniß bekundet, fast allen Lehrgegenständen gleichmäßig zugewandt.

Wie den Eltern und Großeltern und den Pädagogen der Ulrichschen Schule entging auch den Lehrern am Gymnasium die ungewöhnliche Begabung dieses Knaben nicht. Nur schien es, wie dieser und jener Tadel in seinen sämmtlich aufbewahrten Zeugnissen ergiebt, Einzelnen unter ihnen, als ob er, im Vertrauen auf seine glücklichen Gaben, es nicht für nöthig hielte, seine Kräfte in vollem Maaße anzuspannen. Ueberhaupt hatten sie in ihrer Strenge an seinem Wesen ein vorzeitiges Selbstgefühl auszusetzen. [2]) Auch er selber hat sich von einem gewissen Leichtsinn nicht freigesprochen. [3]) Indessen kam er, nach je einem Jahre von Quarta und Tertia, nach zweien von Secunda versetzt, zwölfjährig nach Prima und wurde, obwohl man ihn in dieser Klasse drei Jahre zurückhielt, im März 1826,

1) „Die Geschichte, wie sie leider auf der Schule betrieben wird, ist ein reines Werk des Gedächtnisses", schreibt er später (aus Bonn, 28. Oktober 1829) an seinen Bruder August.

2) In einem Zeugniß, das er zu Neujahr 1822, also eilfjährig, als Secundaner erhielt, heißt es: „Aufführung: Sonst gut; doch ein gewisses hochfahrendes Wesen muß S. noch mehr ablegen. — S. hält sich auch für unterrichteter, als er ist, und daher kommt es, daß er nicht immer in den Vortrag eingeht, auch durch Plaudern zuweilen stört."

3) U. a. in einem Briefe zum Geburtstage seines Bruders August aus Berlin vom 3. Juni 1829, worin er den stillen Fleiß und die bescheidene Ausdauer des Bruders rühmt, „die mich oft an meinen Leichtsinn strafend gemahnt haben; um so bitterer, als Du der jüngere bist und doch der bessere."

nach bestandener Abiturientenprüfung, wenig über 15 Jahre alt, mit dem Zeugniß Nr. 1 zur Universität entlassen.[1])

Ein Zwischenfall aus seiner Schulzeit blieb Simson in lebhafter Erinnerung, weil er leicht seinen frühen Tod hätte herbeiführen können. „Wir Knaben", erzählte er, „pflegten die Einrichtung in einem der sogenannten Mälzenbräuerhäuser im Löbenicht zu einem Spiel zu benutzen. Das Haus war innen zum Aufziehen schwerer Lasten mit Seilen versehen, an denen wir uns etagenweise herabzulassen liebten. Ein Deckel verschloß den Eingang zu der nächst tieferen Etage. Diesen lüfteten die Kameraden aber einmal hinter meinem Rücken, in der Erwartung, ich würde, wenn ich den gewohnten Widerstand unter meinen Füßen nicht fühlte, ruhig an dem Seile hängen bleiben, bis ich in der nächsten Etage wieder auf festen Boden stieße. Daß mehrere, ja alle Stockwerke bis in den Keller offen sein könnten, war ihnen nicht eingefallen. Nun ließ ich jedoch an der gewohnten Stelle das Seil los und stürzte durch zwei Stockwerke hinunter. Ich fiel in eine tiefe Ohnmacht. Der Vorgang spielte in der Nähe der Hundstage, unmittelbar nach dem Schluß der Schule, und erst als die volle Dämmerung eintrat, kam ich zu mir und wurde nach Hause und zu Bett gebracht. Ich vernehme noch die Worte des sofort herbeigerufenen Arztes: „Wenn das Netz gesprengt ist, hilft ihm kein Gott!" Nach einer ruhigen Nacht konnte ich indessen am nächsten Morgen zur Schule gehen, wie denn die Eltern, in voller Uebereinstimmung mit der strengen Disciplin des Fridericianums, eine Schulversäumniß nur im äußersten Nothfall billigten."

Der Handel Königsbergs, der aus der Kontinentalsperre sogar Gewinn gezogen hatte (ähnlich wie später aus dem Krimkriege), war nach den Befreiungskriegen fast zur Bedeutungs-

1) Zippel a. a. O. S. 241. Das erste Zeugniß war das der vollen Reife zur Universität und, wie Zippel sagt, schwer erreichbar.

Musik erfüllt. Durante und, neben den großen deutschen Musikern, auch Zelter waren ihm vorzugsweise lieb; man konnte ihn noch in späteren Jahren Zeltersche Compositionen vortragen hören. Er war von dem Vorwurf der Pedanterei und übermäßiger Strenge nicht freizusprechen, aber ein gesinnungstreuer, vollkommen aufrechter, stolz selbstbewußter Mann, der an sein Gymnasium, Lehrer und Schüler die höchsten Forderungen zu stellen suchte. Die Ferien waren in seinen Augen nur ein „Privilegium der Trägheit.“[1]) Auch in sein häusliches Leben, das freilich in der größten Monotonie verlief, gewann Simson einen Einblick, da der Direktor sich seiner von seinem Aufenthalt in Tertia an zum Anfertigen von Abschriften und ähnlichen Arbeiten bediente. Was von seinen Einkünften irgend dazu verwendet werden konnte, legte Gotthold in Büchern an und schenkte später seine große Sammlung dem Staate. Sie war auch reich an musikalischen Seltenheiten, wie denn die Schüler zu Simsons Zeit manches klassische Werk daraus, z. B. Durantes „Magnificat“, in der Collegienkirche öffentlich aufgeführt hatten.

Trotz der erwähnten Anlage und Vorgeschichte der Anstalt war der in ihr herrschende Sinn zwar religiös, aber durchaus rationalistisch. Gotthold stimmte darin, wie überhaupt in den meisten Grundsätzen, mit seinem Schulrath, dem wegen seiner „Schullehrerbibel“ ebenso vielfach gepriesenen wie angefeindeten Christian Friedrich Dinter[2]) überein. Im Ganzen nahm die Anstalt eine sehr angesehene Stellung unter den preußischen Gymnasien ein. Der Direktor war von einem zum Theil sehr tüchtigen Lehrercollegium unterstützt, zu dem in den letzten Jahren von Simsons Schulzeit, seit 1825, K. Lehrs, einer der bedeutendsten Philologen des Jahrhunderts, gehörte. Außer

---

1) Zippel, S. 240.

2) Vergl. über Dinter (1760—1831) Allgem. deutsche Biographie V. 243—245.

Lehrs nannte Simson mit tiefer Dankbarkeit den durch den Umfang seiner Interessen und Kenntnisse und Anmuth der Darstellung ausgezeichneten Friedrich Jacob[1]), der als Direktor des Katharineums in Lübeck gestorben ist, sich auch durch die Uebersetzung des Terenz und ein Buch über Horaz und seine Freunde bekannt gemacht hat. Der Mathematiker Lentz, ursprünglich Theolog, leistete in seinem Fache, wenn auch nicht Aehnliches wie die Lehrer am altstädtischen Gymnasium, das auf diesem Gebiete besonderen Ruhm erwarb, doch Genügendes und war ungemein fruchtbar an Rathschlägen zur Verbesserung des Gymnasialwesens.

Immer deutlicher trat im Unterricht die Bevorzugung des Griechischen hervor. In Prima wurden nicht nur Sophokleische Tragödien, sondern noch mehr diejenigen des Euripides unter der Leitung des Direktors gelesen. Auch versuchten sich die Schüler in griechischen Versen, von denen Simson ein kleines Gedicht auf Kleobis und Biton übrig geblieben war. Gotthold hätte allem Anschein nach, ganz im Sinn seines Lehrers F. A. Wolf gewünscht, den Schwerpunkt des Gymnasialunterrichts nicht in das Lateinische, sondern in das Griechische zu verlegen.

1) 1792—1854. Allgem. deutsche Biographie XIII. 557—558. Vergl. J. Classen, Friedrich Jacob (Jena 1855) S. 29: „Mit der größten Liebe und Verehrung hingen seine Schüler an ihm; sie fühlten sich durch ihn nicht nur in ihrem Wissen gründlich gefördert, er verstand es, ihnen ein lebendiges und bleibendes Interesse für die Gegenstände seines Unterrichts, insbesondere die alte Litteratur einzuflößen: und was das Wichtigste war: es ging aus seinem Worte und seinem Beispiel ein bildender Einfluß auf den ganzen Menschen aus: das Hohle und Gemeine konnte vor ihm nicht bestehen. Ein höherer Sinn durchwehte seinen Unterricht, welcher die Kräfte des Geistes auf edle Ziele lenkte . . . So erwarb er sich die Hochachtung seiner Amtsgenossen, und von seinen Königsberger Schülern erkennen noch heute Viele den Segen seiner Leitung in dankbarem Herzen an. Ich weiß, daß ich unter ihnen Lehrs und Simson als solche nennen darf, welche . . . in dem liebevollen Andenken gegen ihren Lehrer Jacob keinem nachstehen." — Jacob war an das Collegium Fridericianum als Nachfolger Lachmanns berufen worden.

Ein noch erhaltenes Geschichtsbuch, im Jahre 1821 aus Nachschriften in der Klasse und eigenen Ergänzungen zusammengetragen, zeugt von dem Antheil des Knaben an der Geschichte, obschon ihn der Lehrer in diesem Fache weniger anzog [1]). Das Lernen wurde ihm, wie schon berührt, überhaupt leicht. Ein starkes Gedächtniß unterstützte ihn dabei auf das bereitwilligste, und sein Interesse war, wie auch sein Abiturienten-Zeugniß bekundet, fast allen Lehrgegenständen gleichmäßig zugewandt.

Wie den Eltern und Großeltern und den Pädagogen der Ulrichschen Schule entging auch den Lehrern am Gymnasium die ungewöhnliche Begabung dieses Knaben nicht. Nur schien es, wie dieser und jener Tadel in seinen sämmtlich aufbewahrten Zeugnissen ergiebt, Einzelnen unter ihnen, als ob er, im Vertrauen auf seine glücklichen Gaben, es nicht für nöthig hielte, seine Kräfte in vollem Maaße anzuspannen. Ueberhaupt hatten sie in ihrer Strenge an seinem Wesen ein vorzeitiges Selbstgefühl auszusetzen. [2]) Auch er selber hat sich von einem gewissen Leichtsinn nicht freigesprochen. [3]) Indessen kam er, nach je einem Jahre von Quarta und Tertia, nach zweien von Secunda versetzt, zwölfjährig nach Prima und wurde, obwohl man ihn in dieser Klasse drei Jahre zurückhielt, im März 1826,

1) „Die Geschichte, wie sie leider auf der Schule betrieben wird, ist ein reines Werk des Gedächtnisses", schreibt er später (aus Bonn, 28. Oktober 1829) an seinen Bruder August.

2) In einem Zeugniß, das er zu Neujahr 1822, also eilfjährig, als Secundaner erhielt, heißt es: „Aufführung: Sonst gut; doch ein gewisses hochfahrendes Wesen muß S. noch mehr ablegen. — S. hält sich auch für unterrichteter, als er ist, und daher kommt es, daß er nicht immer in den Vortrag eingeht, auch durch Plaudern zuweilen stört."

3) U. a. in einem Briefe zum Geburtstage seines Bruders August aus Berlin vom 3. Juni 1829, worin er den stillen Fleiß und die bescheidene Ausdauer des Bruders rühmt, „die mich oft an meinen Leichtsinn strafend gemahnt haben; um so bitterer, als Du der jüngere bist und doch der bessere."

nach bestandener Abiturientenprüfung, wenig über 15 Jahre alt, mit dem Zeugniß Nr. 1 zur Universität entlassen.[1])

Ein Zwischenfall aus seiner Schulzeit blieb Simson in lebhafter Erinnerung, weil er leicht seinen frühen Tod hätte herbeiführen können. „Wir Knaben", erzählte er, „pflegten die Einrichtung in einem der sogenannten Mälzenbräuerhäuser im Löbenicht zu einem Spiel zu benutzen. Das Haus war innen zum Aufziehen schwerer Lasten mit Seilen versehen, an denen wir uns etagenweise herabzulassen liebten. Ein Deckel verschloß den Eingang zu der nächst tieferen Etage. Diesen lüfteten die Kameraden aber einmal hinter meinem Rücken, in der Erwartung, ich würde, wenn ich den gewohnten Widerstand unter meinen Füßen nicht fühlte, ruhig an dem Seile hängen bleiben, bis ich in der nächsten Etage wieder auf festen Boden stieße. Daß mehrere, ja alle Stockwerke bis in den Keller offen sein könnten, war ihnen nicht eingefallen. Nun ließ ich jedoch an der gewohnten Stelle das Seil los und stürzte durch zwei Stockwerke hinunter. Ich fiel in eine tiefe Ohnmacht. Der Vorgang spielte in der Nähe der Hundstage, unmittelbar nach dem Schluß der Schule, und erst als die volle Dämmerung eintrat, kam ich zu mir und wurde nach Hause und zu Bett gebracht. Ich vernehme noch die Worte des sofort herbeigerufenen Arztes: „Wenn das Netz gesprengt ist, hilft ihm kein Gott!" Nach einer ruhigen Nacht konnte ich indessen am nächsten Morgen zur Schule gehen, wie denn die Eltern, in voller Uebereinstimmung mit der strengen Disciplin des Fridericianums, eine Schulversäumniß nur im äußersten Nothfall billigten."

Der Handel Königsbergs, der aus der Kontinentalsperre sogar Gewinn gezogen hatte (ähnlich wie später aus dem Krimkriege), war nach den Befreiungskriegen fast zur Bedeutungs-

---

1) Zippel a. a. O. S. 241. Das erste Zeugniß war das der vollen Reife zur Universität und, wie Zippel sagt, schwer erreichbar.

losigkeit herabgesunken.[1]) Damit hing es zusammen, daß die Vermögensverhältnisse der Eltern gerade in jenen Jahren zurückgegangen waren. Zum erstenmal kam Nahrungssorge über sie, und dem ältesten Knaben entging das nicht; seine Schul- und Universitätszeit, mit deren Ende diese Mißstände nachließen, vergingen ihm unter steter Mitempfindung dieses Druckes. Die Mutter ertrug ihn leichter als der Vater, der sich in die veränderte Lage nur schwer zu schicken vermochte. Daher empfand er das Bedürfniß einer Ableitung seiner Gedanken, und der Sohn mußte ihm während seiner Gymnasialzeit regelmäßig nach dem Abendessen vortragen, was er, namentlich in der Mathematik, im Laufe des Tages gelernt hatte. Auch die Mutter nahm an dem Unterricht Theil, insofern sie dem Knaben bis zum zweiten Jahr seines Aufenthalts in Secunda treulich als Aufseherin zur Seite blieb. Uebrigens übersah dieser die Sachlage gut genug, um dem Vater Aeußerungen der Lehrer vorzuenthalten, welche diese oder jene größere Ausgabe für Schulzwecke als wünschenswerth bezeichneten. Der Vater mochte nämlich von Ersparnissen in dieser Hinsicht nichts hören, und manche Anschaffung der Art wurde wohl nur dadurch möglich, daß er und die Mutter sich das Nöthigste versagten. Als Simson, nach seinem Abgange vom Gymnasium den Direktor bat, ihm Nachhilfestunden gegen Remuneration zuzuweisen, sprach dieser seine volle Bereitwilligkeit dazu, aber auch seine Verwunderung über diesen Wunsch aus, den er nach Simsons ganzem Verhalten in der Schule nicht erwartet hätte. Simson hat dann u. a. den Grafen Friedrich Eulenburg, den späteren Minister des Innern,[2]) und dessen Bruder zwei Jahre hindurch

---

1) Armstedt, Geschichte von Königsberg i. Pr. S. 322.

2) Die hierdurch in so früher Zeit angeknüpften Beziehungen wurden auch durch politische Meinungsverschiedenheiten und die Konfliktszeit nicht aufgelöst. In einem Briefe an Simson vom 17. Januar 1877 schreibt der

im Hause ihrer Großmutter, der Oberburggräfin von Ostau, unterrichtet.

So war ihm die Jugend in engen, äußerlich dürftigen Verhältnissen verflossen und eine eigentliche Jugendfreude nur in geringem Maaß zutheil geworden. Aber höher stand der Gewinn, das Seelenband, welches seine Eltern mit einander verknüpfte, in Entbehrung und Trübsal erstarken, sich vergeistigen und verklären zu sehen. Auf dieser Erfahrung beruhte, wie er in späteren Jahren an eine Freundin schrieb, sein Zutrauen zu der menschlichen Natur.

Da die Eltern beschlossen, ihre Kinder zum christlich-evangelischen Bekenntniß übergehen zu lassen (zu dem sie in späteren Jahren auch selber übergetreten sind), so war Eduard im Jahre 1823 getauft und 1825 durch den Consistorialrath Kähler eingesegnet worden — einen Mann, der einen großen Einfluß auf ihn gewann und dem und seiner Familie er vielen Dank schuldig wurde.

Kähler[1]) war vor einer Anzahl von Jahren aus einer verhältnißmäßig bescheidenen Stelle in Cottbus als Pfarrer an der Löbenicht'schen Kirche, Superintendent, Consistorialrath und Professor nach Königsberg berufen worden. Er hatte durch eine

---

Minister: „Je älter man wird, je enger wird der Kreis der Menschen, die einem die eigene aufrichtige und hingebende Freundschaft erwidern. So trübe Erfahrungen in dieser Hinsicht ich auch an mir gemacht habe, so wohlthuend wirken die Ausnahmen, zu denen ich, zu meiner größten Freude, auch Sie, verehrter Herr Präsident, rechnen kann. Sie sind mir wirklich treu geblieben: aber ich Ihnen auch, das kann ich versichern. Lassen Sie uns in dieser Treue verharren: sie ist auf gutem Boden erwachsen, hat sich auf schwierigen und verwickelten Lebenswegen bewährt, und wird hoffentlich einst besser verwerthet werden können, als in diesem Jammerthale." Einen andern Schüler, v. Gottberg, den er 1826 und 1827 in dessen väterlichem Hause unterrichtete, erwähnt Simson in einem Briefe an seinen Bruder August vom 1. Juni 1885.

1) Näheres über Ludwig August Kähler (1775—1855) siehe Allgem. deutsche Biographie XV. 1—3.

Schrift über Rationalismus und Supranaturalismus u. a. die Aufmerksamkeit der Prinzessin Marianne von Preußen, geborenen Prinzessin von Hessen-Homburg, erregt und war durch den Generalsuperintendenten der Nieder-Lausitz, Brescius, für seine neuen Aemter empfohlen worden, wo er an Stelle des nach Weimar berufenen, als Kanzelredner mit ihm wohl vergleichbaren Consistorialraths Krause trat. Ein geistvoller Mann, von lebhafter Phantasie, der als Professor einigermaßen der sicheren wissenschaftlichen Grundlage entbehren mochte, als Prediger dagegen eine große, nicht lokale Gemeinde um sich versammelte. Während seines Aufenthalts in Cottbus und noch früher als Adjunkt in Canig bei Guben hatte Kähler auch seine Feder durch eine Reihe von Novellen und Romanen geübt, unter denen „Hermann von Löbeneck“ hervorzuheben ist. Der Verfasser des „Hermann von Löbeneck“ war die einzige Königsberger Persönlichkeit, nach welcher Goethe sich bei Simson erkundigte, als dieser das Glück hatte den Dichterfürsten zu sehen. Auch gegen das Ende seiner Laufbahn hat Kähler noch ein Gedicht „Der Tag des Gerichts und der ewigen Versöhnung“ verfaßt. Einer der Söhne des Consistorialraths, Bernhard, der zuerst Arzt, später Landwirth wurde, ward Simsons vertrauter Freund. Auch zu einer der Töchter, die seine Genossin im Confirmandenunterricht war, blieb er bis zu ihrem Tode in freundschaftlicher Beziehung.

---

2. Universitätszeit (1826—1829).

Nun folgten die Jahre des akademischen Studiums. Eindrucksvoll und verlockend drangen in die jungen Seelen die von Süvern gedichteten Verse auf der Stoa Kantiana am Dom neben dem Albertinum:

> Hier von den Geistern umschwebt ehrwürdiger Lehrer der Vorwelt,
> Sinne, daß Jüngling auch dich rühme noch spätes Geschlecht.

Als Simson die Königsberger Universität bezog und der Professor und Regierungsrath Karl Hagen, der ihn als Prorector inscribirte, in seinem Reifezeugniß las, sein Fleiß sei zwar regelmäßig, aber nicht allezeit angestrengt gewesen, fragte er mit Rücksicht auf seine auffallende Jugend, was denn bei größerer Anstrengung hätte herauskommen können? Uebrigens war es noch unbestimmt, welchem Fach der junge Student sich widmen würde. Er scheint vorzugsweise an die sogenannten Cameralia gedacht zu haben und hörte zunächst fleißig die nationalökonomischen Vorträge des erwähnten Regierungsraths Hagen. Dann entschied er sich jedoch für das Studium der Rechtswissenschaft. Von den juristischen Vorlesungen zogen ihn am meisten die von Heinrich Eduard Dirksen an, obwohl sie mehr den historischen, ja archäologischen Forscher verriethen. Diesem Lehrer hat er auch seine Inauguraldissertation gewidmet. Auch bearbeitete er zwei von der juristischen Fakultät gestellte Preisaufgaben und erwarb einmal den kleineren, einmal den großen Preis.

Indessen war er weit entfernt, sich auf ein bloßes Brod-studium zu beschränken. Er wurde Amanuensis des Professors Karl Gottfried Hagen, des Vaters des Regierungsraths. Dieser Mann, der im Jahre 1808 auch Lehrer des Kronprinzen und des Prinzen Wilhelm gewesen war, hatte früher, was heutzutage unbegreiflich erscheinen würde, gleichzeitig Physik, Chemie, Pharmacie, Botanik und Mineralogie gelehrt. Jetzt hatte er sich auf Physik und Chemie beschränkt. In beiden Fächern ging ihm Simson bei der Vorbereitung der Experimente zur Hand und behielt daher auch ein Interesse für die Chemie.

Daneben besuchte Simson die philologischen Vorlesungen Lobecks, die historischen von Drumann und die philosophischen von Herbart. Auch an Lobecks Seminar nahm er mehrere Semester hindurch Theil und bewahrte namentlich dessen meisterhafte Uebersetzung des Theokrit und von Sallusts Catilina im Gedächtniß. Herbart war, nach Kants Tode und einer vorläufigen Besetzung seiner Stelle durch Krug, auf den Lehrstuhl des großen Königsberger Weisen berufen worden und erfreute sich einer herzlichen Verehrung. Sowohl seine Vorlesungen und sein Seminar wie auch sein Pensionsinstitut wurden hochgeschätzt. Er trug in einem auf eine Reihe von Semestern berechneten Kursus alle Theile seines Systems, von der Logik und Einleitung in die Philosophie bis zur Metaphysik und Psychologie vor. Da er jedoch in seinem Hause, am Ende der Königsstraße las (die Professoren lasen damals noch fast ausnahmslos in ihren Häusern), so veranlaßte die weite Entfernung vom Mittelpunkt der Stadt Manche und darunter auch Simson, die Vorlesungen auch außer der von Herbart bestimmten Reihenfolge anzuhören. So geschah es, daß er gleichzeitig mit der Einleitung in die Philosophie auch die Vorlesung über Pädagogik hörte, die freilich für einen sechzehnjährigen jungen Menschen zu früh kam.

Die Grundlage jeder dieser Vorlesungen bildete Herbarts betreffendes Lehrbuch, jedoch sprach er frei, und Simson bekannte, einen vollendeteren Vortrag als den seinigen nie gehört zu haben. Auch seine äußere Haltung war, bis auf die stets der Mode getreue Kleidung herab, von größter Eleganz. Herbarts Einfluß und Anziehungskraft auf Simson war so bedeutend, daß er nicht nur als Student seine sämmtlichen Vorlesungen hörte, sondern auch später, als außerordentlicher Professor, einem großen Theil derselben von Neuem und mit stets gleichem Interesse beiwohnte.

Von Berlin aus wurde Herbart, infolge der Hegel'schen Vorherrschaft im philosophischen Reiche, lange Jahre hindurch vollkommen vernachlässigt. Mußte Simson doch später hören, wie Herbarts Philosophie von Johannes Schulze „abgestandene Reflexions-Philosophie" genannt wurde, eine Aeußerung, der allerdings Leopold Ranke mannhaft widersprach. Sodann kam man in Berlin auf den Gedanken, Herbart durch Ernennung zum „Schulrath" eine Art von Genugthuung zu geben. Im Jahre 1833 folgte die Verleihung eines Ordens, jedoch ebenfalls unter ausdrücklicher Betonung seiner pädagogischen Leistungen.

Diese Behandlung bewog Herbart, einer abermaligen Berufung nach Göttingen, wo er schon vor seiner Anstellung in Königsberg gelehrt hatte, Folge zu leisten. Unvergeßlich blieb Simson der Abschiedsabend, an dem der verehrte Lehrer vor dem um ihn versammelten Kreise eine Probe seiner musikalischen Virtuosität durch eine Improvisation auf dem Klavier ablegte. Den Sinn, welchen er aus diesem Vortrage in Tönen herauszuhören glaubte, und den tiefen Eindruck, den er davon empfing, hat er damals gleich am nächsten Morgen (7. September 1833) in einem Briefe an seine Braut geschildert:

„Vom Wetter begünstigt, versammelten sich gestern die Studirenden und die wenigen außer ihnen Eingeladenen ... in

Herbarts Garten, den man trotz der schönen Nacht um der Kälte willen gegen neun Uhr verlassen mußte, um oben an verschiedenen Tischen ohne große Ceremonie zu Abend zu essen. Interessante Unterhaltungen wechselten mit Studentenliedern, an denen jedermann theilnahm, und ich wäre mit dem Abend überhaupt schon höchlich zufrieden gewesen, wenn er auch nicht auf eine für mich wahrhaft rührende Weise geendet hätte. Herbart folgte unserer Bitte, am Flügel zu phantasiren. Er begann leise, wie zögernd und schüchtern, man gedachte seines ersten Auftretens. Mit erhöhtem Bewußtsein und Selbstgefühl fuhr er fort und ward lauter, wie durch größere Erfolge dazu berechtigt. Ein plötzlicher Sprung versetzt ihn in die Ferne, und man empfand, daß es nichts Geringeres als Kants Lehrstuhl sei, auf dem er sich niederlasse. Hier gehen wilde Jahre des Krieges an ihm vorüber; aber die Wissenschaft erstarkt unter seinen Händen, und die Anerkennung von oben und unten her mangelt nicht. Da kommen zuerst leise Dissonanzen, allmählich sich vermehrend und verhärtend, endlich allen Wohllaut unterdrückend, und nur noch hie und da tönt die leise Wehklage des gemißhandelten großen Mannes durch. Endlich die Aussicht, diesen Verhältnissen entzogen zu werden, und ihre Erfüllung; aber die Trauer auch, Kreisen entrissen zu werden, von denen man sich geliebt und verehrt fühlt. Und endlich, wie ein Zeichen, daß die Liebe zu dem ritterlichen Könige trotz aller Mißhandlung nicht erkaltet sei, gingen die Harmonien allmählich und mit überraschender Wirkung in das „Heil Dir im Siegerkranz“ über.“

„Ganz mißverstanden hatten den Phantasirenden gewiß nur sehr Wenige; für mich aber war der Gedankengang so durchsichtig, daß ich zu glauben geneigt bin, fast Alle hätten ihn ganz verstanden. Wir dankten ihm mit Thränen in den Augen, und ich war so bewegt, daß ich die Gelegenheit ersah mich unbemerkt zu entfernen.“

Als man im Jahre 1876 die hundertjährige Wiederkehr von Herbarts Geburtstag in seiner Vaterstadt Oldenburg beging, reiste auch Simson zu dieser Feier und wurde lebhaft von der Treue des Andenkens berührt, die man dem Philosophen dort bewahrt hatte, wenn auch natürlich nur äußerst Wenige mit seiner Lehre wirklich vertraut waren und es ihm schien, als ob man Herbart vielfach auch jetzt todt schwiege, wie bei seinem Leben.

Außer den erwähnten Collegien nahm Simson auch eine Vorlesung bei Professor Peter von Bohlen[1]) an, in der dieser „Ardschunas Reise in Indras Himmel“ nach der Ausgabe von Bopp interpretirte. Sein einziger Mitzuhörer war ein National-Litthauer, und so vernahm er mit lebhaftem Interesse, wie die frappante Aehnlichkeit des Sanskrit mit dem Litthauischen von Bohlen erörtert wurde, der sich von dem Litthauer die Synonyma seiner Sprache für die Sanskritworte angeben ließ. So soll Bohlen, der häufig den Oberpräsidenten von Schön auf dessen Reisen durch die Provinz begleitete,[2]) bei solcher Gelegenheit auch manches Räthsel der Ortsnamen mit Hilfe des Sanskrit gelöst haben.

Die Universität, an der so glänzende Lehrkräfte wirkten, war damals nur von etwa 300—400 Studirenden besucht. Verbindungen politischer Natur bestanden unter ihnen nicht, jedoch

1) Ueber das außerordentlich merkwürdige Leben Bohlens (1796—1840), das er selbst beschrieben hat, vergl. den Artikel von Leskien in der Allgem. deutschen Biographie III. 61. Der Sohn eines armen Bauern im Jeverlande (den von der Familie aufgegebenen Adelstitel nahm er erst wieder auf), war er Schneiderlehrling, dann Jockey eines französischen Generals, darauf Marqueur in einem Gasthause u. s. w. gewesen, bis er, 21 Jahre alt, in die Tertia des Hamburger Johanneums aufgenommen wurde. Sanskrit hatte er zuerst in Bonn bei A. W. v. Schlegel, später bei Bopp getrieben.

2) Vergl. Autobiographie des Dr. P. v. Bohlen, herausgegeben von Johannes Voigt. 2. Aufl. (Königsberg 1842) S. 66, 127.

hielten die Masuren, Litthauer, Pappenheimer u. s. w. in sogenannten Kränzchen zusammen. Auch Simson, der das Studentenleben durchaus mitmachte, schloß sich der Litthuania an. Mitunter traten sämmtliche Studenten zu gemeinsamen Berathungen im Vorraum des sogenannten Auditorium maximum (der Aula) zusammen, und manche Eintragung in Simsons Stammbuch erinnerte ihn noch später an Freundschaften aus jener Zeit und an damals von ihm gehaltene Reden. Es waren eigentlich nicht einmal seine frühesten; denn schon bald nach seinem Eintritt in das Gymnasium hatte er als Quartaner eine — natürlich nicht von ihm, vielmehr von Dr. Dinter verfaßte — lateinische Rede zum Geburtstage eines Lehrers gehalten. Sie begann mit den damals von ihm kaum verstandenen Worten, die er jedoch bis ins Greisenalter im Gedächtniß behielt: „Favete linguis, commilitones, accedite ad aram pietatis!“[1])

Neben den erwähnten akademischen Kränzchen bestanden noch andere, in denen die Studirenden in ihren elterlichen Häusern zu litteraturgeschichtlichen Studien zusammenkamen; darunter eines, welches Simson immer inniger mit seinem Freunde Karl Wächter verband. Dieser war um das Jahr 1820 von Memel nach Königsberg und in das Fridericianum gekommen, und der Bund beider Freunde hat bis zu seinem im Jahre 1882 erfolgten Tode treu und unzerreißbar gehalten. Wächter wurde Pfarrer in Hafestrom bei Königsberg, an dem alten Ausfluß des Pregels, und durchlebte außerordentlich wechselnde Schicksale mit unbeirrtem, festem Gottvertrauen. Simson bekannte gern, daß er dem guten Beispiel dieses reinen Menschen viel schuldig geworden sei.

Inzwischen hatte sich sein Entschluß befestigt, sich dem akademischen Lehramt zu widmen. Er bestand, nach Erledigung der

1) „Schweigt, Commilitonen, tretet an den Altar dankbarer Liebe!“

damals üblichen schriftlichen Aufgaben, das mündliche juristische Doctorexamen am 22. April 1829 vor drei ordentlichen Professoren, von denen einer von dem Feste kam, das in Königsberg alljährlich an Kants Geburtstage von der seit dem Tode des Philosophen bestehenden Kantgesellschaft gefeiert wird. Die Promotion des nicht viel über 18 Jahre alten Doctors fand am 1. Mai statt. Infolge der Prüfung, die nach seinem eigenen bescheidenen Ermessen zwar nur mittelmäßig ausfiel, die Examinatoren jedoch offenbar in hohem Grade befriedigte,[1]) erhielt er auf Antrag der Fakultät auch gleich die venia legendi. Außerdem beschloß die Fakultät beim Ministerium die Unterstützung zu einer Reise für ihn zu befürworten, die er bald darauf für zwei Jahre erhielt. Es war ein königliches Reisestipendium von 200 Thalern jährlich, verbunden mit der Verpflichtung, ebenso lange als er dasselbe genossen, hernach an der Universität Königsberg als Privatdocent zu lehren.

---

1) In dem Diplom verlieh sie ihm die Doctorwürde „ob egregia industriae ac eruditionis documenta in examine rigoroso, explicatis textibus, habita lectione cursoria et palam defensa dissertatione inaugurali de Jul. Paulli manualium libris III." Im Jahre 1879 erneuerte sie ihm das Diplom „decem lustris a Kalendis Maiis a. MDCCCXXIX, quo die doctoris utriusque iuris gradum in hac ipsa academia summa cum laude nactus est, feliciter peractis."

3. Studienreise (1829—1831).

Von der Studienreise, auf die der junge Doctor sich nun begab, würde sich ein weit vollständigeres Bild gewinnen lassen, wenn seine Briefe an seine Eltern aus dieser Zeit noch vorlägen. Simson hatte sie nebst den Antworten der Eltern in einem stattlichen Bande zusammenheften lassen, in dem wir Kinder gern zu lesen pflegten, der jedoch während seines Aufenthalts in Frankfurt a. O. abhanden gekommen ist.

Nicht ohne Sorge sahen die Eltern den kaum zum Jüngling gereiften Sohn scheiden, als sie ihn mit anderen Verwandten bis zur „Hoffnung", einem Wirthshause vor Königsberg, begleiteten. Als das schmetternde Posthorn ertönte, legten sie unter Thränen ihre Hände auf sein Haupt, sahen aber doch mit Vertrauen der Zukunft, die ihn an Leib und Seele unversehrt in ihre Arme zurückführen sollte, entgegen.

Die Reise führte ihn zunächst nach Berlin, sodann über Halle, Leipzig, Weimar und Göttingen nach Bonn, von dort nach Paris und endlich über Heidelberg und Berlin nach Hause zurück.

In Berlin, wo er am Alexanderplatz, in demselben Gebäude wohnte, in welchem sich das Königstädter Theater befand, war sein Hauptaugenmerk auf Savigny gerichtet, und dieser empfing ihn, als er erst vierzehn Tage nach dem Anfang der Vorlesungen eintraf, mit herablassender Güte. Auch durch Mittheilung von Büchern, deren der junge Jurist zu einer von ihm beabsichtigten

Ausgabe von Ulpians Liber singularis regularum bedurfte, unterstützte er ihn. Einen Zutritt in sein Haus ließ er ihm nicht zutheil werden. Schleiermacher hörte Simson, außer auf der Kanzel, auch in der Vorlesung, die er in einer sehr frühen Morgenstunde hielt. Karl Ritters Colleg besuchte er gleichfalls als Hospitant und staunte über die bewunderungswürdige Klarheit des Vortrags, die der berühmte Geograph noch durch Zeichnungen an der Tafel erhöhte. Außerdem hörte er auch Hegels Vorträge über die Beweise für das Dasein Gottes.[1]) Es war, wie Simson erzählte, ziemlich peinvoll, Hegel mit dem Suchen nach dem rechten Worte ringen zu sehen, dann aber auch um so befriedigender, wenn er es endlich gefunden hatte, und man gestehen mußte, daß er kein treffenderes hätte wählen können.

Gegen Ende August 1829 brach Simson von Berlin über Wittenberg, Halle und Leipzig nach Weimar auf, wo der Feier von Goethes 80. Geburtstage entgegengesehen wurde, ausgerüstet mit Empfehlungsbriefen Zelters an Goethe und Eckermann. Das Schreiben an Goethe, welches in dem Briefwechsel zwischen ihm und Zelter[2]) abgedruckt ist, lautet:

„Wenn Du mir auch nicht zu danken brauchst, daß ich Dir so vielerley Leute ins Haus sende, so habe ich zu danken, eben durch solche Gelegenheit Dir wieder und wieder zu sagen, daß ich lebe und Dir lebe."

„Dr. jur. Edward Simson, ein stattlicher achtzehnjähriger Jüngling von Königsberg in Preußen ist mir stark empfohlen; er soll von großen Hoffnungen seyn und reiset auf königliche Kosten. Wie ich mir nun denke, daß Du die nächsten Tage

1) Vergl. Hegels Werke XII (Berlin 1832, S. 289 ff. und den Berliner Index lectionum vom Sommersemester 1829, S. 13 (G. W. F. Hegel publice de existentiae Dei demonstrationibus disseret d. Merc. h. XII – I). A. D. Biographie XI. 271.

2) Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter, herausgegeben von F. W. Riemer V. 275—276. Nr. 673.

von vielen Seiten angegangen bist, so sage nichts weiter als daß auch ich reichlich begangen bin, indem ich außer meinem Verhältniß zur Singakademie jetzt wöchentlich zwey und vierzig Lektionen verübe, und zwar in den allerersten Elementen des Singens, an lustigen Buben und Knaben, die (längst unterrichtet) zum ersten Male und allseitiger Verwunderung erfahren, daß man dabey den Mund aufthun, ein Antlitz haben, gehn und stehn können müsse. Mir macht es wahre Freude von vorn wieder anzufangen und mich von Stümpern belächeln zu lassen, die den Berliner Jungfräulein die geheimen Schönheiten lungensüchtiger Kraftopern aufdecken.

Der Doktor wartet auf das Blatt. Lebe wohl.

Dein

Sonntag, den 16. August 1829. Z."

In Halle hörte Simson eine Vorlesung Wegscheiders über Dogmatik und ein exegetisches Colleg von Gesenius an. Er schildert beide in einem damals geführten Tagebuche. Wegscheider, ein kleiner Mann, hielt mit ziemlich eintöniger Stimme einen aphoristischen Vortrag, der sich auf Zusätze zu seinem Compendium beschränkte. Gesenius, jünger und für einen Vierziger sogar von noch jugendlichem Aussehen, machte durch seinen warmen, markigen Vortrag einen angenehmen Eindruck. In Leipzig hospitirte Simson u. a. bei dem berühmten Philologen Gottfried Hermann. Beinahe schon in den Sechzigen, mit einem Rock wie aus dem vorigen Jahrhundert, eng anschließenden hellen Beinkleidern, Kanonenstiefeln und Sporen, einem Hut auf dem zum Theil kahlen grauen Köpfchen, trat der unglaublich lebendige kleine Mann in wunderlichen, obschon nicht störenden Contrast mit seinem großen gelehrten Ruf. Er sprach über einen kleinen Abschnitt aus der Hecuba des Euripides in freiem, fließendem lateinischen Vortrage und mit dem an ihm gepriesenen

Scharfsinn. Seine Vorlesung war stark besucht, so daß selbst Einige standen, während die Leipziger Hörsäle sonst, vielleicht auch wegen der Nähe der Ferien, kaum mittelmäßig gefüllt waren.

Auch als Bericht über den Aufenthalt in Weimar mag dies Tagebuch eintreten — Aufzeichnungen eines kaum neunzehnjährigen jungen Menschen, die jedoch, unter dem unmittelbaren Eindruck der Persönlichkeiten und Vorgänge niedergeschrieben, ein ziemlich genaues Bild jener Tage bieten.

Von anderen damals in Weimar anwesenden Gästen treten darin Karl v. Holtei, der berühmte polnische Dichter Adam Mickiewicz mit seinem Begleiter Odyniec und der Bildhauer David aus Paris [1]) hervor; aus Goethes Umgebung sein Sohn August nebst Frau und Schwägerin, Riemer, Coudray u. a., auch Eckermann, der freilich durch Unwohlsein von der Theilnahme an der Geburtstagsfeier des Dichters abgehalten war. Zu den wichtigsten Erlebnissen gehörte die erste Weimarer Aufführung des „Faust“ am 29. August 1829.

Am Mittwoch, den 26. August, um $5^1/_2$ Uhr Nachmittags war Simson durch den muntern Thurn und Taxis'schen Postillon in Weimar abgesetzt worden und, nach Zelters Rath, im Gasthaus zum Weißen Schwan, in unmittelbarer Nähe des Goethe'schen Hauses abgestiegen. „Τὰ δὲ λοιπὰ θεῶν ἐν γούνασι κεῖται“, [2]) schrieb er am Abend, bevor er zur Ruhe ging, in sein Tagebuch und fährt dann am nächsten Tage fort:

Donnerstag, den 27. August, Nachmittag $2^1/_2$ Uhr.

... Ich habe vor Tisch auf dem Zimmer mich amüsirt mit Durchlesung eines angekauften „Führers durch Weimar und seine Umgebungen“, mehr aber noch mit den gleichfalls angeschafften

1) Richard M. Meyer, Goethe II. 503: „Slaven und Romanen huldigen dem geistigen Oberhaupt Deutschlands.“

2) „Das Uebrige ruht im Schooße der Götter“ (Homer. Od. 6, 208. 14, 58).

Kupferstichen von Goethes Hause hier und bei der Stadt mit dem Facsimile seiner Hand. Darauf ging ich in die Stadt, deren regelmäßige Straßen und einfache Baue immer mehr gefallen, bestellte auf der Post, wo Briefe an mich abzugeben seien — denn in meiner Einsamkeit würde mich ein Brief von Hause ungemein erfreuen — und fragte vergebens nach der Ankunft des Fuhrmanns, der mir meinen Koffer bringen soll.

Damit mich nun dieser lässige Schurke nicht zwinge, die Rolle des Tantalus zu übernehmen, habe ich es eben entschieden, daß ich wenigstens zu Dr. Eckermann in meinem alten schwarzen Leibrocke gehn will und dann zu Professor Wolff ... [1])

6½ Uhr Abends.

Ich fand Dr. Eckermann nicht zu Hause; er war, einer Verordnung seines Arztes gemäß, spaziren gegangen; wohin? wußte das Mütterchen im Hause nicht. Doch gesprächig, wie fast ein jedes in diesem Sachsenlande — in Leipzig sind sie sogar Schwätzer — erzählte sie weiter, daß er eben dieser Unpäßlichkeit halber schon mehrere Tage nicht bei dem Geheimen Rath gespeist habe, der übrigens nach der Abfahrt der Großherzogin-Mutter,[2]) die ihn in der Stadt besucht habe, wieder in sein Gartenhaus gezogen sei. — Um 7½ Uhr solle ich wiederkommen.

So ging ich denn, eben „dies stille Gartenhaus“ zu suchen, in den Park, hatte aber vergessen über die Ilm zu gehen und kam somit, die große Kastanienallee verfolgend, auf Belvedere, das ich lieblich fand, aber gerade nicht, wie der „Führer durch Weimar u. s. w.“ ein Paradies ...

---

1) O. L. B. Wolff, Improvisator und Belletrist (1799—1851), damals Professor am Gymnasium in Weimar.

2) Luise (1757—1830). Das Mütterchen scheint nicht recht unterrichtet gewesen zu sein (siehe unten). Goethe siedelte am 27. August nach der Stadt über (Düntzer, Goethes Leben S. 644).

Auf dem Rückwege überschritt ich in dem lieblichen Oberweimar die Ilm und kam so, den geraden Weg längs den Wiesen verfolgend, an Goethes Gartenhaus, das auf dem Blatte durchaus getroffen ist und, wirklich unbeschreiblich einfach, gewiß durch den innewohnenden Genius seinen alleinigen Werth erhält. Außer einem arbeitenden Knechte war niemand sichtbar.

So ging ich sachte nach der Stadt zurück, will ein Stündchen in Goethe „Aus meinem Leben" lesen und dann Eckermann abermals aufsuchen. — — —

Ich kann aber nicht umhin, diesen Bogen mit Goethischen Worten zu schließen, wie sie sich im ersten Bande der zweiten Abtheilung aus seinem Leben[1]) vom 10. November[2]) 1786 aus Rom datirt finden. Ich freue mich innig, daß sie Anwendung auf mich leiden dürften. Sie lauten also:

„Kehr' ich nun in mich selbst zurück, wie man doch so gern thut bei jeder Gelegenheit, so entdecke ich ein Gefühl, das mich unendlich freut, ja das ich sogar auszusprechen wage. Wer sich mit Ernst hier umsieht und Augen hat zu sehn, muß solid werden, er muß einen Begriff von Solidität fassen, der ihm nie so lebendig ward. Der Geist wird zur Tüchtigkeit gestempelt, gelangt zu einem Ernst ohne Trockenheit, zu einem gesetzten Wesen mit Freude. Mir wenigstens ist es, als wenn ich die Dinge dieser Welt noch nie so richtig-geschätzt hätte, als hier. Ich freue mich der gesegneten Folgen auf mein ganzes Leben."

„Und so laßt mich aufraffen, wie es kommen will; die Ordnung wird sich schon geben. Ich bin nicht hier, um nach meiner Art zu genießen; befleißigen will ich mich der großen Gegenstände, lernen und mich ausbilden — —"

---

1) Italiänische Reise. I. Sie erschien zuerst unter obigem Titel (Stuttgart und Tübingen 1816).

2) Simsons Geburtstag.

An Goethes Geburtstag, den 28. August 1829. 1 Uhr.

So suchte ich denn gestern Abend Eckermann auf und fand einen kranken, abgezehrten, wie es scheint an den Augen leidenden jungen Mann von kaum dreißig Jahren.[1]) Seit sechs Wochen hat er Goethe nicht gesehen und will ihm auch heut nur schriftlich gratuliren. Ist er etwa in Ungnade gefallen? Er rieth mir, der Frau von Goethe, einer Preußin von Geburt, mich melden zu lassen und durch sie der Einführung bei Goethe gewärtig zu sein. — Aber wozu der Umweg? dachte ich und trat heut früh um $10^3/_4$ Uhr nicht furchtsam, aber ebenso wenig leichtsinnig genug, um diesen Besuch für einen alltäglichen anzusehen, in Goethes Haus. Der Kammerdiener führte mich die breite Treppe hinauf; mich melden zu lassen sei heut nicht nöthig, da das Haus jedem offen stände. Durch solche Freundlichkeit und das vor der Stubenthür in Holz eingelegte Salve noch mehr ermuthigt, trat ich in das Zimmer und sah den Hochgefeierten in einem kleineren rechts, das Büsten und Gypsabgüsse enthielt, einfach in einem langen braunen Rock, langen grauen Hosen und Stiefeln, mit lose umgebundenem Halstuch — denn von solchem Heros bemerkt man ja auch wol Kleinigkeiten mit Interesse — im französischen Gespräch mit einigen Männern dieser Nation und einigen Engländern, die sich, wie ich später erfuhr, hier ihrer Bildung wegen aufhalten und manche Prärogativen haben, wie z. B. den Zutritt bei Hofe. — Endlich kehrte er sich um; meinen Brief ihm darreichend trat ich zu ihm. „Das ist hübsch",

1) Eckermann (geb. 21. September 1792) zählte damals beinahe 37 Jahre; er scheint also jünger ausgesehen zu haben als er war. Simson wurde von ihm seinem großen Meister schriftlich als „ein sehr angenehm gebildeter, vielversprechender, junger Mann" gerühmt, was Erich Schmidt später im Goethe-Archiv ermittelte und bei einem Festmahl der Goethegesellschaft unter heiterem Jubel der Anwesenden vorlas. Siehe „Die Zeit", Bd. IV, Nr. 51, S. 184.

sagte er, „daß von Zelter etwas Freundliches zu diesem Tage eintrifft — ich freue mich sehr — Sie erlauben, daß ich den Brief lese", und einen jungen Mann heranwinkend: „Unterhalten Sie diesen Herrn!" trat er in das Nebenzimmer, wo ich ihn mit unbewaffnetem Auge das Schreiben lesen sah. Mit dem Zugewiesenen nun, Herrn Rothe, der seit acht Tagen bei Goethes Enkeln Hauslehrer ist, unterhielt ich mich über die Bedeutung des Tages, die erhabene Würde des Gefeierten und dergl., als Frau von Goethe auf mich zutrat, mir mittheilte, wie wir Landsleute seien, den Gruß der Zelter'schen Damen freundlichst annahm und mich darauf der Unterhaltung mit ihrer jüngern Schwester, dem etwa 26—28jährigen, aber regelmäßig schönen Fräulein von Pogwisch [1]), überließ, ein Gespräch, in dem auch der Madame Bloch freundlichst Erwähnung geschah. Darauf trat ich mit dem Hauslehrer in das Büstenzimmer, das auf einem Postament den vorgestern als Geschenk Ludwigs von Baiern angekommenen kopf-, hände- und zehenlosen Torso wol eines Niobiden in schönem Gypsabguß enthielt. Der König hat das Geschenk mit einem Handschreiben begleitet, das wir Mittags von dem Oberbaudirektor Coudray mittheilen hörten. Auf der linken Seite des Zimmers, auf vorstehenden eichenen Parade-Schränken, die wohl mancher Sammlung Goethes als Behälter dienen, zwei Zeilen Büsten von Personen, die ihm im Leben nahegestanden, dem Großherzog mit der Frau und dem Sohne, der Gräfin Marschall, ihm selbst (er war heut mit Lorbeer gekränzt) und seiner verstorbenen Frau, dann unten Sterne in vortrefflichem Abguß, Schiller, Jacobi, Fr. A. Wolf u. a.; auch einiges Antike, z. B. ein alter Abguß der Victoria im Marmorpalais, Achilleus, Venus von Arles u. dergl. Er selbst sprach hernach mit einem der Franzosen über die Sachen.

---

1) Ulrike v. Pogwisch.

Kurz darauf trat er mit dem Landesdirektionsrath Töpfer an mich heran, stellte mich ihm vor und äußerte den Wunsch, daß derselbe mich zur Gesellschaft, die heut in einem Mittagsmahl das Fest feiert (nicht prunkend, wie mir Herr T. sagte, aber in innerer Bedeutung) einladen solle, und zwar mit den Worten: „er ist von Zelter sehr empfohlen und aus Allem, was ich aus dem Briefe von ihm ersehe" — weiter ließ ihn Töpfer nicht sprechen, denn ihn mochte die Bemerkung drängen, die er zu machen für nöthig fand: „Euer Excellenz machen mich durch einen Befehl am heutigen Tage glücklich." Darauf versicherte er mir, mich abholen zu wollen, und ich erwarte ihn eben jetzt.

Der Kammerrath Goethe ist — eines großen Vaters Sohn, doch, hat man mich versichert, wohlwollend und in manchem Fache der Naturwissenschaft vortrefflich. Seine Knaben rühmt mir der Hauslehrer, Walter namentlich, den älteren, als sehr geistreich, und es sind sehr anmuthige Kinder von 11 und 9 Jahren [1]); das Mädchen, Alma [2]), ist einjährig. — Da ich mit ihrem Hofmeister schnell bekannt geworden, so werden wir wol noch näher bekannt werden. Endlich, nach einem mit Rothe durch den Garten gemachten Spaziergange, empfahl ich mich. Goethe fragte, wo ich wohne, und als ich den „Weißen Schwan" genannt, meinte er, er sei von den kleineren Gasthöfen, aber artig — und wir würden doch gute Nachbarschaft halten. Auch Frau von Goethe äußerte, sie hoffe mich bei ihnen zu sehen.

So schied ich von ihnen, von Rothe auf mein Zimmer begleitet, wo ich an ihn eine Partie Schach verlor. Er wollte noch vor Tisch wiederkommen, und ich benutze diese Zeit seiner Abwesenheit, flüchtig diese Notizen hinzuschreiben . . .

---

1) Walter v. Goethe (1818—1885); Wolfgang v. Goethe (1820—1883).

2) Geboren 29. November 1827, gestorben 1844.

Sonnabend, den 29. August, früh 8 Uhr.

Kurz nach zwei kam denn auch der Rath[1]) und bat mich, ihm schnell zu folgen, da unten am Hause der Geheime Kammerrath von Goethe selbst (erst da bemerkte ich die Kammerherrnknöpfe hinten an seinem Rocke) und einige Engländer, auch Herr von Holtei warte. Und so gingen wir, vorgestellt, mit einander am „Elephanten" vorbei, wo noch Mickiewicz, den ich von Berlin her kannte, und sein Begleiter zu uns traten, nach dem „Erbprinzen", in dem sich nun nach und nach die etwa 30 Theilnehmer des Festes in einem sehr kleinen Saale versammelten. Ich gestehe, daß ich von dem bürgerlichen, sehr alltäglichen Aussehen der Herren so wenig erwartete, daß ich außer aller Freude, die mir im Verlauf des Mahles bereitet worden, der Ueberraschung gewiß ebenso verbunden bin.

Zunächst stellten wir eine Musterkarte europäischer Nationen vor, Engländer, von denen ich mit Herrn Seymour bekannter wurde, Franzosen, unter ihnen der Zögling des Malers David, ein Bildhauer, der uns einlud, Dienstag seine fertig gewordene Büste von Goethe zu sehen, Polen, ein Niederländer, Deutsche. Von Weimar selbst Froriep, Riemer, Peucer[2]), Hase, Schwendler, Coudray, St. Schütze, Genast; aus Jena Dr. Weller[3]), mein Tischnachbar, aus Berlin die leidige Merkwürdigkeit der Herr

1) Töpfer.

2) Peucer erwähnt in einer Mittheilung an Böttiger d. d. Weimar, 19. September 1829 über die Feier von Goethes 81. Geburtstag unter den 13 anwesenden Fremden: Dr. Simson aus Königsberg, durch Zelter an Goethe empfohlen (Goethe-Jahrbuch, herausgegeben von L. Geiger, 1880, S. 352). — Vergl. übrigens die Erzählungen von Karl v. Holtei in der Nachlese seiner Werke I (Breslau 1870), S. 61—70. („Goethe's achtzigster Geburtstag") und von Odyniec in dem Büchlein „Zwei Polen in Weimar" (Wien 1870); auch Goethes Briefe an Adele Schoppenhauer nebst deren Antworten im Goethe-Jahrbuch XIX (1898), S. 73 f., 110 f. u. s. w.

3) Dr. Ernst Weller, Bibliothekssekretär in Jena (1790—1854).

von Holtei, mit dem ich mich denn doch einigermaßen ausgesöhnt habe.

Gleich nach der Suppe brachte der Oberconsistorialdirektor Peucer,[1]) ein asthmatischer Vierziger, aber, wo mich nicht Alles täuscht, noch ein loser Zeisig, die erste Gesundheit dem Großherzoge Carl Friedrich K. H. in gerade nicht fließenden, aber gewählten und guten Worten. Nach dem nächsten Gange bevorwortete er den allbekannten Zweck des Zusammenseins und bemerkte, wie es überflüssig geschienen hätte, eine Büste des Gefeierten vorzusetzen; wol aber befände sich durch Coudray ein kleiner Gypsaltar auf der Tafel, dessen Bedeutung er sich bemühen wolle durch Ausdeutung näher zu bringen, zugleich also die Gesundheit des Greises bevorwortend, zu der er im voraus ersuche die Gläser zu füllen. Und so las er den unter Nro. I[2]) aufgeführten Prolog, dem ich von allem der Tafel Mitgetheilten unbedenklich den ersten Preis zuerkennen möchte. Peucers Mantellied (Nro. IV) μετὰ Πᾶνα τὸ δεύτερον ἆθλον ἀποίσῃ[3]). — Ihm folgte Genast,[4]) der Hofschauspieler, ein gewiß auch sehr löbliches Lied Riemers (Nro. II) in selbstgesetzter Melodie mit für einen so beschränkten Raum fast zu sonorer Stimme vortragend. Doch erntete jede Strophe in gellendem Händeklatschen den rauschendsten Beifall, für den sich Riemer bedanken wollte, aber fast am Ende seiner Danksagung noch auf den Strand gerieth.

1) Heinrich Karl Friedrich Peucer (1779—1849) war damals schon beinahe 50 Jahre alt.

2) Diese Zahlen beziehen sich auf einen Abdruck der Festgedichte, der in Simsons Nachlaß gleichfalls noch vorhanden ist. In ähnlicher Weise wurde Goethes Geburtstag im Jahre 1827 gefeiert. Vergl. den Brief Peucers vom 5. Oktober 1827 in L. Geiger, Aus Alt-Weimar (Berlin 1897), S. 346 („Mittags war große Festtafel im Stadthaussaale. Die Gedichte und Gesänge lege ich Ihnen bey . . .").

3) Dürfte den zweiten Preis verdienen (eigentlich: „du wirst nach dem Pan den zweiten Preis davontragen").

4) Eduard Franz Genast (1797—1866).

Ziemlich die leichteste Waare (V. Wahlverwandtschaft) trug der Autor, Advokat Hase, vor, und so wenig Treffendes mir in dem Dinge zu liegen schien, so erntete er doch Applaus, weil er es verstanden hatte mit einem Concetto zu schließen.

Ihm folgte Herr von Goethe, der Gesellschaft für ihre Theilnahme an seinem Vater und ihm dankend und seine eigene Freude aussprechend, daß er der Theilnehmer dieses Festes heute sei. Eine projektirte Reise nach Rom, die später wieder zunichte geworden, habe ihn im vorigen Jahre fürchten lassen, der Versammlung nicht beiwohnen zu können;[1]) in dieser Voraussetzung habe er einige Verse geschrieben, die er heut mitzutheilen wage. Wie denn einmal die Gesellschaft, zum Theil durch die reichlicher knallenden Pfropfen, zum Klatschen aufgelegt war, so folgte es auch seinen Zeilen, in denen leichtlich das Beste ein kurz vor dem Schluß befindlicher Vers war:

Habt lieb den Jungen und den Alten!

Mit gleicher und noch höherer Lust wurde St. Schützes Lied mit Hummels Musik, von Genast gesungen (Nr. III), aufgenommen, und mit Entzücken Peucers Mantellied, das er mit einer freundlichen Beziehung auf den anwesenden Dichter der „Leonore“ zu bevorworten wußte. — Die doch immer etwas leierhafte Melodie, in der gewiß nichts Anregendes liegt, hatte doch so wenig abgestumpft, daß Holtei selbst mit seinem Mantelliede (auch beiliegend, V*) sehr gefiel und ich mich selbst, mehr durch seine eigene Rührung als den Werth seiner Zeilen angezogen, gedrungen fühlte mit ihm anzustoßen.

Riemers Sonett (VI) schloß die Gedichte, und unter manchem Toast zeichne ich zwei aus, des Bildhauers David: „l'union des

---

1) August v. Goethe starb bekanntlich im folgenden Jahre (27. Oktober 1830) in Rom und liegt („Goethe filius patri antevertens“) bei der Pyramide des Cestius begraben.

peuples“ und Frorieps in echt Dirksen'scher[1]) Manier eingeleiteten für die anwesenden Fremden. — Das Handschreiben König Ludwigs, das Coudray vortrug, war mit Stanzen des abwesenden Geheimen Raths v. Müller begleitet. Ein Toast auf die alte Garde, die Schauspieler, die noch von Goethe gelernt hatten, war einer der letzten; vor ihm trank man noch die Gesundheit des Königs von Baiern.

Und so ging ich denn, froh wie nie, seitdem ich von den Meinen geschieden bin, und ein wenig erleuchtet durch den genossenen Burgunder und Champagner nach Hause, fand dort Rothe, mit dem ich mich eine Zeit lang unterhielt, ihm die zum Schluß der Tafel mitgetheilte, sehr gelungene Paste von Goethe zeigte und darauf, als er sich verabschiedet, in Goethes Briefen aus Neapel lesend, den Rath[2]) erwartete, der mich in einen Garten abzuholen versprochen.

Schlag 8 Uhr kam er und wir gingen hinaus nach der „Erholung“. Eine geschlossene Gesellschaft besucht den Ort täglich; am Freitag findet man Nachmittags Conzertmusik und Abends vertritt sich das junge Volk die Füße in ungenirtem Tanz. Als ich Professor Wolff, den ich noch zu Hause besuchen werde, flüchtig vorgestellt war, und wir uns unterhalten hatten über die heut zu erwartende Darstellung des Faust, bemerkte ich unter den Tanzenden ein sehr hübsches Mädchen, in Hellblau allerliebst gekleidet. Auf meine Erkundigung erfahre ich, daß es Agnes Gernhard, des Schuldirektors und Consistorialraths[3]) Tochter, sei. Ich frage, ob der Mann selbst anwesend (denn, obgleich auch Schauspieler und Schauspielerinnen mittanzten, waren doch, mit gewiß seltner Duldung, auch viele Geistliche da),

---

1) Vergl. o. S. 15.

2) Töpfer.

3) August Gotthilf Gernhard (1771—1845), seit 1820 Direktor des Gymnasiums in Weimar. Allgem. deutsche Biographie IX. 37.

wurde ihm vorgestellt, und als ich ihm mittheile, wie sein Bruder, mit dem er im besten Vernehmen, aber außer Briefwechsel steht, Consistorialdirektor geworden, lud er mich auf Sonntag zu sich ein, und so habe ich mir zum erstenmal selbständig zu der Bekanntschaft eines hübschen Mädchens verholfen. Mein alter Rath, der noch unverheirathet und, wie es mitunter aussieht, auf Freiersfüßen, bezeigte sein, mit geheimem Aerger gemischtes Erstaunen, wie ich ihm von dieser Einladung erzählte — aber unsere Freundschaft ist so warm, daß wir „nicht um eiteln Tand, nicht um eines Mädchens Hand“ sie brechen mögen.

Und so kehrte ich denn in mein Zimmer zurück, nach einem Tage, den ich immerhin im Kalender roth anstreichen möchte. Wenn sich diese Eindrücke bei mir gesetzt haben werden und ich Weimars Merkwürdigkeiten alle kenne, so schreibe ich an meine Lieben in der Heimath und schicke ihnen mit der ersten Gelegenheit die Kupferstiche und Paste zur Aufbewahrung für mich und die Lieder zu ihrer eignen Ergötzung.

Sonntag, den 30. August, Abends 6 Uhr.

Nachdem ich eben die Einladung bei Consistorialrath Gernhard re erfüllt habe, sitze ich hier, einige Notizen von gestern und heut aufzubewahren; doch muß ich mich kurz fassen, denn der Oberconsistorialdirektor Peucer hat mich per Karte zum Thee eingeladen.

Ich habe mir gestern früh eine Taschenausgabe des Faust angeschafft, theils zum Handgebrauch überhaupt, theils um mich zu der Aufführung vorzubereiten, die Abends statthaben sollte. So ging ich denn etwa um die Mittagstunde — es war bezogen — in den Park hinaus, meinen Führer in der Hand. Ich suchte unter seiner Leitung alles Merkwürdige auf und fand manches der Rede werth. So kam ich nach Oberweimar, aß dort, recht ausgehungert ... und gut und ging nun lesend nach

Belvedere und hatte alle Hauptsachen durchgesehen, als ich Abends 5 Uhr nach Hause kam. Rothe hatte schon nach mir gefragt, und ich fand ihn bald im Parterre. Das Haus ist eigentlich unbedeutend, keine Logen, nur Balcons, und der erste, so hör' ich, gar nur für den Adel. Hinten viel vorlaute Studenten aus Jena; Goethe selbst nicht, wol aber Sohn und Schwiegertochter.

Endlich geht der Vorhang auf und Faust beginnt — denn die Vorspiele waren weggefallen — leidlich, obgleich nicht groß und nicht stark genug — Herr Durand.[1]) — Gut waren Mephistopheles (La Roche,[2]) der viel von Devrient[3]) gelernt hat), Gretchen (Demoiselle Lortzing — ihr Vater[4]) ist noch Goethes Schüler und war ein guter Wagner), der Schüler (Herr Engst), die Bürger, die Studenten. Ich habe viel von dem komischen Werth des Stückes wirklich erst durch die Aufführung erkannt. Man ging spät und befriedigt auseinander; spät, denn trotz manchem Gestrichenen waren acht Akte doch nicht unter vier Stunden abgewickelt. Die Musik Eberweins[5]) war sehr brav in Erfindung und Ausführung.

Mein Ungar,[6]) der nicht Heutschy, sondern Töpler heißt und der gestern hier angekommen, hat mich heut früh besucht, und mit ihm und Rothe ging ich zu Röhr in die Stadtkirche, dessen gewiß sehr lehrreicher Vortrag mich mehr angesprochen hätte, läge in seiner Sprache irgend etwas Anregendes. Wächter[7]) soll mehr von ihm hören. — Mein Wegweiser führte mich auch

1) Friedrich August Durand (1787—1852).
2) Karl v. La Roche (1794—1884).
3) Ludwig Devrient (1784—1832).
4) Johann Friedrich Lortzing (1782—1851).
5) Karl Eberwein (1786—1868).
6) Dieser ist im Tagebuche vorher als Reisegenosse auf der Fahrt von Naumburg nach Jena erwähnt.
7) Vergl. o. S. 20.

auf die Grabmäler L. Cranachs, Bodes, Musäus'; Schillers im Mausoleum[1]) habe ich noch nicht gesehn.

So ging ich um 1 Uhr zu Gernhard und habe mich mit der hübschen und wahrlich liebenswürdigen Agnes sehr brav unterhalten . . .

Mein Koffer ist immer noch nicht da, meine neuen Schuhe mir zu enge und meine Stiefel offenherzig.

Eine Anekdote von Goethe, die der Maler Müller[2]) heut bei Tische[3]) mittheilte, muß ich doch gleich befestigen. — Der selige Großherzog[4]) hatte dem Professor Stieler[5]) in München aufgegeben, ihm seine frühere Geliebte, die Heygendorf (Jagemann), für sie selbst zu malen. Ehe der fertig wurde, war der Großherzog gestorben. Nun schickt er das Bild dem regierenden Fürsten[6]) und erhält dafür 60 Friedrichsd'or. Theils des Preises halber und weil es ein sehr gelungenes Porträt ist, behält es aber der Fürst, trotz der sub rosa eingegangenen Petition der Exgeliebten, und so erhält es Goethe als Minister und oberster Director aller öffentlichen Sammlungen. Um die Supplikantin zu entschädigen, will sie der Fürst von dem Bilde lithographiren lassen, vergißt aber Goethe davon Anzeige zu machen. Infolge dieser Versäumniß fährt der Müllern an, als der um das Bild bittet, und als Müller sagt: „Ja, aber Seine Königliche Hoheit will es" — antwortet er: „Will, will, will und — ich will nicht", und so muß der Maler unverrichteter Sache abziehn!

---

1) In der Fürstengruft.

2) Der Kupferstecher F. Heinrich Müller (geb. 1794).

3) Bei Gernhard.

4) Carl August.

5) Joseph Stieler (1781—1858), der u. a. das berühmte Porträt Goethes für König Ludwig I. von Bayern im Jahre 1828 malte.

6) Carl Friedrich.

Nachts nach 11 Uhr.

Vor einer Viertelstunde bin ich von Peucer zurückgekommen. Vorher hatte ein alter Spürhund aus dem Gasthofe den Koffer aufgefunden, und ich eilte hinaus, wenigstens die ganzen Stiefel gleich auf die Füße zu ziehen, vors Thor, wo er in einem Gasthofe abgegeben worden.

In kleinen, aber äußerst zierlichen Zimmern versammelten sich[1]) die Besten von Freitag[2]) und außerdem viel Damen, von denen ich namentlich Fräulein von Pogwisch lange und angelegentlich vom Theater, dem Faust u. a. zu unterhalten das Glück hatte. Daß sie aus Königsberg ist und dort an den Brederlows u. s. w. Verwandte hat, erzählte sie mir erst heut. Ich habe ihre hohe Liebenswürdigkeit mehr noch als neulich erkannt. Als sie im Laufe des Gesprächs echauffirter wurde, war sie so schön, mit den herrlichen großen blauen Augen, daß ich bedaure, sie nicht vor fünf Jahren etwa gekannt zu haben, wo dieses Carmin gewiß ihre Alltagsfarbe gewesen.

Professor Riemer hat mir vorher mit Breite seine Lebensgeschichte mitgetheilt, und zwar auf Veranlassung einer Erwähnung Gotthولds,[3]) der noch ein Studiengenosse von ihm in Halle gewesen. Hört man ihn, man sollte glauben, er habe an der Farbenlehre mindestens gleichen Theil als Goethe.

Mit Holtei habe ich ein angenehmes Gespräch geführt, aber so liebenswürdig er sein mag, wenn man ihn näher kennt, so wenig überzeuge ich mich, daß man ihn sammt seiner „Leonore" nicht in Weimar überschätze.

Von dem Französischen habe ich wieder so viel eingebüßt, daß mir eine Unterhaltung mit Mickiewicz schwer wurde. Ihr

1) Bei Peucer.
2) 28. August.
3) Vergl. o. S. 7.

Inhalt war kein wesentlicher. Er hatte sich heute das Schlachtfeld von Jena mit David und den Anderen besehen.[1])

Manches Lied vom Freitag hörte man gern wiederholen; Genast und viele Schauspielerinnen, die erste Sängerin, Mademoiselle Schmidt, Herr Oels u. a. waren anwesend, und so sind denn in der Gesellschaft die Folgen so sichtbar, die das auf das Renommée dieses Standes gehabt hat, daß Goethe und Schiller sich hier herabgelassen haben zu seinen Lehrern und Freunden. — Den Faust von gestern (Herrn Durand) fand man allgemein besser als Holtei und ich nachgeben können. Doch ist auch er Goethes Schüler!

Montag, den 31. August 1829. Nach Mitternacht.

So hat sich's denn schnell und rasch entschieden, daß ich morgen früh nach Eisenach gehe, mit der Eilpost.

Ich hole nun den heutigen Tag nach. Ich las früh, als mich der Kellner geweckt hatte, in Goethes Briefen aus Italien und dachte, es sei etwa acht Uhr — denn die Sonne habe ich bei dem unaufhörlichen Regen schon lange nicht gesehn. — Wie ich aber auf die Uhr sah, war es eilf, und ich eilte, die Bibliothek zu sehen. Riemer empfing mich so freundlich als die im Flur aufgestellte Glyptothek, nicht groß, aber eben das Beste. Die Bibliothek hat 120 000 Bände, ist gut katalogisirt und besitzt werthvolle Handschriften, namentlich altdeutsche. Für Ulpian wenig. Von dort ging ich zu Goethen, ward aber da nicht angenommen, sondern auf den Abend zum Thee eingeladen. Er saß gerade zu Davids Modellirung.[2]) So ging ich denn den über die Gebühr vernachlässigten Wolff aufzusuchen, und in sehr interessantem, verständigem und heiterem Gespräch vergingen

1) Dies wird auch in dem angeführten kleinen Buche „Zwei Polen in Weimar“ (S. 124, 125) erwähnt.

2) Der bekannten Kolossalbüste, die übrigens wohl nicht mit Unrecht für mißrathen gilt (Richard M. Meyer, Goethe III. 593).

mehrere Stunden. Er beschenkte mich mit einer Literaturtafel, die eben hier von ihm erschienen, und einigen Zeilen von Goethes Hand. Erlaubt's morgen die Zeit, so gehe ich noch zu ihm. Er wollte etwas an die Schopenhauer[1]) besorgt haben. Freilich ist nun mein Koffer schon geschlossen.

Halb sieben Abends ging ich zu Goethen, fand Holtei und Frank, der mich eben ermunterte, ihn morgen zu begleiten; später kamen noch David, Coudray, Mickiewicz; Fräulein von Pogwisch war da in Begleitung ihrer Mutter, die der Großherzogin-Mutter Hofdame ist. Auch Eckermann, leidlich hergestellt. Noch ein paar englische Damen, die gut deutsch sprachen, uns aber bald verließen. Von der Ueberschwemmung ausgehend, erkundigte sich der Alte nach Königsberg, namentlich dem botanischen Garten, Ostpreußen überhaupt, und sprach recht angelegentlich und etwas lauter als er pflegt. Für einen Achtziger ist das Gesicht bildschön, das Haar erst grau, noch nicht weiß, herrliche Augen; die Kleidung ganz von Freitag. Er war froh gestimmt durch eine Aufmerksamkeit, die ihm die Leipziger Bühne durch Uebersendung eines einfachen Blumenkranzes gemacht hatte, der sich dort über dem Anschlagzettel des „Faust" von unbekannter Hand gefunden hatte.[2]) Er rühmte dann auch Rochlitz[3])

1) Adele Schopenhauer. O. L. B. Wolff, nicht der Schauspieler P. A. Wolff, dürfte auch unter dem Correspondenten zu verstehen sein, den sie in dem Briefe an Goethe aus Godesberg vom 14. Juli 1828 erwähnt (Goethe-Jahrbuch XIX. 1898, S. 70, 103).

2) Nach anderen Berichten erhielt Goethe als Festgabe der Leipziger Bühne ein auf weißem Atlas in Golddruck abgezogenes Exemplar jenes Theaterzettels, welches sich jetzt im Panopticum zu Berlin befindet (Adolph Enslin, Die ersten Theater-Aufführungen des Goethe'schen Faust, S. 44; Wilh. Creizenach, Die Bühnengeschichte des Goethe'schen Faust, S. 36). Darum wird indeß Simsons Angabe nicht auf einem Mißverständniß beruhen, sondern beides richtig sein.

3) Friedrich Rochlitz (1769—1842). Er gab Goethe Bericht über die Darstellung des Faust in Leipzig. Vergl. Goethes Briefwechsel mit Fr. Rochlitz, herausg. von W. Frhr v. Biedermann (Leipzig 1887), S. 326—333.

als einen zartfühlenden Mann und gab ein lobend Urteil ab über eben erschienene „Detractions“ [1]) einer englischen Dame. Darauf ließ er sich eine Paste Rossinis reichen, die ihm David geschenkt, und scherzte anmuthig gegen die englischen Damen, die den Componisten zu wohl und keck aussehend fanden. Darauf setzte er mir manches Vortreffliche an der Arbeit auseinander, mit wahrhaft jugendlicher Wärme und hohem Lobe des Künstlers. So verließ er um acht etwa still die Gesellschaft, und wer weiß, ob mich mein Glück ihn noch einmal sehen läßt. Mit unbeschreiblicher Freundlichkeit ließ er mir durch Frau von Goethe, ohne unser Bitten und Gebet, seine eigenhändige Unterschrift sammt Datum zustellen unter einem älteren Gedichte von ihm. [2]) Des Himmels Segen über den Heros! Er lebt — ob er stürbe!

Fräulein v. Pogwisch, mit der ich über die Verse unter der Abbildung des Landhauses sprach, ließ sich durch Walter, des Kammeraths Sohn, ihr und der Frau v. Goethe Alba holen und wies sie mir in originali. Statt „dieses stille Gartenhaus“ heißt es da: „spitzes Dach und niedres Haus“. Er hat ihr noch vier Zeilen zugeschrieben:

Schlanker Bäume grüner Flor,
Selbstgepflanzter, sprießt empor: [3])
Aber glaubt! uns war aldort
Jener Bückling nicht am Ort!

---

1) „Verleumdungen.“

2) „Die Feier des siebenten Novembers 1825 dankbar zu erwiedern.“
„Sah gemalt, in Gold und Rahmen,
Grauen Barts, den Ritter reiten“ u. s. w.

Darunter eigenhändig:
„Weimar
d. 28 Aug. J. W. v. Goethe.“
1829.

3) Vergl. Goethes Werke Weim. Ausg. IV. 142, wo die letzten Verse lauten:
Geistig ging zugleich alldort
Schaffen, Hegen, Wachsen fort.

Nämlich auf dem Blatte (es ist das colorirte, von dem meinen verschiedene) sieht man einen sich Verbeugenden.

Mancherlei Thorheit, Versuche aus der Handschrift den Charakter der Schreibenden zu erkennen und dergleichen, vertrieb die Zeit nur zu flüchtig. Die Medusa Rondanini, auch ein Geschenk König Ludwigs, sah ich mit Bewunderung und unterhielt die alte würdige Hofdame lange eben von ihrem und meinem Vaterlande. Frau v. Goethe trat zu mir, als ich eben bewundernd vor der Meduse stand, und der Faust, vielmehr seine Aufführung, wurde der Gegenstand unseres Gesprächs. So schieden wir auf's Freundlichste, und ich habe die Erlaubniß, sie wieder zu besuchen, wenn ich wieder nach Weimar komme.

Jetzt dünkt mich's, als hätte ich den Fehler, der mich von den Städten allen Berlin zuerst sehen ließ, hier wiederholt, da ich im Anfang der Reise gerade wieder das Unübertreffliche meinem geistigen und körperlichen Auge habe vorbeigehen lassen. Aber, um mich eines Seiner Bilder zu bedienen, wie, wer ein Gespenst sah, nie mehr recht glücklich werden soll, so, däucht mich, könne ich nie mehr ganz unglücklich werden, seit ich Ihn gesehen und durch diese herrliche Persönlichkeit befestigt habe, was in mir von Ehrfurcht und Liebe für Ihn lebte . . .

Den Inhalt dieser Notizen wußte Simson noch durch einzelne kleine Züge aus seinem Gedächtniß zu ergänzen. Die damalige erste Aufführung des „Faust" in Weimar, urteilte er, habe er im Ganzen bei keiner späteren Darstellung übertroffen gesehen, nur freilich sei die Seebach jenem Weimarer Gretchen an Tiefe der Auffassung weit überlegen gewesen. Als er der Darstellerin dieser Rolle am nächsten Tage unter Holteis Führung einen Besuch machte, um ihr für ihr Spiel zu danken, und ihr nur ein Bedenken darüber äußerte, daß sie als Gretchen in der

damals sogenannten griechischen Frisur, mit kleinen Locken rings um den Kopf aufgetreten sei, gab sie zur Antwort: „Ein paar Löckchen hat der Herr Geheimerath[1]) erlaubt."

Während Goethe über die erwähnten „Detractions" sprach, hatte er den älteren seiner beiden Enkelsöhne auf dem Knie und rief ihm, als auch der jüngere eintrat, zu: „Ei sieh', da kommt ja dein charmanter Bruder!" Dies waren die einzigen Worte, die Simson sich noch mit dem Tonfall seiner Stimme zu vergegenwärtigen vermochte.

Die Versuche, aus der Handschrift den Charakter der Schreibenden zu erkennen, wurden an dem Stammbuch Ottiliens v. Goethe angestellt — ein Unternehmen, das, bevor Simson an die Reihe kam, vielfach mißlang und an dessen wirkliche Ausführbarkeit er nicht glaubte. Das Blatt, das ihm zur Lösung dieser Aufgabe anheimfiel, war aus Wilhelmsthal vom 1. August 1829 datirt, enthielt die Verse:

Macht mein Glück im Norden eine Pause,
Ei, so ist der Süd mein Vaterland

aus dem damals oft aufgeführten Kotzebue'schen Lustspiel „Das Dorf im Gebirge", demnächst den Ausdruck der Verehrung für die Besitzerin des Stammbuches und schloß mit den Worten: „In dieser Hoffnung bleibe ich Ihr treu ergebener Weltbürger . . ."

Simson wurde beim ersten Anblick von der vollkommenen Uebereinstimmung der Schrift mit der eines Schul- und Universitätskameraden überrascht. In der Annahme, daß, wenn aus den Schriftzügen ein Schluß auf die Persönlichkeit wirklich zulässig sei, er seinen Freund charakterisiren und damit den ihm unbekannten Verfasser der Stammbuchinschrift treffen könnte, entschloß er sich schnell jenen zu schildern. Bei dieser Schilderung ward er namentlich von der Mutter Ottiliens wiederholentlich

1) Goethe.

durch den Zuruf unterbrochen, er müsse die verdeckte Unterschrift vorher gesehen haben; nur so lasse sich die Genauigkeit der Charakteristik erklären. Als Unterzeichner ergab sich sodann — Herzog Bernhard zu Sachsen-Weimar-Eisenach. Simson datirte von diesem Tage seine Liebhaberei für Autographen, die ihn bis in das Parlament in der Paulskirche verfolgte, wo die persönliche Bekanntschaft mit vielen hervorragenden Männern sein Interesse an ihren Schriftzügen allmählig in den Hintergrund treten ließ. Jedoch war seine Sammlung unterdessen zu einer stattlichen Zahl von Blättern, die er sorgfältig in Mappen ordnete, angewachsen.

Von Weimar begab sich Simson zunächst nach Göttingen, wo er die reiche Bibliothek benutzte, um Handschriften und Ausgaben des Ulpian zu vergleichen — eine Arbeit, die er bei ihrer Trockenheit nicht ohne Selbstüberwindung, aber doch schnell erledigte. Außerdem gab ihm der dortige Aufenthalt Gelegenheit, in den Vorlesungen des Civilrechtslehrers Gustav Hugo, des Begründers der historischen Juristenschule, zu hospitiren und in persönliche Beziehung zu ihm zu treten.

Bisweilen wurde der Jüngling von bitterem Heimweh ergriffen. So nimmt er einmal in sein Tagebuch einige Verse auf, die er „aus innerstem Gefühl, meist weinend" niedergeschrieben habe und welche hier angeführt werden mögen, weil sie die tiefe Anhänglichkeit an die Seinigen bekunden, die ihn in seinem ganzen Leben charakterisirte:

Von jenem ewig Neuen, das die Fremde
In täglich frischem Reiz dem Wandrer bietet,
Von meiner Studien ernster Thätigkeit,
Die enger stets und enger mich umstricken,
Wendet sich oft der Blick zum Pregelstrand
Und grüßt die heißgeliebte ferne Heimath.
Und vor der tiefbewegten Seele steigen
Gar deutlich auf die Bilder meiner Lieben

Des Vaters überreicher hoher Geist,
Warnender Liebe voll das Mutterherz
Und August, streng, ein Halter seiner Pflicht,
Und Molly[1]) mit bescheidnem Kindessinn
Und ausgelassen und doch lieb Georg
Und gar das Brüderlein[2]) im Flügelkleide!
Und Sehnsucht quillt bis an das Herz herauf
Und treibt die heiße Thrän' ins Augenpaar . . .

Den weiteren Weg, von Göttingen nach Bonn, entschloß sich der junge Reisende, auch aus Rücksicht auf seine Kasse, zum Theil zu Fuß zurückzulegen. Von Kassel ging es über Wilhelmshöhe nach dem Städtchen Wolfhagen und weiter über Arolsen bis Brilon. Der Weg fiel ihm beschwerlich, zumal er von einem heftigen Flußfieber befallen wurde. So traf er erst einen Monat nach seiner Einfahrt in Weimar in Bonn ein, froh, nach längerem Umherwandern wieder ruhig an einem Orte verweilen zu können, wenn auch nicht ohne Besorgniß, daß er sich, bei der Beweglichkeit seines Naturells[3]) bald wieder fortsehnen würde. Seine Mittel waren augenblicklich so erschöpft, daß er, um seine Rechnung im Gasthofe berichtigen zu können, seine Uhr bei einem Goldschmied versetzte.

Trotz dieses etwas trübseligen Anfangs sollte der Aufenthalt in Bonn höchst segensreich für ihn werden und er von dort Anregungen mitnehmen, welche sein ganzes Leben hindurch begeisternd und veredelnd in ihm fortwirkten.

Sie gingen vornehmlich von Barthold Georg Niebuhr aus, der einen unvergleichlich stärkeren Eindruck auf ihn machte

---

1) Die Schwester, später Marie genannt.

2) John.

3) „Wer weiß es besser — nächst unsern trefflichen Eltern als Du", schreibt er an seinen Bruder August am 9. Februar 1831 aus Berlin, „wie leicht beweglich mein Gemüth heut mit seltener Gluth und Leidenschaftlichkeit das ergriff, was morgen einer besseren Einsicht, ja oft nur einer neuen Begierde weichen sollte und in die Tiefe der Seele zurücktrat, bis zum Vergessen verwischt, ja mitunter völlig spurlos."

als selbst Savigny oder Schleiermacher. Seine Aufmerksamkeit war auf Niebuhr schon durch eine Notiz gelenkt worden, die er als Sekundaner in einem Grundriß der griechischen und römischen Litteratur gefunden hatte. Sie stand ihm immer vor der Seele, bis er zu ihm gelangte.

Niebuhr hatte sich im Jahre 1823 von Rom nach Bonn zurückgezogen, noch ehe sein Sohn Marcus zu vollem Bewußtsein erwachte; denn er hielt es für seine Pflicht, diesen für sein späteres Leben vor der Empfindung zu bewahren, daß nach dem Aufenthalt in Rom jeder andere seinen Werth verliere. In Bonn gehörte er der neuen Universität frei verbunden an. Seine Vorlesungen, deren Ertrag er zu wohlthätigen und wissenschaftlichen Zwecken bestimmte, waren ungewöhnlich stark besucht; August Wilhelm von Schlegel, der gelegentlich über ähnliche Themata las, vermochte nicht mit ihnen zu concurriren. Er sah es nicht gern, wenn nachgeschrieben wurde, was man bei seinem nicht zu schnellen Vortrage, den er vollkommen frei, ohne Unterstützung auch nur durch ein Blatt Papier, hielt, bequem konnte. Durch diese Abneigung bewog er den Hauslehrer seines Sohnes, Dr. Classen,[1]) in der That das Nachschreiben aufzugeben, Simson dagegen nur, sich einige Bänke weiter zurückzuziehen, um darin fortfahren zu können. Denn man hätte Niebuhrs phänomenales Gedächtniß haben müssen, um von dem Gehörten nichts zu vergessen. Freilich ging Simson seine Nachschrift von Niebuhrs Vorlesungen über „alte Geschichte mit Ausschluß der römischen“ später verloren. Sie wurde aus Versehen mit Marcus Niebuhrs Bibliothek versteigert, dem er sie auf seinen Wunsch zur Herausgabe dieser Vorträge geliehen hatte, und alle Versuche, das Heft zurückzuerlangen, blieben vergeblich.

1) Johannes Classen (1805—1891), später Direktor des Johanneums in Hamburg, Herausgeber des Thukydides, Verfasser einer Gedächtnißschrift auf Niebuhr zu seinem hundertjährigen Geburtstage (Gotha 1876).

Eine Probe des erstaunlichen Gedächtnisses und der universellen Kenntnisse Niebuhrs blieb Simson in besonders lebhafter Erinnerung. Bei der Erzählung vom Tode des Themistokles,[1]) der sich durch Ochsenblut um das Leben gebracht haben soll, sprach Niebuhr die Vermuthung aus, das Gift sei nicht Ochsenblut, sondern ein Präparat daraus gewesen. Er zog gewisse ähnliche Beispiele aus Palaephatus „De incredibilibus“ heran und kam dann auf die Erzeugung der Blausäure, die er in solchem Detail vortrug, daß man hätte meinen können, er sei eigens darauf vorbereitet gewesen. Und doch folgte er augenscheinlich nur seinen Erinnerungen, die eine Frucht seiner chemischen Studien in Edinburgh gewesen sein mögen.

Der Gedankenreichthum strömte Niebuhr so gewaltig zu, daß er den Stoff nicht immer zu übersehen und entsprechend abzugrenzen vermochte. So schlossen mehrere Vorlesungen hinter einander mit der Ankündigung: „Morgen komme ich auf die Schlacht bei Mantinea“, ohne daß dies Ereigniß in dem nächsten Vortrage wirklich erreicht worden wäre.

Niebuhrs Vorlesungen, auf die Simson sich durch Lektüre im Herodot, Thukydides u. s. w. fleißig vorbereitete, nahmen im Winter 1829/30 ihren ruhigen Verlauf bis zum 5. Februar, wo sie durch den Brand seines Hauses unterbrochen wurden, so daß er sie erst im nächsten Semester beendigen konnte. Eben dieser Brand hatte jedoch für Simson ein näheres Verhältniß zu dem verehrten Lehrer zur Folge, wie dies auch in öffentlichen Blättern schon wiederholt erzählt worden ist.

Simson saß Abends bei der Arbeit, als ein wüster Lärm auf der Straße seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Anfangs glaubte er, es wäre einer der damals in Bonn nicht ungewöhnlichen Auftritte zwischen Studenten und „Knoten“, ging

1) Vergl. B. G. Niebuhr, Vorträge über alte Geschichte, an der Universität zu Bonn gehalten, herausg. von M. Niebuhr. I. 434—435.

aber doch, um sich zu unterrichten, auf die Straße hinab und kam an das Niebuhr'sche Haus, dessen Dach brannte, ohne daß auch nur die Hausthür aufgeschlossen gewesen wäre. Nachdem dies endlich geschehen war, trat Niebuhr nur mit einem dünnen Ueberröckchen bekleidet in die kalte Winternacht hinaus. Simson hatte einen Mantel an, der ihm bereits während der Jahre seines Universitätslebens gedient hatte. Er bekleidete Niebuhr sofort mit dieser wärmenden Hülle, obwohl jener, ohne ihn zu erkennen, die Hilfsleistung mit den Worten abwehrte: „Ach! lassen Sie, ich bin doch ein verlorener Mann!“ — Worte, die sich nicht am wenigsten darauf beziehen mochten, daß er die Zerstörung von Münchner Cicero-Handschriften, die sich augenblicklich in seinem Besitz befanden, oder den Untergang seiner eigenen Manuskripte befürchtete. Nachher sah Simson ihn in dieser Nacht noch wiederholentlich in dem gegenüberliegenden Bethmann-Hollweg'schen Hause, in dem er die nächste Zuflucht fand, und nahm dort mit Anderen Instruktionen, namentlich in Betreff der Rettung der Bücher und Handschriften entgegen. Diese gelang übrigens in überraschendem Maaße. Erst nachdem die Bergung der Bibliothek gelungen war, stürzte die Decke ein.

Nun verging etwa ein Monat, in dem des Vorganges mit dem Mantel von keiner Seite gedacht wurde, bis das Bonner Wochenblatt am 4. März folgende Anzeige brachte:

„Während des Brandes bekleidete mich ein lieber Mitbürger mit seinem Mantel. Daß ich unfähig bin mich zu entsinnen, wer diese Wohlthat geübt, ist bey der Betäubung, worin ich mich befand, gewiß verzeihlich, mir aber sehr leid, da ich weder weiß, wem ich die freundliche Handlung zu verdanken habe, noch bisher den geliehenen Mantel habe zurückgeben können. Ich bitte angelegentlich mich dazu in Stand zu setzen. Es befinden sich in der Tasche Tücher und ein anderes Stück, welches der Eigenthümer leicht wird bezeichnen können. Niebuhr.“

Das andere Stück, welches in dem Mantel steckte, war eine Düte mit gemahlenem Kaffee. Simson beharrte indessen bei seinem Schweigen, zumal es inzwischen beinahe Frühling geworden und der Mantel ein ziemlich werthloser Gegenstand war. Da kam plötzlich Dr. Classen, als er Simson besuchte, auf die Lösung des Räthsels, vornehmlich geleitet durch die Buchstaben, mit denen die Taschentücher gezeichnet waren, und — da er Simsons Vorliebe für Kaffee bemerkte — auch durch die verrätherische Düte. Nun ließ sich nicht länger mit dem Eingeständniß zurückhalten. Niebuhr bekundete, daß es zu seiner Kenntniß gekommen sei, durch das folgende Schreiben:

Durch Classen erfahre ich, daß Ew. Wohlgeboren es sind, der in der Nacht des Brandes sich selbst die wärmende Bekleidung entzog um mir zu helfen. Sie haben sogar die Entbehrung nachher ertragen, um mich nicht in Verlegenheit zu setzen, wenn der Mantel in der Verwirrung abhanden gekommen wäre. Meine Versäumniß würde unverzeihlich seyn, wenn ich nicht bis vor Kurzem in der Meinung gestanden hätte, der Eigenthümer habe jenen Mantel bei Hollwegs abholen lassen. Sie werden mir leicht verzeihen: wollen Sie nur überzeugt seyn, daß mein Dank der wärmste und aufrichtigste ist, und daß es mir höchst erfreulich seyn wird Ihnen denselben mündlich zu äußern, woran mich nur die höchst lästigen und endlosen Beschäftigungen hindern, welche Folgen des Unglücks sind. Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ew. Wohlgebohren

ergebenster

Sonnabend. Niebuhr.

Seiner Wohlgebohren

Herrn Doctor Simpson

aus Königsberg

Hiebey ein Mantel. Neugasse, bey Herrn Klaes.

Merkwürdig war die Erkenntlichkeit und Freundlichkeit, mit der Simson seitdem von Niebuhr ausgezeichnet wurde. Aus einem weiteren Schreiben des großen Historikers ersieht man, daß er ihm Empfehlungen nach Paris mitgab, wo Simson auch übernahm, einige griechische Handschriften für ihn zu vergleichen:

Sie erhalten hiebey, hochgeehrter Herr und Freund, den Brief an Blondeau; ich wünsche aber Ihnen noch ein Paar andre, wenigstens einen, mitzugeben, der für Sie Werth haben kann — wobey ich eine Gelegenheit benuze, diesen oder diese Briefe ohne Entschuldigung für den Aufschub zu schreiben. Was Ihnen vortheilhaft seyn kann, ist doch von meiner Seite nicht uneigennüzig.

Herrn Hase bitte ich, mich angelegentlichst zu empfehlen. Er wird Ihnen die Codices von Constant. Porphyrog. de thematibus und de administrando imperio nachweisen, deren gegenwärtige Nummern ich nicht anzugeben wüßte, indem die in Fabricii Bibl. VIII. S. 2. 3. jetzt gewiß nicht passen. Ich bitte Sie aber zuerst durch Vergleichung mit Banduri sich zu überzeugen, ob dessen Collation hinreicht — wenn Sie an 3 oder 4 Stellen einsehen, wird es genug seyn. Ist diese Bandurische Arbeit einigermaßen genügend, so verwenden Sie Ihre Zeit nicht auf so barbarische Bücher.

Marcus wird erfahren, wohin er Ihnen den noch rückständigen Brief bringen soll — vielleicht kann er Sie am Ufer [1]) erwarten.

Mit den angelegentlichsten Wünschen wiederhole ich meinen Dank für die Gesinnungen, welche Sie mir erwiesen haben

Der Ihrige

Sonnabend. Niebuhr.

Seiner Wohlgebohren

Herrn Doctor Simson.

---

1) Des Rheins.

Die Bemerkung über die „barbarischen Bücher" nahm der königliche Bibliothekar Karl Benedict Hase in Paris nicht wenig übel. Die Arbeit, auf welche auch eine Notiz von Immanuel Bekker in der Bonner Ausgabe der Byzantinischen Geschichtschreiber hinweist,[1]) war gegen Weihnachten 1830 fertig. Sie traf den verehrten Lehrer jedoch nicht mehr am Leben, da Niebuhr schon am 2. Januar 1831 starb. Simson empfing diese ihn tief erschütternde Nachricht auf der Rückreise aus Frankreich in Heidelberg durch den Rechtsgelehrten Thibaut.

Es war ein harter Schlag für ihn, der auch Hoffnungen für die Zukunft zerstörte. Er hatte Grund zu glauben, daß Niebuhr sich auch weiter seiner angenommen haben würde, ihn für eine diplomatische Laufbahn ins Auge gefaßt habe. Er hatte öfters von ihm zu hören bekommen: „Sie wollen mit zwanzig Jahren lesen. Was wollen Sie denn zu sechzig thun?"

Waren diese Hoffnungen oder Träume aber auch zerronnen, das edle Vorbild dieses Mannes und, man kann sagen, jedes bedeutende gedruckte oder gehörte Wort von ihm haftete fest in seiner Seele. So übernahm Simson auch später, den Artikel über Niebuhr in Bluntschlis und Braters Staatslexikon zu schreiben und machte fleißige Vorstudien dazu, las nochmals seine ihm so vertrauten Werke. Indessen hatte auch dieser, wie seine meisten schriftstellerischen Pläne, das Schicksal, schließlich liegen zu bleiben.

Auch die begeisterte Verehrung für Goethe konnte durch Niebuhr in ihm nur befestigt werden. Gerade um die Zeit, in welcher Simson beiden großen Männern sich nähern durfte, im Sommer 1829, ist die würdige, schöne Huldigung geschrieben,

1) Corpus scriptorum historiae Byzantinae: Constantinus Porphyrogenitus vol. III (Bonn. 1840) p. 9.: Themata utraque nunc ad cod. Paris. reg. 854 (fol. 105—120) contulit Eduardus Simson. I. B.

welche der Geschichtschreiber dem Dichterfürsten in seiner Römischen Geschichte[1]) darbringt, indem er das beispiellos ruhmreiche Leben des Greises zum Vergleich mit dem des M. Valerius Corvus heranzieht:

„Unsere Väter, ehe wir, nun Bejahrte, geboren wurden, erkannten im Götz und den andern Gedichten eines jungen Mannes, der Valerius in seinem ersten Consulat an Alter gleich war, den Dichter, der über alle, die unser Volk zählte, weit hervorrage, und nie übertroffen werden könne. Diese Anerkennung genießt Goethe seit mehr als einem halben Jahrhundert; schon blickt das dritte Geschlecht reifer Männer zu ihm hinauf als dem Ersten der Nation, ohne einen Zweyten und Nebenbuhler, und die Kinder vernehmen seinen Namen wie einst unter den Griechen den des Homerus. Er hat es erlebt, daß unsere Litteratur, vor allem seinetwegen, vom Ausland anerkannt und geehrt ist; aber überlebt hat er in ihr die Zeit der Dichtung und Jugend; und ist einsam übrig geblieben. Möge Er dennoch, seiner ewigen Kraft froh, noch lange heiter unter uns verweilen; von uns als Greisen die nämlichen Huldigungen empfangen, die wir ihm als Knaben reichten: möchte ich ihm diese Geschichte, welcher Er seine Gunst schenkt, vollendet darbringen können."

Außer Niebuhrs Vorlesungen hörte Simson in Bonn Pandekten bei Johann Christian Hasse, auch Bethmann-Hollweg, den Historiker Löbell, den Kunsthistoriker Eduard d'Alton und den Astronomen v. Münchow. Den Letztgenannten rühmt er noch in einem Briefe aus späteren Jahren.[2]) Auch Hasses ge-

1) III (Berlin 1832), S. 144, N. 235.

2) Vom 22. September 1866: „Bei Herrn Prof. v. Münchow habe ich 1829 und 30 populäre Astronomie in Bonn gehört, und ich kann der vollen Wahrheit gemäß versichern, daß ich keinen anmuthigeren, belebteren, geistvolleren und unterrichtenderen Vortrag gehört habe. Herr v. M. war

dachte er mit der herzlichsten Dankbarkeit. Er war auch diesem durch Zelter empfohlen, der eines von Hasses Kindern aus der Taufe gehoben hatte. Sein Haus stand ihm offen, und ein großer Genuß war es, Hasse Dichterwerke vorlesen zu hören, wie Simson ihm denn die erste Bekanntschaft mit Platens Gedichten verdankte, deren vollendete Form ihn besonders anzog. Hasses ältester Sohn, ein junger Doctor iuris wie Simson selbst, wurde ihm bald freundschaftlich verbunden, erlag jedoch, nachdem er in dem von seinem Vater herausgegebenen „Rheinischen Museum für Jurisprudenz" einige bedeutende Aufsätze veröffentlicht hatte, schon sehr früh einem Herzleiden.

Ueber den Einfluß, den das Studium Savignys und der Verkehr mit Hasse auf seine juristische Ausbildung und Auffassung übten, schrieb Simson damals aus Bonn (am 28. October 1829) an seinen Bruder August: „Was mich angeht, so hat mich die Erfahrung weniger Monate eigentümlich und zu meiner Schande über den Werth vereinzelter juristischer Theorie belehrt. Der vertrautere Umgang mit Savigny's Schriften und Hasse's Persönlichkeit zeigt mir die unumgängliche Nothwendigkeit auch für den akademischen Lehrer, ein Praktiker zu sein. Ich meine hiemit durchaus keine praktische Anstellung, vor der mich Gott nach wie vor bewahre! wie er diese großen Civilisten wenigstens großentheils davor bewahrt hat; — sondern einzig die Ansicht, daß uns das ganze Rechtswesen mit seinen Begriffen und Handlungen (wie nun namentlich das Römische) weit näher, als z. B. die Kenntniß römischer Antiquitäten, ja recht

---

dafür aber auch allgemein anerkannt. Wenn ich mich recht erinnere, war er Offizier gewesen — wahrscheinlich in den Freiheitskriegen. Seine Gestalt und Bewegung — namentlich Handbewegung — steht mir noch deutlich vor Augen." Vergl. über Karl Dietrich v. Münchow (1778—1836) Allgem. deutsche Biographie XXIII. 8. Die unsichere Erinnerung, daß er Offizier gewesen wäre, beruht vielleicht auf einer Verwechselung mit d'Alton (ebd. I. 372).

eigentlich in Saft und Blut treten muß. Und studire ich nun gerade mit großem Eifer Dirksens Werk über das XII-Tafel-Gesetz,[1]) so muß ich mit Schmerz gestehn, daß so sehr mich während der Untersuchung Scharfsinn, Gelehrsamkeit und Fleiß fesseln, ich mich doch gänzlich außer Stande sehe, in sein künstliches Resultat einzugehn, das mir durchaus zusammenzufallen scheint vor der klaren Ansicht von Römischem Volks- und Rechtsleben, die Savigny und Hasse schmückt und ihm, der mir persönlich als der trefflichste erscheint — schilt diese Worte nicht arrogant! — abgeht!"

Auch mit Eduard Böcking, der im Herbst 1829 als außerordentlicher Professor von Berlin nach Bonn übersiedelte, wurde Simson bekannt. Noch in späten Jahren erinnerte er sich einer Anekdote, welche Böcking ihm über Heine mittheilte. Er wäre, erzählte Böcking, in Berlin eines Tages recht verschmachtet aus der Vorlesung nach Hause gekommen, mit der Aussicht, sich an einer Melone zu erfrischen, die ihn in seinem Arbeitszimmer erwartete. Bei seinem Eintritt sah er den letzten Bissen dieser Frucht in dem Munde eines ihm unbekannten Mannes verschwinden und war so entrüstet darüber, daß er jenen einfach hinauswarf. Dieser Fremde war Heine, der Böcking einen Besuch machen wollte und sich die Zeit bis zu seiner Ankunft mit der Melone vertrieb.

Zu den zahlreichen ungefähren Altersgenossen, mit welchen Simson in Bonn in Verkehr trat, gehörte Alfred Nicolovius, der Sohn des Staatsraths und Großneffe von Goethe, Clemens Theodor Perthes, mit dem er näher bekannt wurde und ein juristisches Repetitorium hielt, Wilhelm Vischer aus Basel, der später Reisen nach Griechenland unternahm und Professor an seiner heimischen Universität wurde, nebst anderen Schweizern

1) Uebersicht der bisherigen Versuche zur Kritik und Herstellung des Textes der Zwölf-Tafel-Fragmente (Leipzig 1824).

und mehreren Engländern und Schotten, unter denen einer, Alexander Wellesley Leith, sich durch herkulische Körperkraft auszeichnete. Auch den jungen Historiker Felix Papencordt lernte er kennen. Die Osterferien des Jahres 1830 brachte er mit einem Theil seiner Freunde in Niederlahnstein zu.

Als er sich 1847 auf der Reise nach England eine Stunde in Bonn aufhielt, sah er Löbell wieder, während er in den Wohnungen seiner einstigen Wirthsleute nur erfuhr, daß sie bereits längst begraben waren. Zuletzt hat er dort noch an der fünfzigjährigen Jubelfeier der Universität im Jahre 1868 theilgenommen.

In Paris, wohin Simson nunmehr mit den Messageries royales Laffitte & Caillard über Metz fuhr, war eben die Julirevolution vollendet und, als er ankam, Louis Philippe seit einem Tage König. „Der Wahnwitz des französischen Hofes" hatte, wie der durch dies Ereigniß heftig erschütterte und mit den schwärzesten Besorgnissen erfüllte Niebuhr sich ausdrückte,[1] „den Talisman zerbrochen, der den Dämon der Revolution gefesselt hielt". Selbst in der Vorlesung hatte Niebuhr sein Herz darüber ausgeschüttet, da es eine Affektation sein würde, in einem solchen Augenblicke über alte Geschichte zu sprechen. Noch zitterte die große Bewegung in der französischen Hauptstadt auf das stärkste nach. Ueberall ertönte Casimir Delavignes „Parisienne", die damals an die Stelle der Marseillaise getreten war:

> **Peuple français, peuple des braves,**
> **La liberté rouvre ses bras,**
> **On nous a dit: soyez esclaves,**
> **Nous avons dit: soyons soldats!**

1) S. die Vorrede zur zweiten Ausgabe des 2. Theils seiner Römischen Geschichte (vom 5. Oktober 1830) p. V. „Der große Historiker verzweifelte angesichts dieser neuen Störung an der Stetigkeit der Kultur und sah eine neue Barbarei einbrechen, wie 1789 Goethe" (Richard M. Meyer, Goethe III. 505).

Louis Philippes Vorleben, die ehrenwerthe Art, in der er, sehr verschieden von den Emigranten, im Exil sein Leben gefristet und eine Lehrerstelle an einer Erziehungsanstalt in Reichenau in der Schweiz angenommen hatte, schien den neuen König zu empfehlen. Ein in Königsberg lebender Schweizer, Namens Schwarz, der dort sein Schüler gewesen war, wußte begeistert von seinem Unterricht zu erzählen. Auch daß man die Namen seiner Söhne Orléans und Nemours unter den prämiirten Schülern der Collèges in den Zeitungen las, erweckte Interesse und Beifall. Diese Vorliebe für den Bürgerkönig erhielt sich in Simsons Kreisen auch später, als die guten persönlichen Eigenschaften, die Louis Philippe besaß, durch die Schattenseiten seiner Regierung verdunkelt wurden. Damals sah Simson öfters aus der Entfernung den König in der Umgebung des Palais Royal, in dem er einstweilen noch wohnte, namentlich in der sogenannten Galerie de bois, sich mit seiner Gemahlin und seinen Söhnen ergehen; auch einmal Talleyrand, auf einen Stock gestützt, sich zu dem Könige hinaufbegeben.

Wie die politische Welt durch die Revolution, war die wissenschaftliche durch eine Sitzung in der Pariser Akademie, in welcher die Zoologen Cuvier und Geoffroy Saint-Hilaire in heftigem Streite zusammenstießen und die einen Markstein in der Geschichte der Entwicklungslehre bildet, auf das lebhafteste erregt.

Unter den Empfehlungen, welche Simson von Niebuhr und auch von Bethmann-Hollweg mitbrachte, befanden sich außer der an Blondeau, Professor des römischen Rechts und Herausgeber der „Bibliothèque du Jurisconsulte“, Briefe an L'Herminier und an den Orientalisten Silvestre de Sacy.

Gelegenheit, eine große Anzahl von Pariser Gelehrten zu sehen, boten die Diners, welche Mr. Jullien, der an der Spitze eines litterarischen Unternehmens [1]) stand, gab. Bei diesem sah

1) (Revue encyclopédique).

Simson auch den ihm bereits von Berlin her bekannten Professor Gans wieder, der den Franzosen durch die Aeußerung Eindruck machte, er werde, falls die preußische Regierung nicht binnen kurzer Frist die Anerkennung Louis Philippes ausspreche, seine Entlassung nehmen.

Simsons Litteraturkenntniß wurde in Paris, wo er bis zum Ende des Jahres blieb,[1]) namentlich durch die Bekanntschaft mit den Liedern Bérangers und mit Börne erweitert. Mit Börne, der nach der Julirevolution dorthin gekommen war, wohnte er in demselben Hause, in der Rue neuve des Bons Enfans. Daher stammte seine genaue Vertrautheit mit den Schriften dieses Autors, der ihm zwar, schon wegen seiner ausgesprochenen, verblendeten Feindseligkeit gegen Goethe, nicht in jeder Hinsicht sympathisch sein konnte, aber doch durch Freimuth, Talent und Witz gefiel.

1) Seine Briefe aus Paris sind, wie erwähnt, verloren; auch kein Tagebuch aus dieser Zeit vorhanden.

4. Akademische und richterliche Berufsthätigkeit.

Von der zweijährigen Studienreise heimgekehrt, trat Simson als Privatdocent an der Königsberger Universität in die akademische Laufbahn ein.

Er that es anfangs mit schwerem Herzen, denn während der Reise waren, wie schon angedeutet, andere, lockende Bilder der Zukunft in seiner beweglichen jungen Seele aufgetaucht und hatten sie mächtig ergriffen.

„Ich hatte", schrieb er nachmals an seine spätere Braut, „mein väterliches Haus mit dem Plane verlassen, nach beendeter Reise die schon vorher begonnene academische Laufbahn fortzusetzen. Von den einzelnen Erfahrungen, die mich in diesem Entschlusse nicht gar lange hernach wankend machten, darf ich Ihre Aufmerksamkeit nur für den günstigen Zufall in Anspruch nehmen, der mich in Bonn in Niebuhr's vertrautere Nähe führte. Sein Beispiel nicht weniger als seine Ermunterung ließen mir bald den Wirkungskreis eines Diplomaten in dem reizendsten Licht erscheinen — und die Bilder eines in wissenschaftlicher Muße bei den Meinen zugebrachten Lebens, die mich bis dahin befriedigt, ja entzückt hatten, waren schon fast bis zur Unkenntlichkeit verbleicht, als die französische Revolution ausbrach, das geistige Leben der Völker wie der Einzelnen in seinen Tiefen erschütternd und umgestaltend. Funfzehn Jahre des Friedens hatten das Interesse der Besten der Wissenschaft, der Kunst zugewendet —

plötzlich verschlang es die Politik. Es ward mir — soll ich sagen, so gut? das Treiben des freiheit- und siegberauschten Volkes persönlich zu sehn, zu bewundern und zu lieben. Mein Verlangen, dem Frieden der Wissenschaft abzusagen, wuchs zur Begierde; dem Befehle meines Vaters zu genügen und in dem Wunsche, zu dem erwünschten Ziele die ersten Schritte zu thun, eilte ich nach Deutschland".

„An seiner Schwelle, mit dem Morgen des neuen Jahres, empfing mich die Nachricht von dem plötzlichen Tode dessen, auf dem das Gebäude meiner Pläne als auf seiner Hauptgrundlage geruht hatte. In dem unerwarteten Schmerze, der mich traf, glaubte ich die Weisung der Vorsehung gewahr zu werden, die mich zu den verlassenen Vorsätzen zurückrief. Auf die Fluth von Erwartungen, Hoffnungen, ja Träumen, die mich Monate lang mit fast zerstörender Lebendigkeit durchwogt hatten, folgte eine Ebbe in meinem ganzen innern Leben . . ."

Im Sommer 1831, als in Königsberg die Cholera zum erstenmal auftrat, kam es zu einer Gährung der unteren Klassen gegen die Behörden und die Aerzte, welche zu einem förmlichen Aufruhr anschwoll. Bei der Bewältigung dieser Tumulte zeichneten sich die Studenten unter Führung des Universitätsrichters Grube in rühmlicher Weise aus.[1]) Auch andere Angehörige der Universität, darunter auch Simson, traten für die Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung ein, wie das folgende, in seinen Akten befindliche Anerkennungsschreiben bezeugt:

> Das kgl. Ministerium hat mir auf den am 30. v. M. erstatteten Bericht unterm 8. d. M. eröffnet, daß es mit besonderer Zufriedenheit daraus ersehen habe, auf welche rühmliche Weise die Studirenden unter Leitung des Herrn Uni-

1) Vergl. H. Prutz, Die königliche Albertus-Universität zu Königsberg i. Pr. im neunzehnten Jahrhundert, S. 116 - 119.

versitätsrichters Grube der Aufforderung zur Wiederherstellung der frevelentlich gestörten Ordnung und Ruhe in der Stadt mitzuwirken nachgekommen sind, und mich beauftragt, sowohl dem Herrn Universitätsrichter als den sonst hierbei thätig gewesenen Mitgliedern der Universität und den Studirenden das volle Anerkenntnis der Verdienstlichkeit ihres Benehmens Namens des kgl. Ministeriums zu erkennen zu geben.

Da Ew. Wohlgeboren zu denjenigen gehören, welchen ein Antheil an diesem rühmlichen Benehmen gebührt, so gereicht es mir zum Vergnügen, den Auftrag des kgl. Ministeriums gegen Sie zu erfüllen.

Königsberg, den 15. August 1831.

Kgl. Universitäts-Kuratorium
Im höheren Auftrag
(gez.) Reusch.

An den Herrn Dr. Simson
Wohlgeboren
hierselbst.

Insbesondere erinnerte sich Simson, daß er einen Auflauf in der Fleischbänkengasse, vor dem Kurth'schen Hause durch eine Anrede an die Menge zu beschwichtigen suchte. Aber aus ihr heraus erscholl der Ruf: „Hört ihn nicht, es ist auch ein Doctor!" Er fühlte einen Schlag am Hinterkopf, der Kaufmann Kurth trat mit den Worten an ihn heran: „Sehen Sie denn nicht, daß Sie in Lebensgefahr schweben?" und zog ihn in sein Haus. Fast in demselben Augenblick fielen die Fensterscheiben dieses und des Nachbarhauses klirrend zu Boden.

Ebenfalls während er Privatdocent war, vom Herbst 1831 bis 1832, absolvirte Simson als Freiwilliger sein Militärjahr beim 1. Infanterie-Regiment, wurde jedoch während der zweiten

Hälfte dieser Zeit vom Dienste dispensirt und zum Unterrichten von Unteroffizieren verwendet. In seinem Zeugnisse hierüber (vom 20. November 1832) heißt es: „Er hat sich während dieser Zeit als ein sehr moralischer und vielseitig gebildeter Mann bewiesen und sich auch hinreichende Dienstkenntnisse erworben, um hiedurch zur einstigen Beförderung zum Offizier in der Landwehr empfohlen zu werden“.

Schon am 10. April 1833 wurde Simson zum außerordentlichen Professor ernannt. Auch gelangte bereits in den Anfängen seiner Laufbahn durch Professor Friedrich Wilhelm Schubert, der schon auf dem Gymnasium als Vertreter des Direktors Gotthold während einer Reise desselben nach Italien ihm ein sehr lieber Lehrer gewesen war und mit dem er eine bis zu Schuberts Tode währende Freundschaft unterhalten hat, eine Berufung nach Dorpat an ihn. Die Sache zerschlug sich jedoch, weil Clossius, an dessen Stelle er kommen sollte, sich anders besann und in Dorpat zu bleiben entschloß. Ein ähnliches Loos ist auch späteren Plänen, ihn nach Breslau, Greifswald und Jena zu berufen, widerfahren. So erstreckten sich seine Vorlesungen in Königsberg, abgesehen von einer längeren Unterbrechung durch parlamentarische Thätigkeit, über einen Zeitraum von fast 30 Jahren (1831—1860). Sie hatten das römische und, namentlich seit seinem Eintritt in die Praxis, auch das preußische Recht zum Gegenstande und wurden, im Verhältniß zu der geringen Frequenz der Universität, im Ganzen stark, auch fleißig besucht, wenn auch die Zahl der Hörer nie über etwa 40 hinauskam.

Er hielt die Vorlesungen, auch die rechtsgeschichtlichen Inhalts, stets vollkommen frei. Es widerstrebte ihm sogar, den Lehrstoff nur vorzutragen; er blieb mit den Zuhörern in lebendiger Verbindung durch Frage und Antwort und pflegte am Ende der Woche mit ihnen ein Repetitorium über das Gelernte

abzuhalten.[1]) Als man juristische Seminare einrichtete, wurde ihm das zur Vorbereitung auf die Praxis bestimmte anvertraut. Er legte den Uebungen ausregistrirte Gerichtsakten zu Grunde, aus denen er die auf das gefällte Erkenntniß hinweisenden Stücke entfernt hatte, und ernannte je einen Zuhörer zum Referenten und Correferenten, die dann ihre Anträge vortrugen und vertraten. Es ist ihm für diese Uebungen manche Anerkennung, namentlich vielfacher Dank in solcher Weise von ihm vorgebildeter Richter zutheil geworden, und es war ihm immer eine besondere Freude, wenn ihn die eigene praktische Thätigkeit wieder mit dem einen oder andern dieser alten Schüler zusammenführte.

---

1) Den Eindruck, welchen Simson als junger Professor in den vierziger Jahren des Jahrhunderts machte, hat Rudolf v. Gottschall, der in Königsberg studirte und später zum Doctor iuris promovirte, geschildert:

„Auf den Katheder stieg ein junger Professor, ungefähr 30 Jahre alt, von ausdrucksvollen Zügen und stattlicher Repräsentation. Es lag in seinem Auftreten und Erscheinen etwas Würdevolles, was über die Lebensjahre des jungen Gelehrten hinausging; doch streifte diese Gemessenheit durchaus nicht an Pedanterie. Im Gegentheil, eine gewisse Eleganz war in seiner Toilette unverkennbar, etwas Behagliches und Vermögliches, was wir bei wenigen anderen Docenten der Universität zu entdecken vermochten. Es hatte alles seine Art, wenn er den Hut ablegte, den Rock aufknöpfte — man glaubte immer, es müsse ein Ordensstern dabei zum Vorschein kommen. Sein Kopf gehörte in jene Klasse der Jupiterköpfe, wie sie Goethe, Varnhagen und andere berühmte deutsche Männer besaßen, nur daß dieser Zeus noch sehr jugendlich war und dabei eine leise, aber interessante alttestamentliche Schattirung nicht verleugnete. Kräftig und voll war das Organ des Vortragenden, der Vortrag selbst von außergewöhnlicher Sicherheit in der Sprachbeherrschung, niemals verlegen um den bezeichnenden Ausdruck, niemals überstürzt und überhastet. Weit entfernt von todtem Diktat, war es vielmehr eine lebendige Unterhaltung; er verlangte von dem Hörer Antwort und Gegenrede; er wandte sich an ihren Scharfsinn, er wußte ihnen den Stoff interessant zu machen und ihn um so mehr ihrem Gedächtniß einzuprägen, je mehr sie ihn selbstschöpferisch sich angeeignet hatten . . .“ (Aus meiner Jugend. Berlin 1898. S. 83 ff.).

Schon in den Anfängen seiner Docentenlaufbahn verlobte sich Simson mit Clara Warschauer,[1]) der ältesten Tochter eines sehr angesehenen Bankiers in Königsberg. Er kannte seine Braut, mit deren Familie ihn eine entfernte Verwandtschaft verband, von Jugend auf. Die angeregte und ungezwungene Geselligkeit in ihrem elterlichen Hause und den damit zusammenhängenden Kreisen hatte ihn stets besonders angesprochen. Er war erfreut gewesen, sie auf seiner Reise mit ihrer Mutter in Berlin zu finden und bedauerte, daß sie es schon nach einer Woche verließ. Schien der Eindruck, den ihr reines Gemüth und ihre jugendliche Liebenswürdigkeit auf ihn gemacht hatte, während der Reisezeit auch in den Hintergrund zu treten, so verließ er ihn doch nicht, und diese zurückgedrängten, aber nicht erloschenen Erinnerungen erwachten lebhaft, als er auf der Rückkehr Berlin wieder erreichte. Sie schlugen, wie er sich mit einem dem Ostpreußen nahe liegenden Bilde ausdrückt, „von der Heimath her brandend an die trübe Stimmung der Gegenwart, die ihn umfing". Als er Clara nach seiner Heimkehr wiedersah, gewann er das Bewußtsein einer innigen tiefen Neigung, die, so schrieb er, „wie sie mich heut beseelt und begeistert, in unzertrennlicher Verbindung stehn wird mit dem Edelsten und Besten in meinem Herzen bis an das Ende meiner Tage". Dies hat sein Leben bewährt. Obschon seine Werbung zuerst zu scheitern schien, siegte doch die gegenseitige Neigung. Im December 1832 fand die Verlobung, die jedoch erst im Mai des folgenden Jahres, nach seiner Ernennung zum außerordentlichen Professor, veröffentlicht wurde, am 14. Februar 1834 die Vermählung statt. Eine gegen alles Unreine wie gefeite Seele verband sich damit der seinigen. Unbedingte Wahrhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit waren die Grundzüge des Wesens seiner Frau, und obwohl sie ganz in

1) Geb. 24. März 1814 in Königsberg.

ihrem weiblichen Pflichtenkreise aufging, besaß sie doch Schwung des Herzens und Geistes genug, um seine Begeisterung für alles Edle und Schöne zu theilen und sein Wirken in den bewegten Zeiten, die sie mit ihm durchleben sollte, mit dem lebhaftesten Antheil zu begleiten.

Eine seltsame Erinnerung knüpfte sich an die erste kleine Gesellschaft, welche das neuvermählte, noch sehr jugendliche Paar gab, und zwar wegen eines fremden Gastes, den es empfing. Es war ein Franzose, de la Nourrai, den der mit Simson von Weimar her bekannte Improvisator O. L. B. Wolff an ihn empfohlen hatte und außer welchem allein noch der Orientalist v. Bohlen eingeladen war. Am nächsten Abend wurde Simson von der Polizei über den angeblichen de la Nourrai ausgefragt — denn derselbe sei vermuthlich niemand anderes als Mazzini. Obwohl diese Annahme ohne Zweifel auf einem vollkommenen Irrthum beruhte, wurde der Fremde aus Königsberg ausgewiesen.

Der Schwiegervater starb schon früh. Nach einigen Jahren zog Simson mit seiner Familie in das der Schwiegermutter gehörige Haus in der Kneiphöfischen Langgasse, die damals mit ihren Vortreppen vor den Häusern, den sogenannten Wolmen, und dem Grünen Thor, das sie gegen den Pregel abschloß, noch einen alterthümlichen, malerischen Anblick darbot — so wie sie in Richard Armstedts Geschichte von Königsberg[1]) abgebildet ist. Den Sommer durften sie in den weiten, schattigen Gärten in „Karlsruhe", einer ländlichen Besitzung der Schwiegermutter auf den „Hufen" genießen, wo sich Abends auch oft willkommene Gäste aus der Stadt einfanden.

Mit der Schwiegermutter, einer Frau von seltener geistiger Lebendigkeit und ebenso seltener Herzensgüte, mit seinem Schwager

1) S. 256.

Robert Warschauer, der später das bekannte Bankhaus in Berlin gründete, und allen Angehörigen seiner Frau verband Simson das innigste Verhältniß.

Er war der früh verwittweten Schwiegermutter Rath und Stütze, berieth sie bei der Erziehung der jüngeren Kinder, war immer bereit, wenn es etwas zu schlichten und zu ordnen gab. In unermüdlicher Güte behandelte sie die Angelegenheiten des Simson'schen Hauses wie ihre eigenen, machte aber auch große Ansprüche an die Zeit und stete Bereitschaft des Schwiegersohnes. Kleine Neckereien im täglichen Verkehr gestalteten das Verhältniß nur noch anmuthiger. Aus getheilten Freuden und Sorgen, Scherz und Ernst wob sich ein so festes Band, daß die Verbindung mit der eigenen Mutter nicht inniger sein konnte, wenn auch ein verspäteter Versuch, das formelle „Sie" der Anrede in „Du" zu verwandeln, scheiterte. Es war an diesem Verhältniß nichts zu ändern, es mußte unberührt bleiben.

Dem Schwager, der bei Simsons Eintritt in die Familie fast noch ein Kind war, blieb er bis zu dessen Tode (1884) in engster Freundschaft verbunden und wohnte während der parlamentarischen Sessionen häufig in seinem gastfreien Hause.

Hinsichtlich seiner Berufsthätigkeit waren Simsons Pläne, seit seiner Heimkehr, anfangs auf das akademische Lehramt beschränkt geblieben. Hierin trat jedoch eine Aenderung ein, als der zweite Senat des westpreußischen Oberlandesgerichts in Marienwerder aufgehoben und seine Geschäfte auf das Tribunal des Königreichs Preußen zu Königsberg — eine Schöpfung des Großen Kurfürsten, die König Friedrich Wilhelm III. aus gänzlichem Verfall wieder erhoben hatte — übertragen wurden. Dieser Senat hatte nach dem Landrecht von 1721 zu erkennen, welches zum Theil auf dem römischen Rechte beruhte und bis zum Jahre 1844 auch für die Fortsetzung seiner Thätigkeit in Königsberg in Geltung blieb. Dadurch geschah es, daß der

junge Professor des römischen Rechts, auf Empfehlung des Chefpräsidenten des Tribunals und Kanzlers Dr. v. Wegnern und des Geheimraths Friedrich August v. Stägemann, der früher in Königsberg gelebt hatte, sowie auf den Bericht der beiden damals zugleich fungirenden Justizminister durch Kabinetsordre vom 10. Januar 1834 als Hilfsarbeiter bei dem Tribunal angestellt wurde. Simson nahm an den Arbeiten des Collegiums etwa mit der Hälfte der Geschäfte eines ordentlichen Mitgliedes Theil und bezog dafür anfangs zweihundert, dann dreihundert Thaler jährlich aus selbstverdienten Urteilsgebühren.

Die praktische Thätigkeit, in die er damit eintrat, zog ihn an und befriedigte ihn. Er blickte später gern auf seine Wirksamkeit bei diesem nach dem Umfange seines Bezirks wie seiner Competenz bedeutenden Gerichtshofe, dem es auch nicht an Gelegenheit fehlte, richterliche Unabhängigkeit in altpreußischem Sinne zu bewähren, zurück.

Im Sommer 1835 wurde Simson auf seinen Wunsch bei den Berathungen über die Revision des ostpreußischen Provinzialrechts (die übrigens schließlich nicht zur Erledigung gelangte) als Protokollführer zugezogen. Die königliche Commission, welcher diese Aufgabe anheimfiel, stand unter der Leitung des Geheimraths Reidenitz und war aus Juristen, Regierungsräthen und Deputirten des Ritterstandes, der Städte und Landgemeinden zusammengesetzt. Die Arbeit des Protokollführers war eine außerordentlich anstrengende — in kaum vierzehn Tagen hatte Simson bereits einen Folioband geschrieben. Sie war aber auch lehrreich, und die Art, wie er sie ausführte, fand die lebhafteste Anerkennung. Der Minister v. Kamptz schlug ihn infolge dessen im Verein mit seinem Collegen Mühler schon jetzt zum Rath bei dem Königsberger Tribunal vor, und wenn dieser Antrag auch nicht die königliche Genehmigung erlangte, so wurde Simson doch am 23. Mai 1836 zum ordentlichen Professor er-

nannt. In einem amtlichen Berichte aus diesem Jahre hieß es über ihn, daß er „durch die Vorzüglichkeit seiner Auffassungs- und Darstellungsgabe und sein bedeutendes Lehrtalent seine Vorlesungen zu den besuchtesten der Fakultät" gemacht habe.[1]) Den Charakter als Tribunalsrath erhielt er erst im Jahre 1846.

Ein vierzehntägiger Aufenthalt Simsons und seiner Frau in Dresden im Frühjahr 1841 gab ihm Gelegenheit, Ludwig Tieck kennen zu lernen und sich wiederholt des Gesprächs mit dem Dichter zu erfreuen. Der Wunsch, Tiecks Vorlesungskunst kennen zu lernen, ging allerdings zunächst nicht in Erfüllung. Er war noch allzu niedergedrückt von dem tiefen Schmerze, in welchen der Tod seiner Tochter Dorothea[2]) ihn versenkt hatte. Simson schreibt hierüber an seine Eltern am 19. April jenes Jahres:

„Am Freitag Abend wurden wir von Tieck herzlich und freundlich empfangen. Auch Hübner[3]) und Grahl waren dort und ein Dresdner Bibliothekar Dr. Gräß. Auf meine Bitte regte Hübner das Lesen an, indem er Tieck an ein Versprechen erinnerte, ihm und den andern Malern eine dialogisirte Recension von Oehlenschlägers „Correggio" mittheilen zu wollen. Allein Tieck erklärte, die Gräfin[4]) und seine übrigen Hausgenossen würden ihm bezeugen, daß seine Kraft zum Lesen noch lange nicht ausreiche, die Stimme ihm insbesondere zu schnell und zu häufig versage. Die Recension aber wolle er mittheilen, da sie sich auch über Correggio als Maler verbreite und mir somit eine gute Einleitung zu dem Besuche der Gallerie sein würde und — ich müsse sie lesen. Nach einem kurzen Bedenken ergab ich mich darein und, da die

---

1) Vergl. unten Beilage 3.
2) † 21. Februar 1841.
3) Julius Hübner (1806—1882).
4) v. Finkenstein.

Sache ganz interessant war, vergaß ich auch bald die Wunderlichkeit meiner desappointirten Situation, der ich statt Tieck lesen zu hören, ihm vorlas!"

Bald darauf ward es Simson indessen doch so gut, Tieck vorlesen zu hören, und zwar Goethes „Erwin und Elmire". Gebeugt und angegriffen, las der bejahrte Dichter allerdings mit sichtlicher Anstrengung, oft durch Husten unterbrochen, aber doch so, daß man eine vollkommene Vorstellung von seiner Art und Kunst gewann.

Auch mit mehreren der in Dresden lebenden Maler stand Simson damals in lebhaftem Verkehr: außer mit Julius Hübner und August Grahl, die in dem angeführten Briefe erwähnt sind, mit Eduard Bendemann und Wilhelm Nerenz.[1]) Er lernte auch Peter Cornelius kennen, der gerade in jenen Tagen nach Dresden kam und von der jungen Künstlerwelt mit Begeisterung begrüßt und gefeiert wurde. In dem herrlichen, von Semper erbauten Theater bot sich wahrer Kunstgenuß dar, namentlich durch die Darstellungen der Schröder-Devrient, die schon früher in Königsberg aufgetreten und in der genialen Auffassung ihrer Rollen die gleiche geblieben war.

Das nächste Jahr brachte Simson in Berührung mit Franz Liszt, den er auch später, in Weimar wiedersehen sollte. Liszt war damals auf seinen Kunstreisen nach Königsberg gekommen und hier, wie überall, mit stürmischem Enthusiasmus aufgenommen worden. Die philosophische Fakultät der Hochschule beschloß, ihn zum Ehrendoktor zu ernennen — für einen Musiker damals eine unerhörte Auszeichnung, die indessen selbst bei dem Historiker Drumann nicht auf Widerstand stieß. Denn, obschon ein ausgesprochener Verächter der Musik, dachte Drumann auch von den Naturwissenschaften nicht viel höher und erhob keinen

---

1) Grahl und Nerenz waren mit der Familie seiner Frau verwandt.

Einwand — da man jetzt ja auch Chemiker promovire.[1]) Liszt, der mit deutschen Universitätsverhältnissen natürlich nicht vertraut war, nahm nun Simsons Rath in Anspruch, um ein Dankschreiben an die Fakultät in angemessener Form aufsetzen zu können, und sandte ihm dieses mit einem aus Mitau in Kurland datirten Billet[2]) zu, welches sich unter den von ihm hinterlassenen Papieren befindet.

Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß auch Simson den begeisterten Freudenrausch theilte, in welchen die Worte Friedrich Wilhelms IV. bei der Huldigung in Königsberg am 10. September 1840 alle Welt versetzten. Bei dem prächtigen Feste, welches die Stände der Provinz dem Könige am Abend vor der Huldigung gaben und bei dem die Landesgeschichte in lebenden Bildern vorgeführt wurde, hatte man ihn als durch sein Organ und seine Vortragsweise besonders geeignet erwählt, die begleitenden Verse zu lesen, welche der Professor der Theologie Cäsar von Lengerke gedichtet hatte.

Auch in den nächsten Jahren, besonders 1844, als die Albertus-Universität ihre dritte Säkularfeier beging, sah Königsberg den König wieder in seinen Mauern. Aber die Stimmung hatte sich seitdem erheblich verändert. Obschon seit seinem zwölften Lebensjahre Rektor der Albertina, ließ Friedrich Wilhelm IV. sich dennoch erst nach wiederholten Bitten und langem Zögern bewegen, ihr Jubelfest durch seine Gegenwart zu verherrlichen. Eine allzu weite Kluft war zwischen seiner und seines Kultus-

---

1) Vergl. L. Friedländer, Aus Königsberger Gelehrtenkreisen (Deutsche Rundschau LXXXVIII. 49). Allgem. deutsche Biographie V. 439.

2) „Voulez vous bien, cher et celèbre professeur, à toutes vos bontés pour moi ajouter encore celle de faire parvenir la lettre ci-jointe à sa *loebliche* adresse — et recevoir de nouveau l'expression de mes sentiments les plus distingués et les plus affectueusement devoués.

Mittau 18. Mars 1842. F. Liszt."

ministers Eichhorn Gesinnung und der liberalen Strömung, in der Stadt und Universität sich bewegten, hervorgetreten. Als das Herz des Monarchen seinen Zorn gegen die Universität überwand, klang aus den Reden beider Theile der tiefe Gegensatz gleichwohl deutlich hervor. Indem Friedrich Wilhelm den Grundstein zu einem neuen Universitätsgebäude legte, sprach er aus, die Hochschule solle ein Heerd des Lichts im Norden, ihre Losung „Vorwärts!" sein, aber sie möge dieser Losung nicht auf der Irrbahn des Kometen folgen. Er mahnte zu Gottesfurcht und zu „echter Treue, die da weiß, daß man dem Fürsten nicht dient, wenn man seine hohen Diener herabzieht". In Inhalt und Form, Vortrag und Haltung offenbarte diese Rede, nach dem Eindruck, den Simson empfing, die rhetorische Begabung des Königs noch glänzender als die anderen Reden, welche er vorher und später gehalten. Trotzdem wirkten seine Worte diesmal mehr beunruhigend als begeisternd. Gleich erhaben in ihrer Art war des großen Philologen Lobeck Festrede im Dom am vorhergehenden Tage, die mit den auch den König sichtlich ergreifenden, berühmt gewordenen Worten schloß: „denn die Kunst ist lang, aber das Leben ist ewig!" Auch der damalige Prorektor, der Physiologe Burdach, vertrat die Universität bei dem Feste in der würdigsten Weise. Alle Ansprachen wußte er gewandt, schlagfertig und geistreich zu beantworten. Dem Minister Eichhorn, der die Professoren um sich versammelt hatte, um ihnen die Grenzen der Lehrfreiheit und der Kritik von Regierungsmaßregeln klar zu machen, erwiderte er mit männlichem Freimuth, sie hätten ihre Befürchtungen vor einem Rückschritt nur geäußert, wo Pflicht und Gewissen es ihnen zu erheischen schien, und ständen mit dem Gefühl unverletzter Pflichttreue vor dem Minister.[1])

---

1) Ferdinand Falkson, Die liberale Bewegung in Königsberg (1840 bis 1848). Breslau 1888. S. 90—101.

Simson, dem auch diesmal die öffentliche Verlesung der Urkunde bei der Grundsteinlegung zugefallen war, hatte einen Theil der Besorgungen für das Fest übernommen. Aber wie es scheint, mehrfach durch unerwartete Aufträge in Anspruch genommen, fand er das Festessen, das in dem v. Bork'schen Garten am Schloßteich stattfinden sollte, so gut wie völlig unvorbereitet. Der schwere Verdruß, den er sich bei dieser Gelegenheit zuzog, hatte ein Leberleiden zur Folge, von dem er im nächsten Frühjahr in Karlsbad Heilung suchte. Er unternahm die Reise dorthin in Begleitung seiner Schwester und einer seiner Schwägerinnen, und die Kur, an die sich dann noch eine Reise in die Schweiz anschloß, war auch, wenigstens für die nächste Zeit, von dem erwünschten Erfolge begleitet.

Es war in diesen Jahren (ca. 1840—1846), daß Simson sich einer näheren, theilnehmenden Freundschaft des berühmten Astronomen Friedrich Wilhelm Bessel erfreuen durfte, für dessen erhabene Wissenschaft er ein lebhaftes Interesse hegte. Als Bessels Tod herannahte, bestimmte er Simson zum Andenken ein Uhr-Thermometer, welches sich stets in seiner Nähe befunden hatte und Simson immer ebenso lebhaft an Bessel erinnerte, wie eine ihn im Jagdkostüm mit der Pfeife darstellende Zeichnung von Bils, die er besaß. Auch schenkte er Simson einmal einen von ihm ersonnenen und selbstverfertigten Datumzeiger für die Jahre 1780—1870, den er bequemer finden würde als die gewöhnlichen, nur für ein Jahr geltenden Kalender. „Bis zum Jahre 1870", fügte er hinzu, „ist für Sie nicht ausreichend, aber Sie können dann einen neuen Schieber schreiben".

Seit 1810 in Königsberg thätig, war Bessel mit der Stadt und Provinz fest verwachsen. Er hatte die Anstrengungen mit erlebt, welche hier gemacht wurden, um das Vaterland von einem verhaßten Feinde zu befreien. In den Jahren schwerster

Bedrängniß hatte Friedrich Wilhelm III. die Sternwarte erbauen lassen, die Bessel zu einem Centrum seiner Wissenschaft machte. Ein glühender preußischer Patriot und Royalist, wurde er in den schweren körperlichen Leiden seiner letzten Lebenszeit durch nichts so getröstet und erhoben wie durch die Theilnahme, welche Friedrich Wilhelm IV. ihm bewies. Der König sandte Schönlein, um ihm wo möglich Heilung oder Linderung zu verschaffen. Sodann kam er auf den Gedanken, um dem Kranken eine Freude zu bereiten, sein Porträt für ihn malen zu lassen. Als Bessel von dieser Absicht des Königs durch seinen Freund Alexander v. Humboldt erfuhr, wartete er mit Sehnsucht auf das Bildniß. Endlich, kurz vor seinem Tode[1]), traf es, durch ein königliches Handschreiben angekündigt, ein. Es war von Krüger gemalt und stellte den König in ganzer Figur dar, im Ueberrock, die Lorgnette in der Hand, in seinem Kabinet vor dem Schreibtisch stehend — so wie er, nach seinen eigenen Worten, Bekannte zu empfangen pflegte. Das Bild wurde so aufgestellt, daß der Sterbende es vor Augen hatte. Bessel ließ Simson noch bitten, ihn zu besuchen, um das Gemälde zu sehen und eine Anzeige der ihm zutheil gewordenen Gnade in die Zeitung zu setzen. Schon vorher hatte er bestimmt, daß das Bildniß nach seinem Tode seiner Vaterstadt Minden zufallen solle.

1) Bessel † 17. März 1846.

5. Reise nach England (1847).

Hatte Simson den unmittelbaren Nachklang der Julirevolution von 1830 an ihrem Heerde, in Paris, erlebt, so sollten die Stürme des Jahres 1848, wie in den Lauf der Welt, so auch in sein Leben tief eingreifen. Noch kurz vorher jedoch, im Herbst 1847, hatte er Gelegenheit, das klassische Land gesetzlicher Freiheit zu betreten und kennen zu lernen. Mittelbare Veranlassung dazu gab die schwere Handelskrisis, welche damals eingetreten war. Sie bewog seinen Schwager Robert Warschauer, nach England zu reisen, und dieser forderte Simson auf, ihn zu begleiten. Simson wünschte den dortigen Aufenthalt hauptsächlich zum Studium des englischen Schwurgerichtsverfahrens zu benutzen, und erhielt zu diesem Zwecke auch den erforderlichen Urlaub.

Unterwegs besuchten beide das Haus von Alexander Mendelssohn, Robert Warschauers Schwiegervater, in Charlottenburg, sowie einen andern Theil der Mendelssohn'schen Familie auf ihrem Gute Horchheim am Rhein. In Ostende bestiegen sie an einem Septembermorgen das Dampfschiff, welches sie nach Dover hinüberführte.

Schon in Berlin, wo er Verhandlungen der obersten Gerichtshöfe anhörte, machte Simson die Bekanntschaft von Rudolf Gneist, der England bereits oft besucht hatte. Daß er in London den Schwurgerichtssitzungen vor dem Central criminal court in Old Bailey unter den günstigsten Umständen beiwohnen und somit seinen Zweck, das dortige Verfahren aus unmittelbarer

Anschauung kennen zu lernen, vollkommen erreichen konnte[1]), verdankte er namentlich der zuvorkommenden Freundlichkeit des preußischen Generalconsuls Hebeler und eines Barristers, Mr. John Hardwycke, welchem ihn Hebeler empfahl. Er erhielt seinen Platz neben dem vorsitzenden Richter; einmal erschien auch der Lordmayor von London, Sir George Carrol. Er hat dann nach seiner Heimkehr in der „Deutschen Gesellschaft" zu Königsberg eine Reihe von Vorträgen über das englische Schwurgericht gehalten, die auch gedruckt werden sollten, jedoch durch die Revolution und seine Wahl in die Frankfurter Nationalversammlung unterbrochen wurden. Die ethische Wirkung dieser Rechtsprechung, besonders der „charge" des Vorsitzenden machte auf ihn den größten Eindruck. Auch zur Beobachtung des Verfahrens der englischen Polizei- und Friedensrichter hatte er reichlich Gelegenheit gefunden und sich zunächst das Urteil gebildet, daß das Institut der Friedensrichter nachahmenswerther sei als das Geschworenengericht.

Ferner gab der Aufenthalt in London Simson Gelegenheit, sich dem preußischen Gesandten, Bunsen, vorzustellen, der ihn ebenfalls auf das freundlichste empfing und mit einer Einladung zu Königs Geburtstag überraschte. Keine Ahnung des in den heimischen Verhältnissen bevorstehenden Umschwungs kam in ihm

---

1) In der preußischen Zweiten Kammer sagte Simson (am 9. Oktober 1849) mit Bezug hierauf: „Ich will nur daran erinnern, daß in England mit Ausnahme der Entscheidungen in dem Kanzlei-Gerichtshofe auch in Civilsachen eine Jury richtet, daß bei den englischen Richtern die ausdrückliche Anführung eines Gesetzes in einem strafrechtlichen Urteilsspruch ungefähr ebenso häufig vorkommen mag wie in unseren preußischen Erkenntnissen ein gelehrtes Citat aus dem Corpus iuris. Von 119 Kriminalfällen, die ich dort habe aburteilen hören, ist in einem einzigen Falle bei der Urteilssprechung auf ein bestimmtes Gesetz ausdrücklich hingewiesen worden, in allen übrigen hatte es den Anschein, als entscheide der Richter über Strafart und Strafmaß ex aequo et bono, so gewiß auch in diesen Fällen das Gesetz die Grundlage der Entscheidung bildete."

auf. Um so merkwürdiger war es ihm, nach nicht viel mehr als Jahresfrist als Präsident der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt am Main Bunsen an seinem Tische zu bewirthen.

Zum Besuch des englischen Parlaments war ihm keine Gelegenheit geboten, es befand sich in den Ferien. Dagegen bedauerte er später, Macaulay nicht aufgesucht zu haben.

Das Nähere mögen seine eigenen, meist an seine Frau gerichteten Briefe erzählen. Sie zeigen, wie er alle Eindrücke mit vielseitigem Antheil und offenem Sinn aufnahm und in welchen Beziehungen ihm die Zustände Englands im Vergleich zu den heimischen vorgeschritten — oder zurückgeblieben erschienen. Ein lebhaftes Interesse widmete er auch dem englischen Theater, auf dem er berühmte künstlerische Kräfte sah, freilich oft ohne in die Bewunderung ihrer Leistungen einstimmen zu können.

Berlin 21. Sept. (1847)

Heut war für mich der Oberappellations-Senat des Kammergerichts und der Eine Senat des Obertribunals, den ich noch nicht gehört hatte, an der Reihe; bei dem letzteren, in einer Pause lernte ich Prof. Gneist[1]) kennen — erzähle das John[2]) — der nach Königsberg kommen und dann mein Gast sein wird. Er fungirt als Hülfsarbeiter bei dem Obertribunal und gab mir manchen guten Rath für England, das er fünfmal besucht hat.

Charlottenburg 22. Sept.

Die Zugabe des heutigen Tages ist daher entstanden, daß Humboldt sich gestern auf heut zu Mittag ansagen ließ[3]) und von 4—7 Uhr hier verweilte, lebenskräftig und frisch, ob er gleich am 14. d. in sein 79stes Jahr getreten ist, wie ich ihn

1) Rudolf v. Gneist (1816—1895).

2) Simsons jüngster Bruder.

3) Bei der Familie Mendelssohn, mit der Alexander v. Humboldt befreundet war.

je, oder vielleicht nie gesehen habe. Er hat mich autorisirt, falls Lord Brougham nach England zurückkehrt, von ihm aus Paris, wohin er den 3. Oktober abgeht, eine Adresse zu fordern.

London 28. 9.

Wider alles Erwarten . . . bin ich bei dem stillsten und ruhigsten Wetter kaum eine halbe Stunde nach unserer Einschiffung gründlich seekrank geworden — indessen sich Robert vollkommen frisch erhielt — bis die eintretende Fluth uns erlaubte, vor Dover — gegen 12 Uhr — vor Anker zu gehn. Dort kam ich nach dem Betreten des festen Bodens an den Kaminfeuern des Paßbüreaus und der Douane (custom-house) bald zu mir . . .

Von London habe ich bis jetzt nicht mehr weg, als daß es ein Land ist, dem man, weil es durchaus mit Häusern besetzt ist, beliebt hat, den Namen einer Stadt zu geben. Dover und Folkstone sind gar niedlich, fast wie Kinderspielzeug . . .

London 29/9.

. . . Auch war heut ein für Londoner Luft heiter zu nennender Tag: die Sonne arbeitete sich von Zeit zu Zeit durch den Nebel, der in Verbindung mit dem an Englischen Arbeiten in leichtem Maaße Dir bekannten, hier aber unendlich stärkeren Steinkohlengeruch mir auf die Dauer hier zu leben, als äußerste Qual erscheinen läßt. Dabei wohnen wir noch wenigstens in dem s. g. Westend; in unserer Nähe sind große grüne Oasen, freilich auch mit Steinkohlenstaub an Blättern und Grashalmen überdeckt, aber doch selbst wenigstens keine Quelle von Rauch und Erstickung.

Die Gas-Erleuchtung hier im Westende kann mit der, wie sie Paris schon 1830 hatte, unmöglich verglichen werden . . . Dazu kommt, daß die Reinheit der Pariser Luft die Straßen und von den Brücken aus den Strom und seine Quais ganz

anders übersehen läßt, als der hiesige Nebel. Mit Einem Wort: London hat mir bis jetzt nur durch seinen räumlichen Umfang imponirt: sonst kann ich den hier empfangenen Eindruck mit dem von Paris, der allerdings einen fast nur halb so alten Mann traf, unmöglich vergleichen . . .

Du denkst Dir unser Hôtel am richtigsten als bloßes hôtel garni, in dem man aber auf Verlangen auch beköstigt wird . . . Von dem trouble eines Gasthauses ist keine Spur da. Als ich bei dem Wirthe — Mr. William Payne — anfragte, ob es üblich sei, seine Zimmer zu verschließen, erwiderte er eben deßhalb, es komme Niemand in das Haus, der nicht hinein gehöre, und somit sei auch kein Grund zum Zuschließen. So sind denn alle drei Thüren unseres Quartiers eben so offen, wie die der andern Hausbewohner und der Wirthsleute selbst. Ich habe immer noch eine kleine Bangigkeit deßhalb und bin zu der offenbar sittlicheren dießfälligen Ruhe der Einheimischen bis dato nicht gediehen.

Einen ganz ähnlichen Eindruck habe ich davon empfangen, daß man auf den Englischen Eisenbahnen nicht, wie bei uns und in Belgien, Empfangscheine über sein Gepäck bekommt. Bei der Ankunft auf dem Bahnhofe der joint railways, wo nicht weniger als sechs Eisenbahnen zusammentreffen, wurde alles Gepäck in einen kleinen umzäunten Raum zusammengeworfen und jedermann ließ sich seine Stücke reichen, um sie sich dann mittelst eines Cab weiter zu befördern. Es ist klar, daß wenn bei solchen Gelegenheiten man häufiger um das Seinige käme, eine Aenderung in der Einrichtung getroffen werden würde. — Auch die große Seltenheit von Bahnwärtern auf den Englischen Bahnen fiel uns auf. Ein Engländer, den wir darüber fragten, sagte uns, dergleichen sei nur da nöthig, wo andre Wege eine Eisenbahn kreuzen: im Uebrigen genüge das gesetzliche Verbot die Eisenbahnen zu betreten. Man sieht, die bloße Existenz

einer gesetzlichen Bestimmung hat hier eine ganz andre Bedeutung, als bei uns; das Regieren und Ueberwachen ist auf das Nothdürftigste beschränkt, und was dabei erspart wird, mögt Ihr daraus abnehmen, daß allein auf der Berlin-Hamburger Bahn die 300 Bahnwärter jährlich 80000 Rthlr. kosten.

1. Oktober.

... Ganz zufällig sah ich auf dem Wege den alterthümlichen prachtvollen Zug der Gilden mit dem neugewählten Lord Mayor und den Sheriffs.

— Dann fuhren wir in das kleine Theater Mary-le-bone, wo man die „School for scandal“ [1]) und zwei Possen vortrefflich gab. Doch hatte ich mit dem Verstehen große und oft erfolglose Mühe; ich kann mich überhaupt viel eher verständlich machen, als verstehn. Doch ist mir's zu seiner Zeit in Paris ähnlich gegangen.

3. Okt.

Nach dem Essen gingen wir Alle in ein — allerdings sehr verrufenes — Kaffeehaus von Mr. Nicholson gegenüber Coventgardens-theatre, um bis Mitternacht an einer wahrhaft Aristophanischen Unterhaltung — von lauter Männern — gegen 1 Sch. Entrée theilzunehmen. Der Raum ist wie ein Gerichtshof eingerichtet; Geschworene, Advokaten, Zeugen, der Wirth als vorsitzender Richter, Lord Chief Baron. Ein erfundener Fall wird vorgetragen, von beiden Seiten plaidirt, die Zeugen unter scheinbarer Vereidigung vernommen; dann resumirt der Vorsitzende das pro und contra, die Jury entscheidet. Diese Scene wiederholt sich seit Jahren allabendlich vor 100 und mehr aufmerksamen Zuhörern, die das Original dieser Parodie kennen, die übrigens in vollem Costüm aufgeführt wird, und vor Lachen bersten wollen, denn alle in diesem mehr als halb improvisirten

1) Die „Lästerschule.“

Drama agirenden Personen sprudeln von Witz und Beredtsamkeit, und auch das Erhabene und Rührende fehlt in der Tollheit nicht. Man nennt dies Wesen hier Mock-jury oder Mock-trial, und es ist wunderlich genug, daß ich zu dem Anschauen der für mich so leidenschaftlich interessanten Wirklichkeit durch diese Karikatur angeleitet worden. In meiner Dezember-Vorlesung für die Deutsche Gesellschaft werde ich mehr davon sagen ... Gestern ging ich mit meinem Paß und Schön's[1]) Zettel auf die Gesandtschaft. Bunsen[2]) kommt erst in der Mitte der Woche ...

5. 10.

Ein Mittagessen bei Dr. H. kostete mir die 3 ersten Akte des Macbeth, im Princess theatre von Mac Ready dargestellt. Den 4. und 5. Akt bekam ich noch zu sehen, von der groben Kulissenreißerei des Haupthelden abgestoßen, von Miß Cushman als Lady Macbeth eher befriedigt. Dann folgten zwei derbe Possen ... Auch seh' und eigne ich mir viel an; ich fürchte, es wird mir zuviel, die Wellen schlagen über meinem Kopf zusammen ...

Ich ging von da zu unserm Consul Hebeler. Er hat sich meiner radikal angenommen: ich habe einen Brief von ihm an einen hiesigen barrister, Mr. Hardwycke, mitgenommen, der hier als magistrate fungirt und den ich morgen früh aufsuche. H's Schwager, Mr. Adolphus, einer der Reporter der Queens bench, wird in wenig Tagen zurück erwartet und mir hülfreich sein. Schön's Wünsche wird Hebeler zu erfüllen bemüht sein ... Ich sah Hebeler in seinem Büreau in der City, ich soll ihn in seiner Privatwohnung zu einem „kleinen Frühstück" besuchen ... (Dann) besuchte ich die Guildhall, nicht sowohl um die alter-

---

1) Des Ministers Theodor v. Schön (1773—1856). Der Zettel enthielt einige litterarische Anfragen.

2) Christan Carl Josias Frhr. v. Bunsen (1791—1860).

thümliche Halle mit ihren Monumenten (Pitt, Vater und Sohn, Nelson) zu sehn — was auch geschah, als um endlich einen Friedensrichter fungiren zu sehn, Mr. Alderman Monsegrove, Schlag auf Schlag die kleinen Sachen entscheidend, menschenfreundlich, klug, in seiner wundersamen Tracht. Um 4 Uhr war the court cleared.

Heut vor acht Tagen um diese Zeit kamen wir an: wie gewaltsam sind meine Gedanken seitdem — nicht schmerzlos — erweitert!

8. 10.

... Es liegt etwas Ueberwältigendes in dem hiesigen Leben, und so leidenschaftlich es mich als Reisenden unterhält, so wenig könnte ich mich — um welchen Preis es auch wäre — dazu entschließen, hier meinen Wohnsitz aufzuschlagen. Diese Ueberwältigung äußerte sich bei mir körperlich durch Appetit- und Schlaflosigkeit, ohne daß ich dabei müde oder gar unwohl gewesen wäre. Um 1 Uhr zu Bett gegangen, erwachte ich trotz der vollkommenen Stille meines Schlafzimmers wohl zehnmal in der Nacht ... Obschon nun Lesen und Arbeiten dabei vortrefflich, sogar auffallend schnell von statten ging, beschloß ich doch einen Tag Halt zu machen und diese fieberhafte Anspannung zu besänftigen. Als wir daher mit B. am Dienstag gegessen hatten, machte ich bloß mit N., der zufällig kam, noch einen tüchtigen Spaziergang in den schönsten Straßen, unter sternenklarem Himmel, und ging dann zu Bette. Am Mittwoch ging es durch drei Police-courts, von deren polizeilicher und friedensrichterlicher Thätigkeit ich nun ein so klares Bild habe, als von unserer Stadtverordneten-Versammlung ...

Den hellen Tag brachte ich mit großer Theilnahme in den Courts von Guildhall und Mansion-house zu ...

Heute zog uns das heitere Wetter in das Colosseum mit seinem herrlichen Panorama und mannigfachen Sammlungen,

wonächst . . . ich einen vergeblichen Besuch bei Bunsen ver-
suchte, der erst morgen Abend zurückkommt.

Sonnabend, den 9. Oktober.

Der gestrige Abend ist mit dem Theater hingegangen, nach dessen Ende — 12¼ Uhr — wir noch auf unserem Zimmer Thee tranken. Eine Quasi-Tragödie und zwei Lustspiele in Hay-Market, das auch noch lange nicht so groß ist, als unser Königsberger Haus. Nach meinem Geschmack geräth das Drollige und Humoristische hier den meisten Schauspielern, die feinere Komik wenigen, die Tragödie keinem. Das Publikum begleitet hier mit dem lautesten Beifall ein Maaß von Geschrei und Kulissenreißerei in allen Rängen des Theaters, das in Königsberg und in Deutschland selbst die Gallerie weder ästhetisch noch körperlich ertragen würde: etwas so Monotones, Manierirtes und erschreckend Heftiges liegt darin. L. hat es wirklich zu seiner Zeit nicht übel nachgemacht. Ich habe nun von diesem Genre das männliche Muster: Mac Ready und die beiden weiblichen échantillons: Miß Cushman und Miß Helen Faucit[1]) gesehn und kann darüber nicht mehr anderes Sinnes werden.

Montag, 11. Oktober.

Sonnabend Vormittag gab ich meinen Empfehlungsbrief von Hebeler an Mr. John Hardwycke ab, den Magistrate von Marlborough-Street, und fand einen überaus freundlichen und zuvorkommenden Mann, der mich mit den ausführlichsten Nachweisungen und einer schriftlichen Empfehlung an den presiding judge der morgen beginnenden Middlesex-Sessions versah, die ich schon heut dort vorgezeigt und dadurch eine Reihe von Aufklärungen als Vorbereitung für morgen und die nächsten Tage erlangt habe. — Mit einer anderen schriftlichen Anweisung von

1) Später Lady Martin († 1898), auch bekannt durch ein Buch über die weiblichen Charaktere Shakespeares.

ihm versehn, suchte ich noch am Vormittage die Offices for the sale of the parliamentary papers auf und ging von da in die anstoßende Westminster-abbey, bis zur einbrechenden Dunkelheit die wundersamen Räume durchstreifend; vor Allem von dem poets-corner angezogen, namentlich von Shakespere in jener tiefen anbetungsähnlichen Verehrung, zu der mich ein glückliches Geschick schon als zehnjährigen Jungen angeleitet hat. Wenn ich die Kreidefelsen von Dover, die alte Erinnerung aus dem Lear, in jämmerlichen Körperzuständen sah, war ich diesmal in um so besserer Stimmung. Es wurde mir herzlich schwer zu gehn . . . Gestern überwanden wir glücklicher Weise die Angst vor dem unbeständigen Wetter (das heut wieder in beharrlichen Regen umgeschlagen ist) und fuhren mit B. auf der Great-Western-Railway bis Slough,[1]) von da mit einer fly bis Windsor, marschirten um Schloß und Terrasse und fuhren demnächst durch den Park bis zu den sogen. Virginia-Waters, von da nach einem abermaligen tüchtigen Gange nach Windsor zurück, aßen dort Mittag, gingen in tiefer Dunkelheit bis Slough zu Fuß und erreichten um 10½ Uhr wieder mit der Eisenbahn London. Schöner mag Richmond sein; Windsor, wo am Tage die Richarde und Heinriche ihre Tragödien spielen, am Abend Falstaff mit den lustigen Weibern seine verliebten Streiche macht und Nachts Oberon und Titania die wundervolle mondbeglänzte Märchenwelt aufschließen, ist das bedeutendere. — Die Zimmer des ungeheuern Schlosses konnten wir nicht sehen, da die Königin zu Hause war. Garten und Park haben wir trefflich und unter vollkommener Begünstigung des Wetters gesehn. — In Slough lagen mir Bessel und Busolt[2]) viel in den Gedanken.

1) Berühmt durch Herschels Riesenteleskop.

2) Albert Busolt, Schüler Bessels in der Astronomie, Besitzer von „Luisenwahl“, dem ehemals Hippel'schen Landgut auf den Hufen bei Königsberg, wo die Königin Luise den Sommer 1808 verlebte.

Dienstag, 12. Oktober.

Von gestern habe ich noch viel nachzuholen. Erst meinen mehr als einstündigen Besuch bei Bunsen, in dem ich einen wohlhabenden Pächter aus old merry England zu finden glaubte. Das Gespräch ging rapid über hundert Dinge hin; er erbot sich zu Allem, zu mehr Hülfen, als ich brauchen mag, und ich hoffe, es sind nicht leere Redensarten gewesen. Es ist eine wunderliche Existenz, die er führt. Ich muß sagen, den Preis, um den ich hier ansessig sein möchte, kenne ich nicht. Auch mit seinem Sohn[1]) machte er mich bekannt. Von Schön schien er begeistert.

Dann führte mich Dr. H. zu einem jungen, aber namhaften barrister, der eben von den Ferien zurückgekommen war, Mr. Quain, in die Temple-Wohnungen, wo ihrer hunderte zusammen wohnen. Der Mann hat uns heut zum Thee eingeladen. Er hat ein paar Jahre in Göttingen studirt und spricht zwar nicht Deutsch, aber versteht es und kennt auch unsere deutschen Dinge.

Um 10 Uhr soll ich im Session-house sein.

16. Oktober.

Du siehst aus dem Stempel dieses Blattes, daß ich es Dir aus dem City-club schreibe, zu dessen honorary member Herr Hebeler die Güte gehabt hat, mich machen zu lassen. . . . Die wundervolle Einrichtung eines solchen Clubs beschreib' ich Euch mündlich. Diese Institution muß in Königsberg nachgeahmt werden und läßt sich aus der Börsenhalle leicht bilden . . .

Den Dienstag hab' ich sieben Stunden hindurch — ohne aufzustehn — eine englische (große und kleine) Jury wirken sehn: wie? sollt Ihr mündlich hören. Klar bin ich darüber geworden. Der Vorsitzende, dem ich schriftlich empfohlen war, nahm mich an seine Seite und erklärte mir, so lange es nöthig,

1) Wahrscheinlich Georg v. Bunsen.

jeden Schritt der Prozedur. Um 5 Uhr wurde die Sitzung aufgehoben; gegen 6 Uhr kam ich — allerdings todmüde — nach Hause. Da fand ich eine Einladung von Chevalier und Madame Bunsen zu Freitag[1] Mittag und eine Antwort von Hebeler auf die mir nachgesandten Fragen des Herrn v. Schön. Am Abend war ich . . . bei Mr. Quain, dem barrister, zum Thee bis etwa 11 Uhr, habe mir sehr viel von ihm expliziren lassen es sorgfältig aufgeschrieben und kann über eine Menge Dinge Rede und Antwort geben, die sich — nach der Art der Englischen Dinge — aus Büchern einmal nicht erlernen lassen.

Den Mittwoch (13.) Vormittag nahm wieder bis 2 Uhr die Criminalsitzung weg; um 2 Uhr führte mich Dr. H. in das University-college, wo ich eine treffliche englische Rede des Professors der lateinischen Sprache, Dr. Newman, hörte und eine Menge Papiere zur Illustration des von Lord Brougham geschaffenen Instituts erhielt, an denen meine Königsberger Universitäts-Collegen hoffentlich Interesse nehmen werden. Dann sahen wir die Bäder für arme Leute, in denen sich aber auch reiche baden, mit ungeheuren Wasch- und Trockenhäusern verbunden . . .

Für Donnerstag (d. 14.) hatte einer der Governors der Bank, Herr Hunt, Robert ein Billet zur Besichtigung der Bank zugestellt . . . Ein paar Stunden gingen in der Besichtigung des riesenhaften Instituts — in dem beiläufig 1000 Menschen zusammen arbeiten — auf, voll lebhaftes Interesses nicht sowohl an dem gigantischen Werk selbst, als an dem noch kolossaleren Bedürfniß, dem durch diese Bank, neben vielleicht hundert anderen, Genüge geschieht. Ich besuchte dann — da ich einmal in der City war — Hebeler wieder, sah die Corn-exchange in Marklane, vorher mit Dr. N. zusammen Guildhall, Mansion-house

1) 15. Oktober, Geburtstag Friedrich Wilhelms IV.

und die beiden courts von Old-Bailey und aß gegen 8 Uhr mit Robert bei einem französischen Restaurant, Mr. Verrey, die künstlichere und doch menschlichere Nahrung . . .

Gestern (Freitag, d. 15.) sah ich zum ersten Male das British Museum — heut zum zweiten Male — fuhr von da nach den Zoological gardens in Regentspark, warf mich in full dress mit Orden und war Punkt 7 Uhr bei dem Gesandten in Carlton-house-terrace. Vierzehn Personen — zur Feier von Königs=Geburtstag — darunter mir am merkwürdigsten Sir Robert Schomburgk, der berühmte Reisende . . . und der Preußische General=Consul in Griechenland, mein linker Nachbar. Ich saß Bunsen zur Linken, Hebeler zur Rechten; ihm gegenüber Fürst Löwenstein mit Schomburgk und dem Gesandten der freien Städte. Zwei Toasts, von Bunsen selbst, auf den König und das deutsche Vaterland. Sieben Bediente, französische Art der Aufwartung, völlige Ungenirtheit. Nach dem Essen zu den Damen. Langes Gespräch mit Madame Bunsen, einer gebornen Engländerin, die aber vollkommen Deutsch spricht. Abschied etwas nach 11 Uhr. Der Grieche brachte mich nach Hause. Ich kam in der herrlichsten Stimmung an . . .

Roberts Stimmung ist natürlich nicht die beste. Die Geld=Krisis in der City ist immense; man glaubt sie — nicht mit 1826 — sondern höchstens mit 1797 vergleichen zu können, wogegen 1826 ein Scherz war. Um so lieber ist mir, ihn nicht in dieser von Menschen bis zum Ersticken erfüllten Einöde allein zu wissen . . .

Ueber die ersten Novembertage hinaus kann und will ich nicht bleiben. Die Sessions des Central-criminal-court sind dann vorüber, die großen Höfe in Westminster eröffnet, und ich darf in der Ueberzeugung nach Hause kommen, nicht umsonst und nicht vergebens über den Kanal gegangen zu sein. Soll ich heut ein voreiliges Urteil fällen, so ist es nicht das Ge=

schworenengericht, sondern das Institut der Friedensrichter, das wir nachzuahmen haben. Damit werde ich — nach alter persönlicher Erfahrung — wieder auf beiden Seiten Widerspruch finden; aber Du weißt, daß ich dagegen abgehärtet bin. Das Wetter hat uns in den letzten Tagen wieder in hohem Maaß begünstigt: wir gehn in einfachem Rocke; die Georginen stehn in dem herrlichsten Flor. In der Voraussetzung, daß es auch morgen noch Stich hält, ist eine Fahrt nach Brighton verabredet. Eigentlich hätte ich gern hier in den Kirchen die allgemeine Thanksgiving gehört.

Heut Abend soll es ins Haymarket-theatre gehn, eine beliebte Novität: „London assurance" („Londoner Frechheit") zu sehn, in der Miß Nirbet über alle Maaßen gerühmt wird.

Mittwoch, 20. Oktober.

Nachdem wir uns am Sonnabend in Haymarket ganz köstlich an einem Lustspiel und einer Farce, gestern von 10 Uhr Vormittags bis Abends 9 Uhr mit einer Fahrt nach Brighton und einem Bade in dem dortigen tepid swimming bath amüsirt hatten, empfing ich heut früh den Besuch eines jungen Mannes, Dr. Müller,[1]) den die Ostindische Compagnie auf 6—7 Jahre zur Herausgabe der Vedas engagirt hat. In den heutigen Zeitungen lese ich nun zu meinem Spaß: His Excellency Chevalier Bunsen had a dinner party on friday at the Prussian legation, where among the guests were Prince Löwenstein, Baron des Granges, Sir Robert Schlomburgk, Chevalier Hebeler, Major Schmitzlein, Mr. Simpson, the rev. Dr. Wallbaum, Dr. Muller, Dr. Sieveking etc. wie wir denn auch zu seiner Zeit als fashionable arrivals — namentlich in den Toryblättern angezeigt waren.

1) Max Müller (geb. 1823).

Bis dahin hatte ich Montag (d. 18.) Morgens geschrieben, als mich unsere Hausgenossen ... unterbrachen. Ich war übrigens in ziemlich verdrossener Stimmung: mein Rückenleiden hatte wieder einen kleinen Anfall versucht, der aber — zu meinem Behagen — auch mit dem Montage wieder verschwand. Dazu regnete es entsetzlich und dann ist London trübselig und schmutzig über alle Begriffe. Ich schleppte mich ziemlich mühselig in die Walhalla mit ihren Shakespere- und sonstigen Exhibitions und Abends in das eben neu eröffnete Lyceum theatre, in dem ich Charles Matthews ... in zwei miserablen Stücken sah. Ich bringe Euch von allen Theatern die abenteuerlichen Zettel mit: die Einrichtung im Ganzen hat bei allem Putz und Schmuck, wie manche hiesige Dinge — Aerzte, Apotheken, Advokaten u. s. w. — über die ich mich genauer habe unterrichten lassen, etwas halb Barbarisches, das neben der Vollendung der Civilisation in allem Technischen und der tiefen — man möchte sagen — unbewußten Genialität aller politischen Institutionen nach meiner Auffassung den eigentlichen Kennzug der hiesigen Zustände ausmacht. Davon werde ich Euch manchen Abend erzählen können, wenn Ihr die Geduld haben wollt, mir zuzuhören. Ihr wißt, mit meiner Neigung zum Sprechen ist es schwer auszuhalten, wenn mir der Kopf so voll ist, wie jetzt.

24. Oktober.

(An die Schwiegermutter.)

... Eine Notiz werfe ich zu fernerer mündlicher Ausführung hin: Shakespere ist in unseren Kreisen gründlicher studirt und besser verstanden als hier; in der Darstellung seiner Charaktere reicht kein hiesiger Schauspieler entfernt an L. Devrient und die Crelinger. Die hiesige Sitte, in Shakesperischen Dramen das Buch in's Theater mitzunehmen, ist mir sehr zu gute gekommen.

London. Sonntag, 24. Oktober 47.

Da ich heute schon der Mutter und dem Vater geschrieben habe, mußt Du Dich mit einem bloßen Recit über diese vier Tage begnügen. Auch in der nun folgenden — für London letzten Woche — werde ich kurz sein müssen, da die helle Tageszeit mit den Sitzungen des central-criminal-court hingehn wird und die Abende doch auch noch für allerlei Sehenswürdigkeiten benutzt sein wollen. Wenn ich dann um 12—1 Uhr ins Bett komme, bin ich todmüde und mit dem Aufstehn am Morgen geht's auch täglich schwerer. Die Irritation der ersten Tage hat nachgelassen; ich finde das hiesige Leben sehr anstrengend. Donnerstag früh hinderte uns starker Regen an der beabsichtigten Reise nach Portsmouth; am späteren Tage wurde es schön und hielt so bis gestern an, da sich wieder Regen einstellte, der auch heut fortdauert und unsern Plan, nach der Isle of Wight zu fahren, zu Wasser gemacht hat.

Am Donnerstag besuchte ich das riesenhafte Buchhändler-Etablissement der Herrn Longman & Co. in der literarisch berühmten Pater-noster-row und habe eine gute Verbindung angeknüpft . . . . sah dann gründlich den Tower und fuhr nach Bethnall-Green, um den dort neu erstehenden Victoria-Park zu sehn, wodurch ich in Gärtner-Beziehung mannigfach belehrt bin. Den Abend sah ich im Princess-theatre Romeo und Juliet; jenen von der celebrated actress Miß Cushman, diese von ihrer jüngeren Schwester Miß Susan Cushman — nach meinem Geschmack beide, namentlich die berühmte Schwester, dicht am Miserabeln; auch der Mercutio — Mr. James Vining — lange, lange nicht Devrient.[1]) Ich habe darüber auch der Mutter eine Andeutung geschrieben und viel darüber mündlich zu sagen.

1) Ludwig Devrient.

Der helle Tag des Freitag — an dem ich durch der Mutter Brief erfreut wurde — ging auf einer Fahrt nach dem royal hospital und den botanischen Gärten von Chelsea, sowie nach denen in Regentspark hin, in welchem letzteren ich einen deutschen Gärtner, Bock aus Berlin, kennen lernte, der mir vielfach hülfreich war. Sage doch Busolt, daß die Paulowna imperialis jetzt zum ersten Male in England — in Sussex — blüht. — Den Abend brachten wir mit einem zweiten Besuch in der Mockjury hin, ungleich weniger befriedigt, als das erste Mal. Der Schein der Improvisation verschwand; doch blieb noch manches Verdienst übrig. Mich freute zu merken, daß ich gute Fortschritte im Verstehen gemacht hatte.

Gestern reiste ich nach den Kew-gardens und sah die 21 Gewächshäuser gründlich und ordentlich, auch das 360 Fuß lange — ganz gläserne — Palmenhaus, als Gebäude fertig, aber noch leer. Mittag aßen wir bei Verrey und gingen Abends — nach einigen Parthieen Billard second price noch zwei Possen im Theater sehn. Die letzte — „High life below stairs“ — kennt Ihr auch: nicht lange vor meiner Abreise kam einmal das Gespräch darauf. An den mitgebrachten Comödienzetteln werdet Ihr Spaß haben. Meine Papiersammlung wächst überhaupt riesenhaft.

Heut hab' ich um 11 Uhr (um 10 Uhr kam ich nur mit Anstrengung aus dem Bett) einen Unitarier predigen hören über 2. Corinth. 3., V. 7—12: die schönste Englische Aussprache, die ich je vernommen . . . Mittag wollen wir in Blackwall essen; größere Excursionen verbietet das Wetter und London ist am Sonntag — die Kirchenzeit ausgenommen — wie ausgestorben.

Auf morgen Abend steht uns das Interesse eines politischen Meeting in der berühmten Crown- and auctor-tavern (Strand) bevor, bei dem der Sieg des Volkes bei den letzten Wahlen gefeiert werden soll . . .

Dienstag, 26. Oktober 47
$1\frac{1}{2}$ Uhr Nachm.

Spaßes halber . . nehme ich eine Pause von $\frac{1}{4}$ Stunde, die man eben in den Verhandlungen des central criminal court macht, wahr, um Dir von der bench aus, auf der ich in diesem Augenblick vor ein paar hundert Anwesenden allein sitze, ein paar Worte zu schreiben. Meine Empfehlungen haben so trefflich gewirkt, als irgendwo. Die Sheriffs haben mich gestern mit sich in des Lord Mayors parlour zu breakfast, luncheon und dinner eingeladen (an dem zweiten hab' ich auch theilgenommen) und ich erfreue mich — zur Rechten des presiding judge (gestern und heut des Recorders der City) sitzend, zwischen ihm und der jury, jeder irgend denkbaren Erleichterung der Auffassung, höre treffliche Advokaten und schwelge in diesen Anschauungen, von denen ich mir nie gedacht habe, daß ich so tief hineinkommen könnte. Du mußt denken: Dein E. sitzt hier, obschon ein Prussian judge — so werde ich vorgestellt — gleich einem der zwölf großen Richter von Westminster, an einem besonderen allerliebsten Mahagonipult, mit allem erdenklichen Schreibmaterial versehen, comfortable im vollsten Sinne des Worts, zumal in dem Gedanken, Euch in Kurzem von allen diesen Dingen mündlich zu unterhalten, so lang Ihr zuhören wollt.

Nun ist die Verhandlung wieder völlig im Gange: vier counsels examiniren um die Wette einen armen Jungen in die Kreuz und Quere: die Stenographen unter mir schreiben in Angstschweiß . . .

Sonnabend, 30. Oktober.

. . . Mittwoch besorgte ich einige Einkäufe und nahm dann wieder meinen Platz in Old-bailey ein. Statt des Recorder — weil die größten Fälle kamen — zwei von den Baronen von Westminster-Hall in ihren wunderlichen Trachten, die keine Notiz von mir nahmen. Abends war ich im Princess-theatre

und sah Mac Ready als Cardinal Wolsey in Shakesperes Heinrich VIII. und Miß Cushman als Königin Catherine. Donnerstag war — vorausgesetzt, daß wir Sonnabend reisten — der letzte Tag, an dem ich von der schriftlichen Erlaubniß des Secretary of the admiralty, Woolwich mit seinem Arsenal und Kriegsschiff-Werften zu sehn, die uns Hebeler besorgt hatte, Gebrauch machen konnte. Da Robert zu beschäftigt war, ging an seiner Stelle Wöhrmann mit mir. Mit der Fluth, die eben abzulaufen anfing, per Dampfschiff über Greenwich und Blackwall, erreichten wir Woolwich um 1 Uhr, um 5½ Uhr waren wir mit unsern Besichtigungen durch und kamen per Eisenbahn nach London um 6½ Uhr . . . Ich eilte nach Haymarket, die Nirbet in der Taming of a shrew[1]) zu sehn und kam nach einem herrlichen Abende um 10 Uhr nach Hause. Von dieser — auch historisch höchst interessanten Vorstellung werde ich Euch und meinem Freunde August Hagen,[2]) den ich schönstens grüße, viel erzählen. Es war das zweite Mal, daß ich mich in London, was man eigentlich so nennt, amüsirt habe. Heut Abend will ich es mit Robert wiederholen.

Nun aber komme ich zu dem bis dato merkwürdigsten Tage meines hiesigen Lebens, dem gestrigen Freitag. Nach Besorgung einiger kleinen Einkäufe . . . ging ich wieder auf meinen Richterplatz nach Old-bailey. Da für diesen Tag die beiden Morde, die überhaupt auf der Liste standen, vor waren, erschien als Vorsitzender der Präsident von Exchequer, der Lord Chief Baron, Sir Frederick Pollock. Auf sein Verlangen legte ihm der Sheriff den Brief, mit dem ich eingeführt war, und meine Karte vor. Dies hatte die Folge, daß wir uns vielfach den

1) Der Widerspenstigen Zähmung.

2) Dem bekannten Professor der Kunstgeschichte in Königsberg (1797 bis 1880), der sich auch mit Geschichte des Theaters beschäftigte. Vergl. August Hagen. Eine Gedächtnißschrift zu seinem hundertsten Geburtstage (Berlin 1897).

Tag über unterhielten und er — nachdem ich die Einladung des Sheriffs zu Mittag angenommen, sein Bedauern aussprach, nicht da bleiben zu können, da seine Lady „unwell" sei. Gegen 6 Uhr erschien der Lord Mayor auf der Bench; um 6½ Uhr schloß die Sitzung; man ging unter dem Vortritt der Undersheriffs mit ihren weißen Stäben zu Tisch. Prächtiger Saal, der Lord Mayor in the chair, 25 Personen, die meisten in ihrer Amtstracht mit Perücke etc. Einleitendes Tischgebet durch den Kaplan von Newgate; ich dem dagebliebenen Richter von Westminster, Baron Creswell, vorgestellt; ein höchst angenehmer Mann, kaum älter, als ich. Bei Tisch Lord Mayor, Creswell u. s. w. u. s. w. wish to take a little wine with me; dankbar acceptirt; von dem schweren Sherry kam mir so wohl eine halbe Flasche in den Magen, was — wie Ihr gleich sehn sollt — sehr gut war. Bei dem Wegnehmen des Tischtuches wieder ein Gebet; dann durch den Lord Mayor erst die üblichen Toaste, Church and queen, army and navy u. s. w. Dann proponirt er die Gesundheit von Mylord von Westminsterhall, der dankt und den Lord Mayor leben läßt. Nun aufgepaßt! Nach noch einem Toast proponirt der Lord Mayor die Gesundheit des Dr. Simson, the learned Prussian justice, by whose presence we are favoured. Nun erhebt sich Dr. Simson und dankt, von dem Sherry getragen, englisch für die ihm durch den Vorschlag des Lord Mayor und dessen Aufnahme durch die Gesellschaft erwiesene Ehre. Er sagt, Deutschland verdanke England das Erwachen seiner Litteratur: an dem Genius Shakespeares hätten sich die verwandten Geister Lessings, Goethes, Schillers entzündet; Preußen verdanke dem Studium der vollendeten Englischen Verfassung die Anfänge seiner eigenen; er (Dr. Simson) wünsche, kein falscher Prophet zu sein, wenn er sage, Deutschland werde Albion auch für die Erfrischung seines Strafprozesses — dessen Wirkung mit eigenen Augen zu sehen, er unter Ver-

lassung von Frau und Kind herübergekommen sei — dankbar werden. Er schlage deshalb, als preußischer Patriot, vor: the immortal institutions of this imperial kingdom! — Nach jedem Satze lauter Beifall; am Schlusse loud cheers mit Händen und Füßen und mehr Complimente über seine Rede, als er — Dr. S. — je in Deutschland geerntet. Ich muß Euch aufrichtig sagen: es ging comme il faut und ich kam in einer wunderbar getragenen Stimmung — beiläufig nach dem vortrefflichsten Diner — gegen 10 Uhr nach Hause . . .

---

6. In der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. (1848).

Inzwischen war Simson schon früher (1846) Mitglied der Stadtverordnetenversammlung seiner Vaterstadt geworden, die sich in jener gährenden Zeit, gleich den Gemeindevertretungen anderer großer Städte Preußens, bisweilen auch mit Angelegenheiten befaßte, welche eigentlich nicht vor ihr Forum gehörten. Seine Thätigkeit als Stadtverordneter war für ihn eine Vorschule für das parlamentarische Leben, und durch sie ist es auch gekommen, daß er einem Theil seiner Mitbürger zu ihrer Vertretung in dem ersten deutschen Parlamente geeignet erschien.

Die entlegene Stadt der reinen Vernunft bildete, in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts, von der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. bis zum März 1848, bekanntlich den Mittelpunkt der liberalen Bewegung in Norddeutschland. An der Spitze dieser Bewegung stand Johann Jacoby, der Verfasser der „Vier Fragen". Das Antlitz dieses Mannes, das man wohl mit dem Spinozas verglichen hat, der Blick seiner großen blauen Augen steht mir noch lebhaft vor der Erinnerung. Auch Simson war mit ihm bekannt; ich glaube mich zu entsinnen, daß sie sich mit „Du" anredeten, wahrscheinlich, wie es in Königsberg damals Sitte war, von der Schule oder Universität her — auch Jacoby, der allerdings einige Jahre älter war, hatte das Friedrichscollegium besucht. Erst das Jahr 1848 schied ihre Wege sehr scharf von einander.

Ferdinand Falkson hat die liberale Bewegung in Königsberg in einem kleinen Buche[1]) als Zeuge jener Tage in frischen lebendigen Farben dargestellt. „Der Professor der Rechte, Simson“ — so schreibt er in einer Schilderung der Königsberger Universität, mit der seine Erinnerungen beginnen —,[2]) trat in jener Zeit noch nicht besonders hervor. Erst das Jahr 1848 sollte die bedeutenden Gaben der Rede, der politischen Einsicht, besonders der parlamentarischen Repräsentation, die ihm eigen waren, zur Entfaltung bringen. Denn das Talent allein reicht niemals aus, um seinen Träger zur Geltung zu bringen. Ihm muß die goldene Göttin Gelegenheit, die Konjunktur der Zeiten noch zu Hilfe kommen, sonst bleibt es latent.“

Eine Betrachtung, die gerade in diesem Falle sehr zutreffend ist.

In der That war und blieb Simson nach seinem Naturell nicht besonders geneigt, einzugreifen und hervorzutreten; eher war das Gegentheil der Fall. Bei jedem öffentlichen Auftreten hatte er ein, mitunter sehr starkes nervöses Unbehagen zu überwinden; selbst in den ersten Sekunden jeder Vorlesung vibrirte seine Stimme. Immerhin trat jedoch sein Bekenntniß zu gemäßigten liberalen Grundsätzen schon in der vormärzlichen Zeit deutlich hervor. So bei der von ihm getheilten milden Haltung des akademischen Senats gegenüber der Demonstration der Studirenden wider den von Eichhorn nach Königsberg berufenen streng orthodoxen Theologen Hävernick, aus dessen Collegienheften einst die Evangelische Kirchenzeitung ihre Denunciation gegen die Hallischen Rationalisten Gesenius und Wegscheider geschöpft hatte. So in der Ehesache des Dr. Falkson, der als Jude eine Englische Christin geheiratet hatte, in welcher Simson

1) Breslau 1888.
2) S. 28—29.

als Richter für die Abweisung der beantragten Nichtigkeitserklärung der Ehe eintrat.[1]) Ferner in der von den Stadtverordneten in ihrer ersten öffentlichen Sitzung (die Oeffentlichkeit wurde erst durch Gesetz vom 23. Juli 1847 eingeführt) verhandelten Angelegenheit des Direktors der städtischen höheren Töchterschule Dr. Sauter, der wegen angeblicher politischer Agitationen in Disciplinaruntersuchung gezogen und vom Amt suspendirt war.

In dem Hävernick'schen Falle hatte ihn besonders die Art empört, in der die Evangelische Kirchenzeitung seiner Zeit die Denunciation gerechtfertigt hatte. Sie hatte bestritten, daß dadurch das gegenseitige Vertrauen zerstört werde, welches zwischen Lehrenden und Lernenden stattfinden solle; denn das Vertrauen eines christlichen Studirenden der Theologie zu einem rationalistischen Lehrer derselben sei nicht Pflicht, sondern Sünde! „War es nun unnatürlich" — heißt es in einem von Simson verfaßten Entwurf zu einer Erwiderung des akademischen Senats in dieser Angelegenheit an den Minister Eichhorn[2]) — „wenn junge Leute, einmal auf diese Hergänge hingewiesen, in solchen Ausdrücken des Defensors ohne Weiteres die Gesinnung des Defendenden ausgesprochen zu finden meinten? Wird ihnen ein Vorwurf daraus gemacht werden können, wenn sie solche Gesinnung verabscheuten, wer auch immer sich zu ihr bekennen möge?" Niemand werde in dem Vorgehen der Studenten die

1) Es handelte sich dabei um die Auslegung der Bestimmung: „Ein Christ kann mit solchen Personen keine Heirath schließen, welche nach den Grundsätzen ihrer Religion sich den christlichen Ehegesetzen zu unterwerfen verhindert werden" (Allgem. Landrecht Thl. 2, Tit. 1, § 36). Vergl. v. Treitschke, Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert V. 358, der jedoch diese Vorschrift mit Unrecht „ganz unzweideutig" nennt und hier nicht unbefangen urteilt. Svarez selbst hatte die Bestimmung anders ausgelegt (Falkson a. a. O. S. 172—173) und dadurch Ehen zwischen Christen und Juden nicht schlechthin ausschließen wollen

2) Vom 26. Februar 1842.

Ueberschreitung der Ordnung, aber auch ebenso wenig den Werth der sittlichen Entrüstung verkennen, unter deren Antrieb sie geschehen sei. —

Noch ehe die Revolution in Berlin ausbrach, beschloß die Königsberger Stadtverordnetenversammlung eine Petition an den König um Volksvertretung, Preßfreiheit und deutsches Parlament.[1]) Am 11. April 1848 erschien die königliche Verordnung über die Vornahme der Wahlen zur deutschen Nationalversammlung in Frankfurt a. M., nachdem die durch den Vereinigten Landtag bereits vollzogenen Wahlen aufgehoben waren. An dem nämlichen Tage war auf Antrag Preußens die Provinz Preußen (Ost- und Westpreußen) in den Deutschen Bund aufgenommen worden. Die Wahl der Wahlmänner war auf den 1., die der Abgeordneten auf den 10. Mai festgesetzt. In Königsberg wurde die königliche Verordnung erst einige Tage nach ihrem Erscheinen bekannt. Nur wenige Wochen blieben, um die Wahl vorzubereiten. Ueber die Aufgabe des Parlaments, die Fragen, zu deren Lösung es berufen war, die Grenzen seiner Machtbefugniß herrschte hier dieselbe Unsicherheit wie anderwärts. Die Erörterungen in der Presse drehten sich im wesentlichen um das Prinzip der Volkssouveränität. Der Kampf zwischen monarchischen und republikanischen Sympathien fand in ihr seinen Widerhall; bei schwankender und wechselnder Stimmung schienen im Allgemeinen die letzteren die Oberhand zu behalten.

In diese verworrenen Kämpfe traten am 22. April der Magistrat und die Stadtverordneten-Versammlung mit einer einstimmig angenommenen und von sämmtlichen Mitgliedern unterzeichneten Erklärung, welche sich über die Bedeutung des Parlaments aussprach und betonte, daß diesem nur die Entwerfung der deutschen Verfassung zustehe, die dann erst von den einzelnen

1) Armstedt a. a. O. S. 307.

souveränen Staaten angenommen werden müsse. Da diese Deklaration in der Königsberger Presse meist kurzweg als „Simsons Erklärung" bezeichnet wird, mag sie von ihm beantragt worden sein. Er vertheidigte sie unter lebhaftem Beifall in einer Wahlversammlung gegen die Angriffe des radikalen Theils der Bürgerschaft, welcher für das vom Volke zu erwählende Parlament unbedingte, von dem Willen der Fürsten völlig unabhängige Souveränität in Anspruch nahm, und wurde darauf zum Wahlmann gewählt.

Die Personenfrage war neben diesen prinzipiellen Erörterungen offenbar in den Hintergrund getreten, wohl um so mehr, weil die demokratische Partei mit Sicherheit erwartete, Johann Jacoby, der auch am Vorparlament theilgenommen hatte und im Fünfziger-Ausschuß saß, als den Erkorenen hervorgehen zu sehen. Die gemäßigten Liberalen stellten zuletzt Simson auf, der mit einer Mehrheit von vier Stimmen über Jacoby siegte. Durch diesen Ausgang schwer enttäuscht, beschlossen Jacobys Anhänger ihm eine Ergebenheitsadresse zu überreichen.

Auch einer von Simsons Brüdern, Georg, damals Oberlandesgerichtsassessor in Preußisch-Stargard, wurde dort in das deutsche Parlament gewählt und stimmte in Frankfurt in den Hauptfragen mit ihm überein, obschon er sich einer anderen Fraktion, die unter Führung des Generals v. Radowitz die äußerste Rechte der Versammlung bildete, anschloß.

Am Nachmittag des 18. Mai 1848 versammelten sich die in Frankfurt eingetroffenen Abgeordneten im Kaisersaal des Römers. Von dort begaben sie sich, unter dem Geläut der Glocken, dem Donner der Geschütze und lauten Hochrufen des Volkes, nach der Paulskirche. Simson betrat sie an der Seite des Verlagsbuchhändlers Moritz Veit aus Berlin, eines trefflichen Mannes von milder Weisheit, der sich auch als Schriftsteller und Dichter bekannt gemacht hat und mit dem er stets herzlich befreundet blieb. Den Vorsitz als Alterspräsident über-

nahm Lang aus Verden, der als Leiter der verhältnißmäßig kleinen hannoverschen Ständeversammlung viel Anerkennung gefunden hatte. Diese erste Versammlung in der Paulskirche war jedoch überaus stürmisch — man hat sie mit einem polnischen Reichstage verglichen — und der ehrwürdige Alterspräsident seiner Aufgabe nicht gewachsen; selbst auf sein Wort hörten die lebhaft Streitenden nicht.

Unermeßlichen Jubel und tiefe Rührung erregte der greise Arndt, als er sich in der zweiten Sitzung der Versammlung mit den schönen Worten vorstellte: „Was der Einzelne verdient und gewirkt, ist eine Kleinigkeit; er geht in der Million der Gedanken und der Gefühle, in der geistigen Entwickelung eines großen Volkes so mit, wie ein kleines Tröpfchen im Ocean. Daß ich hier stehe, ein Greis, jenseit der Grenze, wo man wirken kann, war das Gefühl, als ich erschien — gleichsam wie ein gutes altes deutsches Gewissen, dessen ich mir bewußt bin." Simson war bis zu Thränen davon ergriffen; „ich habe geweint wie ein Kind", erzählte er. Bei weitem nicht den gleichen Eindruck machte auf ihn der alte Turnvater Jahn, der, unmittelbar darauf in seiner auffallenden Tracht auftretend, den Vorschlag machte, man möge Arndt bitten, zu seinem Liede „Was ist des Deutschen Vaterland?" jetzt eine neue Strophe hinzu zu dichten.

Bei den Vorberathungen über die Präsidentenwahl hörte Simson den Abgeordneten Dahlmann mit Wärme und Begeisterung für die Wahl Heinrichs von Gagern sprechen, der damals Ministerpräsident in Darmstadt war. Mit guten Hoffnungen gingen die Gleichgesinnten am nächsten Morgen in die Paulskirche, und in der That ging Gagerns Name aus der Urne hervor. Lang verkündete dies Ergebniß mit dem Zusatze, der Erwählte befinde sich anscheinend nicht in der Versammlung. Allein Stimmen Anderer, die Gagern bereits kannten, bedeuteten

Lang, jener sei da und stehe hinter ihm, an seiner linken Schulter. Auf diesen Ruf sah Simson den hervorragenden Mann zum erstenmal und vergaß den Eindruck seiner überaus stattlichen, edlen Erscheinung und seines Auftretens in dieser Sitzung niemals. „Kaum hatte Gagern den Präsidentenstuhl eingenommen", erzählte er, „so waren schon allein durch seine Ansprache die tumultuarischen Scenen des vorigen Tages beseitigt; es war, als wenn ein des Fahrens Kundiger am Boden schleifende Zügel ergriffen hätte". Ebenso lebhaft im Gedächtniß blieb ihm Gagerns Verhalten an dem Tage, an welchem der Einbruch des Pöbels in die Paulskirche verübt wurde. Er hatte volle Gelegenheit, die imposante Ruhe zu bewundern, mit der Gagern, als ein Theil der Mitglieder der Versammlung sich erhob, um den Eindringenden entgegenzutreten, jene durch den Zuruf beschwichtigte: „Ich bitte wiederholt, kein Abgeordneter möge seinen Platz verlassen; es wird die Ordnung draußen schon erhalten werden, überlassen wir das den Behörden!" Die Sitzung wurde denn auch inmitten des beginnenden Barrikadenbaues wie gewöhnlich zu Ende geführt.

Zum ersten Vicepräsidenten wurde Alexander von Soiron, der frühere Vorsitzende des Fünfziger-Ausschusses, gewählt, ein Mann, dessen kerngesunder Verstand stets gerühmt worden ist. Georg v. Vincke hat ihn im Erfurter Parlament den „Vertreter des gesunden Menschenverstandes" genannt.[1]) Aber er hatte durch seine maßvolle Haltung, welche von den Radikalen als Gesinnungsabfall betrachtet wurde, sich deren besonderen Haß zugezogen, und so kam es, daß in den Fällen, wo er Gagern vertrat, die Versammlung oft in außerordentliche Unruhe gerieth. In den Parlamentskarikaturen wurde er als Laubfrosch dar-

1) Stenogr. Ber. S. 109: „Das geehrte Mitglied für Mannheim, ich möchte ihn lieber den Vertreter des gesunden Menschenverstandes nennen."

gestellt, der Sturm anzeigt. — Der zweite Vicepräsident, Herr von Andrian, verdankte seine Wahl vornehmlich der Courtoisie gegen Oesterreich.

Ein Reim, den man auf die drei Präsidenten machte und welchen später Frau Simson in einem Briefe nach Hause mittheilte, versuchte sie in einem bildlichen Vergleich, zum Theil ein wenig malitiös, zu charakterisiren:

> Der Erste klar und rein
> Wie echter deutscher Wein;
> Der Zweite dünkt mich schier
> Wie starkes dickes Bier;
> Der Dritte ach! wie fad
> Wie warme Limonad!

Durch das Loos kam Simson in die sechste Abtheilung der Versammlung, zu der u. a. Dahlmann und Fürst Lichnowski gehörten. Er wurde Schriftführer der Abtheilung. Wie es dabei zuging, rief ihm später einer seiner damaligen Genossen, der Kreisgerichtsrath a. D. Metzke in Sagan, in einem Briefe vom 26. April 1879 in Erinnerung:

„Am 19ten Mai 1848 versammelte sich im Sarasin'schen Saale zu Frankfurt a. M. die Abtheilung 6 der deutschen National-Versammlung zu ihrer Constituirung. Als ich dort ankam, fand ich nur den Fürsten Lichnowski und den Lloydpräsidenten Bruck[1]) anwesend. Wir besprachen die vorzunehmenden Wahlen, ich schlug Sie für das Amt des Schriftführers vor, die Beiden stimmten bei, und so machten wir Ihre Erwählung. Daß Sie nach Schluß der Verhandlung sofort das Protokoll verlasen, imponirte, besonders den Oestreichern in der Abtheilung."

„Das war die erste Stufe auf Ihrer parlamentarischen Leiter, und so habe ich vielleicht einen, wenn auch nur ganz

---

1) Karl Ludwig Frhr. v. Bruck (1798—1860).

kleinen Theil an Ihren Verdiensten um Deutschland, jedenfalls aber ein Recht, Ihrer in alter Treue zu gedenken."

Die Zugehörigkeit zu derselben Abtheilung brachte Simson in ein zunehmend vertrautes Verhältniß zu Dahlmann, namentlich seitdem er bei einer Streitfrage, nach Dahlmanns Ausdruck, bewiesen hatte, „daß es ihm an der nöthigen Herzenshärtigkeit nicht fehle". Dahlmann erklärte ihm darauf bei einem Spaziergange, von nun an seien sie Freunde.

Am 31. Mai 1848 wurde Simson zum Sekretär, d. h. zu einem der Schriftführer der Versammlung gewählt. Er war das einzige preußische Mitglied, welches in den Gesammtvorstand kam, obwohl ein sehr großer Theil der Abgeordneten aus Preußen bestand. Wegen seines überall hin deutlich vernehmbaren Organs, seiner dialektfreien Aussprache und klaren Betonung hörte die Versammlung vorzugsweise gern von ihm Schriftstücke verlesen und verlangte bisweilen ausdrücklich nach ihm, wenn einer der anderen Sekretäre nicht deutlich genug las, so daß man ihn auch wohl den „Reichsvorleser" nannte, wie anderen Mitgliedern ähnliche Scherznamen beigelegt wurden.[1])

Simson schloß sich dem rechten Centrum an, das sich im Casino zu versammeln pflegte, der Partei des besonnenen Freisinns, an deren Spitze Dahlmann, Arndt, Mathy u. a. standen. In ihrem Programm stand vor Allem die Einheit Deutschlands: daher kein Partikularismus, aber Anerkennung der Besonderheit der einzelnen Staaten und Stämme innerhalb der Gesammtheit; Begründung und Sicherung der politischen Freiheit, also keine Reaktion, aber entschiedener Kampf für die Ordnung gegen die Anarchie.

Als Heinrich v. Gagern seinen „kühnen Griff" that und die Versammlung aufforderte, selbst eine provisorische Centralgewalt

---

1) So wurde Rösler von Oels, der gewöhnlich einen gelben Nanking-Anzug trug, bekanntlich der „Reichskanarienvogel" genannt u. s. w.

zu schaffen, luden die Abgeordneten v. Radowitz und Hans v. Auerswald die preußischen Mitglieder zu einer Vorberathung ein, in der sie bemüht waren, ihre Landsleute von diesem Schritte abzuhalten. Indessen drang ihre Ansicht nicht durch, es wurde ihr lebhaft, u. a. auch von Simson widersprochen.[1])

Die Popularität des Erzherzogs Johann, der zum Reichsverweser erwählt wurde, stützte sich allerdings zum Theil auf die Erinnerung an einen halb mythisch entstellten Trinkspruch, den er einst (1842) an der Tafel Friedrich Wilhelms IV. auf dem Schlosse Brühl ausgebracht hatte. Sein Aeußeres war auch nicht geeignet zu imponiren, am wenigsten den Preußen, die bei ihrem Herrscherhause an andere Gestalten gewöhnt waren. Aber als er in der Nationalversammlung erschien und das Gelöbniß auf das Gesetz über die ihm anvertraute Gewalt ablegte, trug die Schlichtheit und Anspruchslosigkeit seines Auftretens dazu bei, selbst das Mißtrauen derjenigen zu entwaffnen, welche seiner Wahl widerstrebt hatten. Bald darauf verließ der Erzherzog Frankfurt wieder, um zunächst noch in Wien seine Funktionen als Stellvertreter des Kaisers Ferdinand zu erledigen.

Die Briefe, die Simson in diesen Tagen nach Hause richtete, spiegeln diese Eindrücke und die Hoffnungen wieder, welchen man sich damals hingab.

Frankfurt a. M. Donnerstag 13. Julius 1848.

. . . Die glückliche Stimmung, in die die definitive Constituirung der Reichsgewalt die Versammlung und hoffentlich das gesammte Vaterland versetzt hat, dauert fort und hat sich gestern Abend in einer glänzenden Illumination bekundet, die

---

1) So nach Simsons Erinnerung. Es läßt sich immerhin damit vereinigen, daß Radowitz in der Nationalversammlung für die Einsetzung eines Reichsverwesers (nicht eines dreiköpfigen Direktoriums) sprach und er sowohl wie General v. Auerswald sich an der Wahl des Erzherzogs Johann betheiligten. Sie würden sich dann der andern Meinung gefügt haben.

durch keinerlei Unfall gestört ist, wenn man nicht einen Schuß dahin rechnen will, der auf der Zeil fiel, gerade wie am Tage vorher dicht unter dem Balcon des Hôtel de Russie, auf dem wir neben und hinter dem Erzherzog standen. Von der Simplicität (im edelsten Sinne) des Erzherzogs, von seiner seelengewinnenden Harmlosigkeit und Unbefangenheit macht man sich schwer einen Begriff; auch die Bilder, die von ihm an den Schaufenstern hängen, sehen ihm nur sehr ungefähr ähnlich, namentlich ist er kleiner, als man nach diesen Bildern vermuthen sollte. Im Lauf des morgenden Tages wird das Ministerium proclamirt werden, im Laufe des heutigen wird Camphausen hier erwartet. Das Project des Erzherzogs in diesem Augenblick, wie es mir mein Nachbar, Herr v. Andrian,[1]) eben mittheilt, ist:

Präsident des Ministeriums und Minister der auswärtigen Angelegenheiten: Camphausen,[2])
Kriegsminister: v. Pfuel[3]) oder von Stockhausen[4]) (nach Camphausens Wahl),
Minister des Innern: v. Schmerling[5]) (bis gestern Präsidialgesandter des Bundestages),
Minister der Justiz: v. Molitor (aus Baiern).

Ihr seht, daß man Preußen — für seinen halb freiwilligen, halb nothwendigen Rücktritt bei der Besetzung des Reichsverweser-Amts — durch die beiden Haupt-Ministerien (auswärtige Angelegenheiten und Krieg) zu entschädigen bereit ist. Der Sinn, in welchem wir Preußen den Erzherzog wählten, liegt hoffentlich für unsere Landsleute klar; ich halte mich ihrer Zustimmung gewiß. Ich meine, kein anderer Weg führte so einfach dahin,

1) Victor Frhr. v. Andrian (1813—1858).
3) Ludolf Camphausen (1803—1890).
3) Ernst v. Pfuel (1779—1866).
4) August v. Stockhausen (1791—1861).
5) Anton Ritter von Schmerling (1805—1893).

in mäßiger Zeit Preußen in der Auffassung von Deutschland gegen die jetzige — zum Theil freche — Unterschätzung herzustellen. Daß der Erzherzog in hohen Jahren (66) und nicht ebenbürtig vermählt ist, kommt dabei wesentlich in Betracht; auch steht ihm die traditionelle Präponderanz des östreichischen Namens zur Seite, und am Ende wird sich niemals jemand schneller — im unglücklichen Falle — abnutzen, als in diesem Augenblick. Als ich Gagern erzählte, daß nach meinen Briefen die Wahl in Ostpreußen guten Anklang gefunden hätte, war er sehr zufrieden und sagte: „Die Leute werden sich überzeugen, daß wir das unter den gegebenen Umständen Mögliche gethan haben". — G. ist übrigens offenbar in der befriedigtsten Stimmung. Vorgestern Nachmittag, als wir den Erzherzog in seinen Salons im Hôtel de Russie erwarteten (liebe Evel und Marie,[1]) daran haben wir nicht gedacht, als wir 1845 darin wohnten), kam er zweimal an mich heran, um mir, ohne ein Wort zu sprechen, die Hand zu drücken; zum dritten Mal zog er mich in ein Fenster und ließ sich erzählen, wie wir Preußen über Camphausen als Premier-Minister dächten. — Ueberhaupt war der ganze Nachmittag von leidenschaftlichem Interesse; bei Tische war Römer mein Nachbar und auf der andern Seite Hermann (von München); — gleich nach dem Essen hatte ich eine lange Unterhaltung mit Radowitz . . .

Heut Mittag wird die ganze National-Versammlung — nach Gagerns Vorschlag — im Freien in der Mainlust essen. Wenn mein Erkältungs-Gefühl nicht nachläßt, muß ich mich, mit schwerem Herzen, ausschließen, zumal es zwar helles, aber windiges Wetter ist.

Der Erzherzog geht übermorgen nach Wien, um dort den Reichstag zu eröffnen, und kehrt unmittelbar darauf hieher zurück . . .

1) Schwägerin und Schwester.

Frankfurt a. M. Freitag 14. Julius 1848.

Eben hat sich definitiv entschieden, daß Camphausen, der seit gestern Abend mit dem Erzherzog in Conferenz war, die Annahme eines Ministeriums und auch des Präsidiums im Ministerrath abgelehnt hat.

Ich nehme an, daß Euch dies Détail interessirt und schicke also dies Blatt dem gestrigen nach.

Heut wird als Kriegsminister der General-Major v. Peucker [1]) genannt, und Mevissen [2]) erzählt mir im Augenblick, daß die Gesichtspunkte, aus denen v. P. die Stellung ansieht, mit der Auffassung der National-Versammlung wohl in Einklang zu bringen seien.

Bis morgen muß die Ministerial-Bildung vollendet sein. Ich schreibe dann wieder ein Wort. . . .

Am heutigen Vormittag habe ich einige Worte gegen einen Versuch von Eisenstuck, [3]) uns binnen vierzehn Tagen mit Schutzzöllen zu beschenken, gesprochen. Die Sache ist vorläufig, wie Ihr aus dem stenographischen Bericht zu seiner Zeit sehen werdet, namentlich durch Hermann (von München) beseitigt ...

Die Verwerfung des Jacoby'schen Antrages [4]) in Berlin macht unter uns Preußen die beste Wirkung. — Möchte in diesem Stil der Natter der Anarchie und jedes Versuchs, sie zu fördern, überall der Kopf zertreten werden!

Frankfurt a. M. Sonnabend 15. Julius 1848.

Gestern Abend kamen zwei von den neu ernannten Ministern in unsern Club — Hirschgraben — erzählten den Hergang der Ministerialbildung und forderten von der Partei, aus

1) Eduard v. Peucker (1791—1876).
2) Gustav v. Mevissen (1815—1899).
3) Bernhard Eisenstuck (1806—1871).
4) Auf Mißbilligung der Wahl des Reichsverwesers.

welcher sie hervorgegangen, die Unterstützung. Es war eine interessante Verhandlung in einem mir völlig neuen Genre; sie währte bis gegen 10 Uhr.

Heut ist die Verkündigung der drei bisher ernannten Minister:

für Inneres und Aeußeres: von Schmerling,
für den Krieg: von Peucker,
für die Justiz: Dr. Heckscher [1]) (wie ich höre, der Sohn eines ehemaligen Associés von Heine [2])

im Hause erfolgt. Ich lege Euch ein Exemplar der Proclamation des Erzherzogs an die Nation bei. . . .

Die Zuschrift des Musikdirektors Sämann habe ich heut mit herzlichem Dank empfangen und werde nach Vorschrift damit verfahren. Uhland hat mir seine Theilnahme neulich schon zugesagt. [3]) Ich grüße Sämann herzlich . . .

Heut Abend sind wir zu Hiller [4]) gebeten, ich morgen Vormittag zu Georg, den der Musiker Marschner [5]) besuchen wird. —

Bald darauf kehrte der Erzherzog nach Frankfurt zurück, um sein Amt als Reichsverweser endgültig anzutreten. Er hatte inzwischen auf eine Civilliste verzichtet, und Gagern dankte ihm bei seinem Wiedererscheinen für diesen hochherzigen Akt. Zugleich erwähnte Gagern, daß für ihn ein Palais gemiethet worden sei. Der Erzherzog erwiderte: „Es wird halt kein Palais sein", worauf Gagern sich mit der geschickten Antwort abfand: „Es wird dazu werden, wenn Euere Kaiserliche Hoheit es anzunehmen geruhen". Hinsichtlich der innern Einrichtung des

---

1) Joh. Gust. Moritz Heckscher (1797—1865).

2) Salomon Heine (1767—1844).

3) Es handelte sich um Compositionen Uhland'scher Gedichte, mit denen der Dichter bekannt gemacht werden sollte. Vergl. unten.

4) Der Componist Ferdinand Hiller (1811—1885).

5) Vermuthlich Heinrich Marschner (1795—1861).

Hauses verwies der Reichsverweser Gagern an seine Frau. „Ich selbst brauche nur ein Zimmer für mich“, fügte er hinzu. Indessen erinnerte sich Simson, in dessen Decernat als Sekretär der Versammlung die Sorge für das erzherzogliche Haus eingeschlossen war, daß er Mühe gehabt habe, den Anforderungen des Grafen von Morzin, den der Erzherzog als Adjutanten, neben einem Leibarzt, mitgebracht hatte, zu genügen.

An seiner Tafel war der Erzherzog höchst mittheilsam und freundlich, und seine Gemahlin unterstützte ihn dabei auf das Beste. Sie war bekanntlich die Tochter eines Postmeisters in Steiermark und führte damals den Namen einer Baronin von Brandhof, später den einer Gräfin von Meran. Als Simson sich im Jahr 1872 in Gastein aufhielt, ließ die Gräfin ihn, in Erinnerung an die gemeinsam in Frankfurt verlebte Zeit, veranlassen, sie zu besuchen. Sie gedachte dabei ihres seither[1]) verstorbenen Gemahls mit großer Pietät. Von ihrem Park sagte sie: „jedes Bäumchen und jedes Pflänzchen ist ja von meinem Erzherzog“.[2])

Den Eindruck der Bescheidenheit und Treuherzigkeit machte auch der Sohn dieses Paares, der Graf von Meran, damals ein Knabe von etwa zehn Jahren. Simson sah ihn, nach seiner Erinnerung, zum erstenmal in den Tagen nach der Sistirung des Malmöer Waffenstillstands, in denen auch er zum Erzherzog beschieden wurde. Der junge Graf hatte aus feuchtem Erdreich Bastionen und dergleichen errichtet und dadurch seine

1) 1859.

2) Nach Simsons Erzählung. Er schrieb darüber aus Wildbad Gastein, 30. Juli 1872 an seine Frau: „Von Erlebnissen hätte ich nur hinzuzufügen, daß ich heut der hier eingetroffenen Wittwe des Erzherzogs Johann (Du hast sie, liebe Cläre, in Frankfurt a. M. als Frau von Brandhof gekannt; nachmals ist sie Gräfin Meran geworden) — auf Veranlassung ihres bei ihr wohnenden Arztes — einen Besuch gemacht habe, der in 1848/9er Erinnerungen recht behaglich ausfiel. Sie wohnt in Graz . . .“

Hände beschmutzt. So sagte er, indem er Simson freundlich entgegen kam: „Ich kann Dir die Hand nit reiche, kann auch mei Kapp nit abthun“.

Noch im August 1848 hatte die Fahrt des Erzherzogs zu dem Dombaufeste in Köln[1]) stattgefunden, wo er mit dem Könige Friedrich Wilhelm IV. zusammentraf. Auch eine Deputation der Nationalversammlung, der sich noch andere Abgeordnete anschlossen, zog mit dahin. Die Fahrt verlief glänzend. Beide Ufer des Rheins waren mit festlich gestimmten Menschen wie besäet, es soll ein Anblick gewesen sein, wie man ihn nicht so bald wieder haben wird. Die Mitglieder des Bureaus der Nationalversammlung begleiteten den Erzherzog auf seinem Dampfschiffe, und er erwies sich gegen sie überaus huldvoll. Unwillkommenes Aufsehen erregten die Worte des Königs an Gagern: „Ich werde nie vergessen, welch ein großes Werk Sie zu gründen berufen sind; aber vergessen Sie nicht, daß es noch Fürsten in Deutschland gibt, und daß ich einer von ihnen bin“. Indessen bei dem Festmahl im Gürzenich brachte der König einen Trinkspruch auf die „Werkmeister und Werkleute am Bau der deutschen Einheit“ aus, der einen Sturm des Jubels hervorrief. Dann folgte ein von dem Könige gegebenes Fest im Schlosse zu Brühl, bei welchem Simson die Bekanntschaft des Malers Peter Cornelius erneuerte und Gelegenheit hatte, eine Unterredung zwischen dem Könige und Soiron in nächster Nähe mit anzuhören. Der König sprach scherzend über die Schwierigkeiten, welche Soiron, wenn er in der Paulskirche präsidirte, durch die Linke bereitet wurden. Soiron erwiderte in seiner natürlichen Art und seinem süddeutschen Dialekt: „Majestät, wer hat nit sei Lascht? Euer Majestät haben Ihre Lascht, ich hab' mei Lascht, man muß halt ein dickes Fell haben“, worüber der König herzlich lachte.

1) Dem sechshundertjährigen Jubiläum der Grundsteinlegung des Doms.

Zum erstenmal nahm Simson in der Paulskirche am 1. Juli das Wort, als Ernst Moritz Arndt, im Zusammenhange mit den Vorgängen in Mainz, von ihm selbst lebhaft beklagte und mißbilligte Angriffe seiner Solinger Wähler auf die „Preußen“ auf der Tribüne zur Sprache brachte und dabei — seiner bekannten Vorliebe für die Ostpreußen gemäß — in besonders ehrenvoller Weise des eigentlichen, kleineren Preußens gedachte, von welchem das größere den Namen empfangen. Simsons kurze Bemerkung lautete:

„Der Abgeordnete von Königsberg darf, wenn mich mein Gefühl nicht täuscht, trotz aller Empfindung seiner persönlichen Geringfügigkeit, die erhebende Anerkennung nicht stillschweigend hinnehmen, die Ernst Moritz Arndt eben über das alte Preußen ausgesprochen hat. Es ist so durch den trefflichsten Mann zum ersten Mal von dieser Tribüne aus dieses unser engeres Vaterland genannt worden, das erst seit den allerletzten Tagen nach seinem Verlangen und nach vierhundertjähriger Trennung wieder einen, wie wir hoffen, wahrhaft integrirenden Bestandtheil unseres großen herrlichen Vaterlandes auszumachen berufen worden. Wir bringen Deutschland 1100 Quadrat-Meilen und drittehalb Millionen Menschen zu. Aus Ihrer Litteratur gehören Kant, Hamann, Herder, Hippel uns an. So, glaube ich, meine Herren, sind wir Ihrer brüderlichen Aufnahme ausreichend empfohlen; wie ich Ihnen im Namen meiner Landsleute die Zusicherung aussprechen darf, daß unser heiligstes Streben und unsere besten Kräfte für alle Zeit dem ganzen großen Vaterlande gewidmet bleiben werden.“

An diese freundliche Berührung mit Arndt erinnert auch ein, wahrscheinlich in der Sitzung geschriebenes Blatt mit folgender Frage und Antwort:

Bei Herrn Prof. Arndt erlaube ich mir die gehorsamste Anfrage, ob es richtig ist, daß er sein Lied „Was ist des Deutschen Vaterland?“ in Königsberg auf den sogenannten Hufen gedichtet hat?

Fft. a. M. 3. 7. 48
Dr. Simson
Abgeordneter von Königsberg

Nein; im Hause des Buchhändlers Nicolovius.
E M A.[1])

Simson erstattete nämlich von dem erwähnten Vorgange dem Magistrat zu Königsberg Bericht, mit dem Antrage, Arndt das Ehrenbürgerrecht der Stadt zu verleihen. Diesem Antrage wurde zwar, zu seinem Mißvergnügen, nicht entsprochen, jedoch beliebt, Arndt den Dank der Stadt für seine warme Anerkennung Altpreußens durch eine Deputation auszusprechen, der Simson sich anschloß.

In der Sitzung vom 10. August 1848 kam es zur Entscheidung über die Frage, ob die im badischen Wahlbezirke Thiengen erfolgte Wahl Friedrich Heckers zur Nationalversammlung anerkannt werden könne. Der Fall lag sehr eigenthümlich, da die Wahl formell rechtmäßig erfolgt, Hecker jedoch nach dem Scheitern seiner republikanischen Schilderhebung landesflüchtig geworden war und von der Schweiz aus seine Propaganda fortsetzte. Die Angelegenheit war von der badischen Regierung der Nationalversammlung und von dieser einem besonderen Ausschuß überwiesen worden, dem Simson angehörte und präsidirte. In

1) Vergl. Ernst Moritz Arndts Erinnerungen aus dem äußeren Leben (herausg. von Hugo Rösch. Leipzig 1892) S. 170: „Ich wohnte und lebte in dem Hause der Gebrüder Nicolovius, die mit Leib und Seele mit den Besseren und Edleren ihres Vaterlandes strebten.“ Das Grundstück von Friedrich Mathias Nicolovius (die spätere Voigtsche Kunsthandlung) lag in der Junkerstraße (Armstedt, Geschichte der königl. Haupt- und Residenzstadt Königsberg in Preußen S. 267).

der Verhandlung war er bemüht auszuführen, es sei für die Versammlung unmöglich, die Wahl anzuerkennen und Hecker in ihre Mitte aufzunehmen. Er schloß diese seine erste parlamentarische Rede mit den Worten:

„Wäre hier der Ort, an die That, von der wir reden, den Maßstab der Beurteilung des Individuums anzulegen, ein großer Theil der Versammlung würde sich zu der Auffassung bekennen, die „den Menschen wahrnimmt in des Lebens Drang und die größere Hälfte seiner Schuld den unglückseligen Gestirnen beimißt." Es ist dies eine Auffassung, von der ich unverhohlen und auf jede Gefahr hin bekennen will, daß sie auch im gegenwärtigen Falle die meinige ist. Ich kann nicht ohne tiefe Wehmuth denken, daß ein Mann, der, wenn nicht alle Berichte über ihn trügen, durch alle Gaben des Geistes und Herzens vor Vielen berufen war, an den Wiederaufbau des Vaterlandes seine Hand mit anzulegen, in unseliger Verblendung sich selber von dieser edelsten Arbeit ausgeschlossen hat. Aber hier ist keine Stelle für die Beurteilung, wie sie der Religion, der Kirche, der Aesthetik, der Jurisprudenz zusteht. Vor der politischen Beurteilung, die hier allein probehaltig ist, bleibt, was man auch dagegen reden mag, stehen, daß Hecker den heiligen Boden unseres Vaterlandes mit Blut getränkt, daß er den Fremden die Thür gewiesen hat nach der deutschen Erde. An die Stelle der ewigen Ordnungen des Rechtes, die nach vorübergehender Verdunkelung alle Zeit nur um so heller leuchten, hat er das Banner der Gewalt zu pflanzen versucht. Darum kann er nicht sitzen unter den Männern, denen unser Volk die Gründung der Einheit, die Festigung seiner Freiheit anvertraut hat, in den Wegen „des Raths, der Mäßigung, der Weisheit, der Geduld". Erst nach langer, ernster Sühne kann für ihn wieder ein Raum werden auf unserer vaterländischen Erde!"

Der Antrag des Ausschusses, Heckers Wahl für ungültig und unwirksam zu erklären, wurde mit großer Mehrheit angenommen. Den Eindruck, den Simsons erste Rede wenigstens auf Einzelne machte, bezeugt Friedrich v. Raumer, der über diese Verhandlung schreibt[1]: „Nun folgte die Berathung über Heckers Aufnahme, wobei viel Verkehrtes und Sophistisches vorgebracht, am besten aber von Simson aus Königsberg gesprochen wurde."

Bald darauf folgte der von Preußen mit Dänemark abgeschlossene Waffenstillstand von Malmö, dessen schließliche Genehmigung durch die Nationalversammlung den Anlaß zu dem Septemberaufstande gab. Als zuerst der Beschluß gefaßt war, die Ausführung des Waffenstillstands zu sistiren, das Reichsministerium infolge dessen seinen Rücktritt erklärte und die Bildung eines neuen Ministeriums durch Dahlmann, der jenen Beschluß vornehmlich herbeigeführt hatte, sich als unmöglich herausstellte, ließ der Reichsverweser auch Simson zu sich bescheiden, um mit ihm über die Krisis zu sprechen. Simson rieth dem Erzherzoge zu dem, was dieser selbst im Sinne hatte, nämlich das bisherige Ministerium beizubehalten. Er selbst stimmte beidemal (am 5. wie am 16. September) gegen Dahlmanns Ansicht, für die Genehmigung des Waffenstillstands. Andeutungen über seine Auffassung der Sachlage enthalten die folgenden Briefe, in denen er den Schreckenstag des 18. September ausführlicher schildert.

„Frankfurt a. M. 5. September 1848.

. . . Der gestern früh hier bekannt gewordene dänische Waffenstillstand hat eine entsetzliche Aufregung hervorgebracht; der Antrag, seine Ausführung sofort und ehe noch ein Aus-

1) Briefe aus Frankfurt und Paris 1848—1849. I. 279. — Dagegen sagt H. Laube, Das erste deutsche Parlament III. 192—193: „Man hatte es kaum bemerkt, daß er meisterhaft, daß er mit klassischer Grazie sprach."

schußbericht über das Detail seines Inhalts erstattet war, zu sistiren, ist diesen Augenblick (Dienstag 5/9 48 Abends 6¼ Uhr) nach einer Sitzung, die — mit Unterbrechung zweier Stunden — seit 9 Uhr dauert, in der Abstimmung und wird — in wenigen Augenblicken angenommen sein. — Damit ist nach der vorläufigen Auffassung unserer Partei der Bruch zwischen Preußen und der Centralgewalt entschieden; das Ministerium hat im Voraus erklärt, daß es abtritt. So müßt' es mit einem Wunder zugehn, wenn unseres Bleibens hier weiter wäre! . . .

6¾ Uhr.

Die Abstimmung ist ausgefallen, wie ich fürchtete."

O. D. (Septbr. 1848).

„Wie unentschieden es an dem politischen Himmel noch immer aussieht, erseht Ihr aus der Oberpostamtszeitung, die so ziemlich alles Erhebliche erfährt und aufnimmt. Ich selbst habe heut den leitenden Artikel aus der Königsberger Zeitung vom Freitag und einen kleinen Artikel inseriren lassen über die Wirkung des Beschlusses vom 5. September auf die Verhältnisse unseres Gesandten in Paris — Raumer[1]) hatte mir heut Morgen deßhalb geschrieben und ich habe ihm bereits geantwortet. — Auch von Bornemann[2]) habe ich vor einer Woche einen lieben und lehrreichen Brief gehabt, was ich Kitzing[3]) mit meinen schönsten Grüßen zu bestellen bitte.

Hermann[4]) hat noch kein Ministerium zu Stande gebracht. Ich kenne die Plane, nach denen er noch mit seinem Unter-

1) Friedrich v. Raumer (1781—1873), der im August als Vertreter der deutschen Centralgewalt nach Paris geschickt worden war.

2) Der Jurist Wilhelm Bornemann (1798—1864), damals Mitglied der preußischen Nationalversammlung.

3) Vicepräsident des Tribunals in Königsberg.

4) Der Professor der Nationalökonomie Hermann aus München (1795—1868), an den der Reichsverweser sich wandte, nachdem Dahlmann ihm seinen Auftrag als unausführbar zurückgegeben hatte.

nehmen zu reussiren hofft; aber ich zweifle an ihrer Ausführbarkeit.

Die O. P. A. Zeitung wird heut wahrscheinlich schon die Nachricht enthalten, daß die dem Waffenstillstand günstige bisherige (kleine) Majorität der vereinigten Ausschüsse dadurch, daß E. M. Arndt[1]) und Claussen[2]) von Urlaubsreisen zurückgekommen und auf die Gegenseite getreten sind, zur Minorität geworden ist. Das ist gewiß noch nichts Entscheidendes, aber ein gutes Vorzeichen ist es auch nicht.

Donnerstag wird diese große Schlacht geschlagen. Mir scheint der Fortbestand der National-Versammlung von ihrem Ausgange abhängig . . ."

„Frankfurt a/M. Montag 18. 9. 48.
12½ Uhr Mittags.

Meine Geliebten,

Der gestrige Abend ist in dumpfer Ruhe vorübergegangen. Die Führer der Volksbewegung — darunter auch Mitglieder der National-Versammlung — hatten auf heut eine Sturmpetition beschlossen, des Inhalts, daß die 258 Mitglieder, die Sonnabend für den Waffenstillstand gestimmt, Hochverräther an der Nation und ihrer Freiheit seien. Diese Petition sollte um 11 Uhr in die National-Versammlung durch eine Deputation gebracht und entweder von der National-Versammlung anerkannt oder diese von den Eingedrungenen gesprengt werden. In Folge dieser Nachricht erklärte der Senat von Frankfurt um Mitternacht dem Reichsverweser, daß er sich zum Schutze der National-Versammlung nicht mehr im Stande fühle und diesen der Centralgewalt überlasse. Der Effect war, daß der Reichsverweser die abgetretenen Minister — mit alleiniger Ausnahme Heckscher's — interimistisch wieder einberief und

1) (1769—1860).
2) H. R. Claussen (aus Kiel).

diese Truppen von Mainz und Darmstadt kommen ließen. Gegen 3 Uhr Morgens sind 1000 Oesterreicher und 1000 Preußen eingerückt. Um 9 Uhr kamen wir, wie gewöhnlich in die Kirche;[1]) natürlich ohne die Frauen — Clara ist bei Madame K. — etwa um 10 wurde ein Versuch gemacht, in die Kirche einzudringen; das Militär aus den Nebenstraßen war aber bald bei der Hand und der Versuch mißlang. Angeblich ist ein Mensch dabei geblieben. Nunmehr hat der Bau von Barrikaden begonnen, die theilweise wieder genommen sind; bis jetzt hat sich die Einwohnerschaft noch auf keine Weise für die Barricadiers ausgesprochen. Ehe dies geschieht, ist die Sache hoffentlich auch nicht gefährlich: ich habe vor einer halben Stunde mich noch nach Hause begeben können, um Clara zu sehen und zu beruhigen. Dies schreibe ich Euch aus der Sitzung, in der die Grundrechte — natürlich theilnahmlos — discutirt werden . . ."

„Frankfurt a/M. Montag 18. Septbr. 1848.
10½ Uhr Abends.

Nach einem entsetzlichen Tage, geliebte Eltern und Mutter,[2]) ergreife ich noch die Feder zu einigen Worten an Euch.

Ich weiß nicht, ob Ihr den Brief, den ich aus der Sitzung an Euch schrieb, schon Freitag erhalten habt; wahrscheinlich sind die Posten nicht abgegangen und dann bekommt Ihr ihn mit diesem zusammen und wißt also jetzt in jedem Falle, wie die Sachen heut um Mittag hier standen.

Bei dem Rückweg aus der Sitzung hatten Massen und Barrikaden schon ein drohenderes Ansehn angenommen. Clara fand ich in tiefer Erschütterung bei K.'s zu Mittag; ich ging, um mit meinen Collegen in Zusammenhang zu bleiben, mit George in den Englischen Hof; Gagern und der darmstädtische

1) Paulskirche.

2) Schwiegermutter.

Regierungsdirector in Mainz, v. Dalwigk,[1]) setzten sich uns gegenüber; der Geh. Rath Knoblauch aus Berlin neben mich, so daß wir in der tiefen Bewegung allerseits in dem gespanntesten Interesse blieben. Auch der arme Lichnowski aß an demselben Tisch!

Nach Tisch suchten wir wieder Clara auf. Das Pelotonfeuer auf der Zeil vor einer Barrikade und tiefer in der Stadt vor andern hatte bereits begonnen, man wartete schmerzlich auf das Geschütz, es kam und kam nicht; man verbreitete das — nachmals als falsch erwiesene — Gerücht, die Eisenbahnen nach Mainz und Darmstadt, auf denen es kommen sollte, seien zerstört.

Die Truppen machten nirgends bedeutende Fortschritte; an einigen besonders gut bedienten Barrikaden wurden sie sogar zurückgedrängt. Es war fünf Uhr geworden, der Tag trübe; die Helle begann nachzulassen. Da verbreitete sich die Nachricht, der Erzherzog habe auf einseitiges Begehren der heuchlerischen Linken — aus deren Aufhetzungen das ganze Entsetzen hervorgegangen — dem General Grafen . .,[2]) der das oberste Commando führte, eine Waffenruhe von einer Stunde befohlen, die zum Parlamentiren benutzt werden sollte. Man war über diese — wie behauptet wird, von keinem Minister contrasignirte — Anordnung bis zur Entrüstung irritirt. Kurz nach 6 Uhr trafen die ersten (hessischen) Geschütze ein, von wenig Cavallerie begleitet. Die Rebellen verwarfen den Vorschlag, sich, unter Wegräumung der Barrikaden, auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Gegen $6^1/_2$ Uhr be-

1) Der spätere großh. hessische Minister Reinhard v. Dalwigk (1802 bis 1880). Nach Ludwig Bambergers Erinnerungen (S. 123) erkannten in ihm die Demokraten schon damals einen Erzreaktionär.

2) Der Name ist ausgelassen. Es war der k. k. Generalmajor Graf Nobili.

gann die Kanonade; bald darauf mußten auf Befehl des Bürgermeisters, der eine Zerstörung der Gasröhren besorgte, die Häuser erleuchtet werden. Immer neue Truppenmassen trafen ein; eine Barrikade nach der andern wurde genommen; Verwundete und Todte wurden vorübergebracht, nur selten todbleiche Gefangene, deren es überhaupt wenig gegeben haben soll. Die Dämmerung hat sie im Verstecken und Entfliehen unterstützt. Vor 9 Uhr gewann man die Ueberzeugung, des Aufstandes, an dem sich nicht die Frankfurter, sondern einige tausend Demokraten aus der Umgegend — offenbar nach vorgängiger Organisation — betheiligt hatten, in der eigentlichen Stadt Frankfurt Meister zu sein. Der Rest von Barrikaden, namentlich vor Sachsenhausen, ist auf den anbrechenden Morgen ausgesetzt; was von Truppen nicht zu deren Umzingelung gebraucht wird, lagert bei Wachtfeuern — Preußen, Oesterreicher, Kurhessen, Darmstädter, Württemberger — mit im Ganzen 26 Geschützen auf dem Roßmarkt, an dem wir wohnen, mit Bier, Wein, Essen, Cigarren von den umliegenden Häusern aus bewirthet. Oppenheims,[1]) Clara und ich haben den Platz eben einmal umgangen: in welcher Stimmung, wage ich nicht zu beschreiben! Man heftet eben Placate des Reichsministeriums an, die die Stadt in Belagerungszustand erklären, alle Vereine, das Waffentragen verbieten und das Standrecht für Ueberschreitungsfälle proclamiren. — George hat uns nicht verlassen und ist eben — völlig wohlbehalten — nach Hause gegangen.

Es sollen viele Offiziere gefallen sein; namentlich preußische, darunter ein Hauptmann v. Liebenau und andere.

1) Simson wohnte bei dem Maler Moritz Oppenheim. — Als Andenken daran bewahrten er und seine Frau später eine Skizze des Oppenheim'schen Bildes „Egmont und Clärchen", die der Maler ihnen (wohl mit Anspielung auf ihre ähnlichen Vornamen) geschenkt hatte.

Aber das Traurigste kommt leider noch! Lichnowski und Auerswald sind todt! Sie hatten sich beide zu Pferde gesetzt, sind kurz vor dem Thor, von Kugeln getroffen vom Pferde gefallen, haben sich noch in einen Keller gerettet, sind aber daraus von diesen fanatisirten Kannibalen hervorgeholt und vollends getödtet worden: General Auerswald anscheinend sofort; Lichnowski ist sterbend[1]) in das Bethmann'sche Haus getragen worden. Er war Sonnabend zum Könige nach Sanssouci beschieden, wollte gestern dahin abgehn, blieb aber, weil hier Gefahr war, der sich sein ritterliches Herz nicht entziehen mochte. Er erzählte mir dies noch heut in der Sitzung mit dem Zusatze, man beabsichtige, nach einem Gerücht, ihn in der Sitzung zu erschießen. „Es ist oft genug auf mich geschossen worden, sagte er — auf einen Schuß mehr oder weniger kommt es nicht an!"

Ihr erlaßt mir zu sagen, wie uns zu Muthe ist oder gar anzudeuten, was ich von der nächsten und weiteren Zukunft denke. — Für diesmal bitte ich nur, diesen Brief mit meinen besten Grüßen dem Geh. Rath Schubert[2]) und möglichst ungesäumt in meinem Namen nebst meinem andern heutigen Briefe Bernhard Kähler[3]) mitzutheilen; vielleicht läßt John[4]) ihn oder beide zu diesem Behuf einmal abschreiben.

Wie entsetzlich endet so, was unter schwierigen und mühevollen, aber vielversprechenden Auspicien begann! Ein Lebenstheil, den jeder von uns bis jetzt für einen dornenvollen und schweren, aber doch glücklichen und reichen in seiner Existenz halten mußte, ist zu einem grausenvollen Zerrbild geworden,

1) Fürst Felix Lichnowski (1814—1848) verschied erst am 19. September. — Hans v. Auerswald war 1792 geboren.

2) Friedrich Wilhelm Schubert, Geheimer Regierungsrath und Professor in Königsberg (1799—1868), Mitglied der Nationalversammlung.

3) Vergl. o. S. 14.

4) Simsons jüngster Bruder.

von dem man nicht weiß, ob es Traum, ob es Wirklichkeit ist. Die Greuel der ersten französischen Revolution, von denen wir uns im schlimmsten Falle wie weit noch immer entfernt dachten, haben sich als unsere unmittelbare Gegenwart erwiesen! Möchten daraus wenigstens die Verirrten die Rückkehr und die Vernünftigen den vollen Muth lernen, ohne den unsere Zukunft diesen Scheußlichkeiten rettungslos verfallen ist![1]) Wenn solche Folgen nach diesen Tagen einträten, so möchte man sie segnen können und selbst die Todten weniger beklagen, deren — theilweise schaudervolles — Ende sicherlich auch die Blinden und Stumpfen wird sehen machen, wohin das Gelüste der Anarchisten führt und abzielt!

Wir haben morgen früh um 8 Uhr Club und um 9 Uhr Sitzung der Nationalversammlung. Im Laufe des morgenden Tages komme ich wohl dazu, Euch ein Paar Worte zu schreiben. Ich schließe aus schwer und schmerzlich bedrängtem Herzen mit meinem alten: Gott mit uns! Küßt die Kinder!

Ewig Euer treuer

Ed."

Nachschrift von Frau Simson.

„Eduard läßt Euch sagen, daß nach dem Urteil aller Sachverständigen die jetzige Garnison von Frankfurt gegen jede etwaige fernere Invasion der Anarchisten vollständig ausreicht, also, soweit Menschen sehen können, für diesmal die Gefahr vorüber ist." —

Die Erregung und Entrüstung über das Geschehene spricht auch aus den Bemerkungen, mit denen Simson zwei Tage später, in der Sitzung vom 20. September, den Antrag Briegleb's unterstützte, aus Anlaß der jüngsten Ereignisse eine Ansprache an das deutsche Volk zu richten.

1) Im Original unterstrichen.

„Herr Zimmermann[1]) prophezeit, was unserer Proclamation nachfolgen werde. Nun wir sind Alle keine Propheten, und ich schreibe auch ihm diese Gabe nicht zu. Wir werden nach bester Ueberzeugung handeln und uns dann damit beruhigen, daß die Folgen in Gottes Hand stehen. — Er sagt uns, es dürfe keine neue Brandfackel in diese Versammlung geworfen werden. Die Meinung theile ich; aber es handelt sich nicht darum, eine neue Brandfackel in die Versammlung zu werfen, sondern darum, sich zu überzeugen, ob wirklich Brandfackeln in unserer Versammlung sind, und diese dann mit Gott zu löschen. Ich frage nun: Wer hat die Brandfackel in dieses Haus geworfen? Der Abgeordnete von Berlin,[2]) der den Zeitungsartikel[3]) zur Sprache brachte, oder diejenigen, die kein Bedenken trugen, den Artikel zu verfassen und zu veröffentlichen? Meine Herren! Man wird schwerlich einen Unterschied dazwischen geltend machen wollen, ob Abgeordnete dieser Versammlung sich als Verfasser eines solchen Artikels oder als verantwortliche Redacteurs eines Blattes nennen, in dem er abgedruckt ist. Diesen Unterschied hat einstmals Klotz gegen Lessing geltend zu machen versucht; er meinte, die Artikel in den Acta litteraria, die ohne Unterschrift gegen Lessing geschrieben waren, dürften nicht auf seine — des Redacteurs — Rechnung geschrieben werden. Wissen Sie, meine Herren, was Lessing darauf geantwortet hat? Er sagt: Der Wirth, der in seiner Kneipe durch Andere morden läßt, ist nicht besser, als der, der selber darin mordet. Der Abgeordnete von Stuttgart verweist sodann auf das fast prophetische Wort unseres edeln abgeschiedenen Freundes,[4]) der noch am

1) Wilhelm Zimmermann (1807—1878).

2) Friedrich Karl Leopold Stavenhagen († 1869).

3) Einen Artikel über die Abstimmung vom 16. September in der Deutschen Reichstagszeitung.

4) Fürst Lichnowski.

Sonnabend gesagt habe, er suche die Palme des Friedens. Wozu soll diese Erinnerung? Sollen wir diesem Beispiele folgen? Sollen wir die Palme des Friedens auf die Weise suchen und finden, auf die er sie gefunden hat? Es ist endlich bei der Begründung des Briegleb'schen Antrags die sehr wichtige Bemerkung gemacht worden, die Erklärung, die er vorschlägt, sei auch in dem Sinne unerläßlich, daß das Volk die Ueberzeugung gewinne, in dieser ganzen hohen Versammlung sei Niemand, der den Aufstand der letzten Tage gebilligt habe. Man hat dagegen erinnert — wenn ich mich nicht irre, war es Herr Goltz von Brieg — daß der gestrige Beschluß der Nationalversammlung bereits klar mache, daß die Versammlung diesen Aufstand nicht billige. Ich glaube, meine Herren, dafür werden nicht nur wir, dafür wird auch das Volk keinen Beweis bedürfen. Aber ich hoffe, es wird auch der Beweis geliefert werden können, daß kein Einziger unter uns ist, welcher den Aufstand billigt; und diesen Beweis sind wir dem unglücklichen, bethörten Volke allerdings schuldig. Das Volk muß erfahren, muß ausdrücklich erfahren, daß Niemand unter uns ist, der im Stande wäre, auch nur in seinen entferntesten, in seinen geheimsten Gedanken Gemeinschaft zu machen mit solchen Unternehmungen, wie die des Montages."

Ein paar Wochen nach diesen leidenschaftlich bewegten Verhandlungen, an einem Sonntag im Oktober, machte Simson mit seiner Frau einen Ausflug in den Taunus. Sie waren noch ungefähr eine halbe Stunde vom Gipfel eines Berges entfernt, als ihnen Robert Blum, schon von der Höhe zurückkehrend, den Rock über die Schulter geworfen, aus einem Gebüsch entgegentrat. Er grüßte und sagte freundlich: „Sie werden noch viel Mühe haben, das Ziel zu erreichen, der Rest des Weges ist sehr beschwerlich, und die Aussicht wird Sie für ihre Mühe kaum belohnen, denn der Nebel ist noch nicht zu Thal". Wenige

Tage darauf begab sich Blum auf seine verhängnißvolle Reise nach Wien.[1])

Der Haß der Linken gegen den ersten Vicepräsidenten v. Soiron ging so weit, daß sie bei einer abermaligen Wiederwahl des Präsidiums, nicht damit zufrieden, ihm ihre Stimmen zu versagen, eine Erklärung zu Protokoll gab, worin sie jede Verantwortlichkeit für die Folgen seiner Wahl ausdrücklich ablehnte. Ohnehin als Vorsitzender der wichtigsten Kommission, des Verfassungs-Ausschusses, mit Arbeit überhäuft, beschloß Soiron daher, die Wahl zum Vicepräsidenten künftig nicht mehr anzunehmen.[2]) So kam es, daß Simson im Oktober 1848 sein Nachfolger wurde. Vielleicht hatte vornehmlich die Art, wie er in der Fraktion abwechselnd mit andern Mitgliedern ihres Vorstandes präsidirt hatte, dazu beigetragen die Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken. Derjenige, der im Gegensatz gegen die von anderer Seite empfohlene Wahl Max Simons von Breslau seinen Namen in Vorschlag brachte, war Professor Edel aus Würzburg. Die Wahl fiel auf ihn mit 213 von 367 Stimmen.

Sogleich in der ersten Sitzung, die Simson in Vertretung des Präsidenten leitete, erregte ein Antrag der Abgeordneten Schmidt und Wiesner Heinrich von Gagern in dem Maaße, daß er ihn als eine „Frechheit" bezeichnete. In der Ueberzeugung, daß Gagern damit den Sinn des verständigen Theils der Versammlung ausgedrückt habe, daß es überdies durchaus ungebührlich sein würde, wenn der Vicepräsident bei seinem ersten Vorsitz den Präsidenten zur Ordnung riefe, erklärte Simson auf den vielfachen Zuruf „Zur Ordnung!": „ich werde Herrn

---

1) Dr. Hans Blum, Persönliche Erinnerungen an den Fürsten Bismarck (München 1900) S. 17—18, nach einer Erzählung Simsons, der auch uns von dieser Begegnung gesprochen hat.

2) Badische Biographieen, herausg. von Fr. v. Weech II. 302.

von Gagern nicht zur Ordnung rufen und erwarte, daß mein Verfahren, wenn ein Theil des Hauses dasselbe mißbilligt, zum Gegenstand einer Beschwerde gemacht werde." Dies ist denn auch geschehen, indessen ging die Versammlung auf den Bericht und Antrag des deswegen niedergesetzten besonderen Ausschusses über die Beschwerde zur Tagesordnung über.

Der Antrag, um den es sich handelte, muthete dem Parlamente eine Selbstverhöhnung zu. Er ging dahin, das Haus solle die nachgesuchte Genehmigung zur Verhaftung einiger Mitglieder der republikanischen Partei und Untersuchung gegen sie wegen Aufreizung zum Aufruhr ertheilen — da es „wünschenswerth sei, daß die Nationalversammlung in ihrem wahren Charakter vor das Volk trete". Diesem Hohn gegenüber hatte Gagern durch seine Aeußerung, die von der großen Mehrheit mit lautem Beifall aufgenommen wurde, wie Rudolf Haym[1]) schreibt, indem er die reglementarische Ordnung des Hauses verletzte, die sittliche Ordnung und die Ehre des Hauses gerettet.

So ist Simson in seiner vielfachen Thätigkeit als Präsident auch wohl später in einzelnen Fällen, wo es galt eine Herabsetzung und Beschimpfung des Vaterlandes oder des Parlaments abzuwehren, über den Rahmen der Geschäftsordnung hinausgegangen. Er ist auch nicht selten in Konflikte gerathen.[2]) Das Amt eines Parlamentspräsidenten „erfordert", wie Wilhelm Roscher in seiner „Politik"[3]) sagt, „eine Menge von Eigenschaften, die äußerst selten in einer Person beisammen gefunden werden". Besonders wird es kaum zu vermeiden sein, daß der Vorsitzende im Drange des Augenblicks, in dem er sich zu entscheiden hat,

1) Die Deutsche Nationalversammlung. II. 10.

2) U. a im preußischen Abgeordnetenhause 1861, im Reichstage 1871. In dem letzteren Falle legte er das Präsidium nieder, wurde aber sogleich wiedergewählt.

3) S. 365.

nicht einmal etwas zu wenig, ein andermal etwas zu viel thut.[1]) Jedenfalls ist, wenn auch nicht von allen, so doch von den meisten Seiten stets anerkannt worden, daß Simson viele jener Eigenschaften in vorzüglichem Grade besaß: rasche und scharfe Auffassung, ordnenden Verstand, Sicherheit und Eleganz der Leitung, würdige Repräsentation.[2]) Sein Bestreben, den politischen Gegnern vollkommen gleiche Gerechtigkeit zu erweisen, ging so weit, daß es ihm bei seinen Freunden den Scherznamen des „Fanatikers der Unparteilichkeit" eintrug. Die Maxime, daß der Präsident sich von dem Streite der Parteien, der Einmischung in den materiellen Inhalt der Verhandlungen vollkommen fern zu halten habe, ist im deutschen Parlamentarismus erst allmählich mit wachsender Erfahrung durchgedrungen. Simson kam ihrer Erfüllung jedoch bereits nahe. Es erschien ihm sogar als eine wünschenswerthe Einrichtung, daß der Vorsitzende, wie der neutrale Sprecher in England, selbst an den Abstimmungen nicht theilnähme. So war es auch im Frankfurter Parlament gewesen, dessen Geschäftsordnung bestimmte: „Der Vorsitzende[3]) stimmt niemals ab".

Die Nationalversammlung war von der Geschäftsleitung des neuen Vicepräsidenten offenbar wohl befriedigt. Ganz besonders war es, wie es scheint, Heinrich von Gagern, der Führer

---

1) Simson sagte wohl: wenn er als Präsident in eine schwierige Lage gerathen sei, habe er, bei der Nothwendigkeit sich augenblicklich zu entscheiden, sich immer irgendwie zu helfen gewußt: wenn dagegen ein anderer Vorsitzender in einen solchen Fall kam und er sich die Frage vorlegte, was er an seiner Stelle thun würde, habe er keine Antwort darauf gefunden.

2) Eingehender ist die Art und Weise wie er präsidirte von Karl Biedermann und namentlich von Heinrich Laube in ihren Werken über das erste deutsche Parlament geschildert worden. L. Bamberger schreibt, er habe nur zwei Männer gekannt, welche das Präsidium zugleich in der Würde des Auftretens gebührend zu repräsentiren verstanden: in der Paulskirche Gagern und im Reichstag zu Berlin Simson (Erinnerungen S. 85).

3) D. h. der die Verhandlung leitende Präsident oder Vicepräsident.

der Mehrheit, der den Wunsch empfand, die formale Leitung der Debatten in andere Hände zu übergeben. Nicht ebenso günstig beurteilte man, wenigstens theilweise, Simsons Wirksamkeit in seiner Vaterstadt, die ihn nach Frankfurt entsandt hatte. Die Nationalversammlung lebte in einem gewissen eigenen Dunstkreise, den vaterländische Begeisterung und Idealismus um sie zogen und der sie mit Täuschungen über ihre Bedeutung und Macht und die Aussichten auf das Gelingen ihres Werkes erfüllte. Diese Atmosphäre hatte etwas Ansteckendes und Berauschendes für jeden, der auch nur vorübergehend in sie eintrat, während von den Draußenstehenden auch die Leute gewöhnlichen nüchternen Verstandes den optimistischen Irrthum durchschauten, dem im Parlament viele hervorragende Männer verfielen. So machte es den Königsbergern wenig Eindruck, als ihr Abgeordneter nun mehr hervorzutreten begann. Selbst seine Verwandten sahen keinen Anlaß, ihn zur Wahl zum Vicepräsidenten zu beglückwünschen. Ein negatives Zeichen der größeren Bedeutung, die er gewann, lag höchstens darin, daß die demokratische Partei in Königsberg, die ihn nicht gewählt, ihm also niemals ihr Vertrauen bekundet hatte, sich nun veranlaßt fand, ihm noch ausdrücklich ihre Mißbilligung seiner Haltung, zum Theil in schonungsloser Form, kundzugeben.

Er erhielt von dieser Seite zwei Mißtrauensvoten, von denen eines ihn geradezu aufforderte, sein Mandat niederzulegen. Es war vom 20. Oktober 1848 datirt und erklärte ihm im Namen des demokratischen Clubs, des Arbeitervereins und des Volkswehrclubs:

„Bürger!

„Das Stillschweigen Königsbergs Ihren Handlungen gegenüber konnten Sie vielleicht als Billigung derselben auslegen, während es nur ein folgerechtes Verhalten war; denn auch Sie schwiegen. Jetzt aber, da Sie das Wort zu führen

angefangen, halten wir es für unsere Pflicht, das unsere auch an Sie zu richten.

„Sie haben den Auftrag erhalten, mit zu arbeiten an dem großen Werke der Freiheit und Einheit des deutschen Volkes, den dynastischen und Sonderinteressen der Fürsten gegenüber, deren Gewalt durch unsere glorreiche Revolution gebrochen ward. Statt dessen stimmten Sie bald mit der Majorität, bald mit der Minorität der Versammlung, wo es galt, die Rechte des Volkes zu schmälern; so mit einer kleinen Minorität gegen den Raveaux'schen Antrag, gegen die Souverainität der Versammlung, so mit der Majorität für die Wahl eines unverantwortlichen Reichsverwesers, so mit der Minorität gegen die Sistirung des schmählichen Malmöer Waffenstillstandes, welcher die Ehre Deutschlands blosstellte, so mit der Majorität für die Annahme desselben Waffenstillstandes, und nun gar Ihre Reden und Vota der letzten Zeit, deren Ausführung hier für uns die peinliche Aufgabe sein müßte, ein wahres Sündenregister darzustellen.

„Wir erklären Ihnen daher, daß Sie den letzten Rest unseres Vertrauens gänzlich verloren haben, und fordern Sie auf Ihr Mandat niederzulegen, damit Königsberg einen andern Vertreter wähle, der seine frühere Bedeutung Deutschland und Europa gegenüber zu bewahren versteht."

Frau Simson schreibt in dieser Zeit an ihre Mutter:

„Frankfurt, den 2. November.

. . . Heute ist wieder Präsidentenwahl gewesen, und glücklicherweise hat Gagern seinen Platz behalten. Eduard hat ihn, in dem größten Vertrauen gesagt, sehr bitten müssen. Wo hätte ich nur erst Beseler [1]) her, denn noch einmal nimmt es G. gewiß nicht an . . .

---

1) Wilhelm Beseler (1806—1884). Vergl. G. Rümelin, Aus der Paulskirche. S. 119 (Frankfurt, 31. Oktober): „In der nächsten Sitzung

Gestern Abend kamen die Mißtrauensvoten für Eduard, d. h. in der Zeitung. Wir waren beide nicht gleichgültig dagegen, das liegt einmal außerhalb der menschlichen Natur. Aber die Art, wie Eduard sie aufnahm, fand ich, war eine, die von so hoher Bildung, von so sittlichem Werthe, von solcher Milde zeugte, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihm zu sagen: wenn es edle Naturen unter denen giebt, die dir diese Adresse schicken, so würde dieser Moment sie belehrt haben, wie sie einen weniger Würdigen dazu hätten ausersehn müssen. Ich bin überzeugt, sie hätten es dann bedauert. Hier findet Eduard viele Anerkennung, und das macht mich sehr glücklich. Nicht die aber ist es, die mich besonders erfreut, die ihm von der Majorität wird, die ihn zum Vicepräsidenten erwählt, sondern die einzelner achtungswerther, gediegener Männer, die durch irgend einen kleinen rührenden Zug mich in ihr Herz sehen lassen und in demselben die wahre Liebe zu Eduard." —

Die Gegner der Demokratie in Königsberg fanden sich nun veranlaßt, ihrerseits Vertrauensvoten an Simson zu richten und ihm auszusprechen, daß er die Hoffnungen, welche sie bei seiner Wahl erst hätten hegen können, vollauf gerechtfertigt habe. Es befanden sich darunter auch Männer, welche später die entschiedenste Reaktion vertraten. Simson ließ beiderlei Adressen unbeantwortet.

---

ist Präsidentenwahl. Es wird wahrscheinlich keine Aenderung eintreten. Das Gerücht, daß Gagern zurücktreten wolle, war nicht unbegründet, allein er wird jetzt wohl noch einen Monat bleiben. Indessen hofft man, daß Beseler, bisher Mitglied der provisorischen Regierung in Schleswig-Holstein, Bruder des bereits in der Nationalversammlung sitzenden Beseler, der Professor der Rechtswissenschaft in Greifswalde ist, für Neergard gewählt werde, und ihm werden von denen, die ihn kennen, so große Eigenschaften zuerkannt, daß er jetzt schon als Abwesender zum künftigen Präsidenten designirt ist."

7. Reichs-Kommissariat in Berlin (1848).

Als wenig später der Streit zwischen dem neuen Ministerium Brandenburg-Manteuffel und der preußischen Nationalversammlung wegen der Vertagung und Verlegung der letzteren nach Brandenburg zu bedrohlicher Höhe anwuchs, faßte das deutsche Parlament Beschlüsse, die einen Ausgleich bezweckten. Es erklärte den auf Suspension der Steuererhebung gerichteten Beschluß der Berliner Versammlung für ungesetzlich und ungültig, sprach jedoch andererseits den Wunsch, daß der König sich mit volksthümlichen Berathern umgeben möge, und die Zusicherung aus, daß dem preußischen Volke seine Rechte gewahrt bleiben sollten. In Uebereinstimmung mit diesen Beschlüssen, die man als ein gerechtes schiedsrichterliches Votum betrachtete, erließ der Reichsverweser unter dem 21. November eine, auch von dem Reichsministerium (v. Schmerling, v. Peucker, Duckwitz, von Beckerath, Robert v. Mohl) unterzeichnete Proklamation, deren freilich wenig glückliche Fassung folgendermaßen lautete:

„An das deutsche Volk!“

„Deutsche! In ernster Stunde für unser Vaterland spreche ich zu Euch; hört meine Worte mit Vertrauen! — Eine beklagenswerthe Spaltung ist eingetreten zwischen der Krone und den Volksvertretern Preußens. In weiten Kreisen hat das deutsche Volk Partei genommen in diesem Streite; es hat es gethan in ruhiger und gesetzmäßiger Haltung. Aber auch die Stimme der Leidenschaft ertönt, und sie entzündet neue Leidenschaft. Ein Theil der preußischen Volksvertreter hat beschlossen, daß die Er-

hebung der Steuern einzustellen sei. Die Bande des Staatslebens sind dadurch gelockert, die bürgerliche Gesellschaft ist tief erschüttert, Preußen und mit ihm ganz Deutschland stehen auf der Schwelle des Bürgerkrieges. — Preußen! Die zu Frankfurt versammelten Vertreter des deutschen Volkes haben in so verhängnißvollem Augenblicke das ausgleichende Wort des Friedens gesprochen. Die Reichsversammlung hat verlangt, daß Preußens König sich mit Männern umgebe, welche das Vertrauen des Landes genießen. Sie hat die Euch gewährten und verheißenen Rechte und Freiheiten feierlich verbürgt; sie hat Euch gegen jeden Versuch einer Beeinträchtigung derselben ihren Schutz zugesagt. Sie hat aber zugleich den auf die Einstellung der Steuererhebung gerichteten Beschluß der preußischen Volksvertreter für nichtig erklärt. — Preußen! Die Reichsversammlung zu Frankfurt vertritt die Gesammtheit der deutschen Nation, ihr Ausspruch ist oberstes Gesetz für Alle! — Deutsche! In voller Uebereinstimmung mit der Reichsversammlung werde ich handeln. Ich werde die Vollziehung jenes Beschlusses nicht dulden, welcher durch Einstellung der Steuer-Erhebung in Preußen die Wohlfahrt von ganz Deutschland gefährdet. Ich werde aber auch die Bürgschaft der Rechte und Freiheiten des preußischen Volkes zur Geltung bringen; sie sollen ihm unverkümmert bleiben, wie allen unseren deutschen Brüdern. — Ich rechne auf Euch, Preußen; Ihr werdet mir beistehen; Ihr werdet jede Ungesetzlichkeit, jede Gewaltthat meiden und Euch der Freiheit werth zeigen. Haltet den Frieden, ich werde ihn wahren. — Deutsche! Auf Euch Alle rechne ich. Stehet Ihr zu mir, wie ich zu Euch stehe! Das längst ersehnte Ziel, nach dem wir streben, ist näher gerückt; bald wird das Verfassungswerk für Deutschland vollendet, und unser schönes Vaterland wird in Einheit und Freiheit groß und mächtig sein!"

Schon ein paar Tage früher faßte der Reichsverweser, auf den Rath seiner Minister, den Entschluß, von sich aus, auf Grund des Gesetzes vom 28. Juni 1848 über die Befugnisse der provisorischen Reichsregierung, eine Vermittelung des in Preußen ausgebrochenen Konflikts durch Reichskommissare einzuleiten, und ernannte dazu die Abgeordneten Hergenhahn und Simson. Das Gesetz vom 28. Juni ertheilte der Centralgewalt in unklaren, der Bundesakte entlehnten Worten die Befugniß, vollziehende Gewalt zu üben in allen Angelegenheiten, welche die allgemeine Sicherheit und Wohlfahrt des deutschen Bundesstaats beträfen. Zu diesen glaubte man den in Preußen eingetretenen Konflikt wegen seiner Bedeutung und Gefahr für ganz Deutschland zählen zu dürfen. Parlament und Reichsverweser schrieben sich die Pflicht und das Recht zu, Preußen womöglich aus der Alternative zwischen Anarchie und Reaktion zu retten. Dabei war man in dem Irrthum befangen, die von der Anarchie drohende Gefahr für die dringendere, den radikalgesinnten Theil der preußischen Nationalversammlung für stärker zu halten, als die Krone und ihr neues Ministerium. Man gedachte auch nicht ohne Selbstgefühl daran, daß in Frankfurt der Septemberaufstand niedergeworfen worden war.

Allerdings hatte schon ein anderer Reichskommissar die Unmöglichkeit erkannt, eine Vermittelung zwischen König und Volk herbeizuführen, und war deshalb von Berlin nach Frankfurt zurückgekehrt. Es war Friedrich Daniel Bassermann aus Mannheim, damals Unterstaatssekretär im Reichsministerium des Innern — der Mann, dessen Antrag in der badischen zweiten Kammer[1]) auf Berufung einer deutschen Nationalvertretung der eigentliche Ausgangspunkt der deutschen Bewegung gewesen war.

1) Am 12. Februar 1848. – Aus dem Bericht, den er am 18. November 1848 im deutschen Parlament über die Zustände in Berlin erstattete, stammt bekanntlich der Ausdruck „Bassermannsche Gestalten.“

Er war Ende Oktober nach Berlin gesandt worden, um das Verhältniß der preußischen Regierung zur Centralgewalt klarer zu stellen. Seine Ankunft war jedoch mit dem Eintritt der inneren Krisis in Preußen zusammengetroffen.

Simsons Genosse, August Hergenhahn, damals Nassauischer Ministerpräsident, gehörte zu den edlen Persönlichkeiten, an denen das erste deutsche Parlament reich war. Von warmem patriotischen Herzen, scharfem Verstande, festem Charakter, weder um Fürstengunst noch um Volksgunst buhlend, hatte er sich als Vorkämpfer deutscher Einheit wie als Gegner aller Umsturzbestrebungen bewährt. Er ist später auch Mitglied des konstituirenden Norddeutschen Reichstags gewesen und pries es noch kurz vor seinem Tode als höchste ihm beschiedene Gnade, die Gründung des neuen Deutschen Reiches geschaut zu haben.[1])

Die Wahl der beiden neuen Reichskommissare wurde in besonnenen Kreisen des Parlaments denn auch als eine glückliche, das Gelingen ihrer Sendung dagegen von vorn herein mit starken Zweifeln betrachtet. „Es sind", schrieb E. M. Arndt darüber, „wieder zwei sehr verständige und begabte Männer nach Berlin geschickt; aber werden und können sie etwas ausrichten? ist überhaupt eine Vermittelung möglich, wo offenbarer Wahnsinn mit allen Köpfen und Herzen durchgeht?"[2]) Diese bange Frage lag um so näher, als die Berliner Versammlung ihrer Kollegin in Frankfurt und der Centralgewalt mit wenig freundlichen Gefühlen gegenüber stand.

Die Reichskommissare sollten, nach ihrer Instruktion, veranlassen, daß statt des Ministeriums Brandenburg, von dem die Berliner Nationalversammlung erklärt hatte, daß es das Ver-

1) S. den Artikel von Wippermann über Hergenhahn (1804—1874) in der Allgem. deutschen Biographie XII. 105—109.

2) Ernst Moritz Arndt. Ein Lebensbild in Briefen herausg. von H. Meisner und R. Geerds (Berlin 1898) S. 465.

trauen des Landes nicht besitze, von der preußischen Krone nach konstitutionellen Grundsätzen ein anderes Ministerium ernannt würde, dagegen die Nationalversammlung, unter Zurücknahme ihrer Beschlüsse, in ihre Vertagung und einstweilige Verlegung nach Brandenburg willige. Sie sollten ferner dahin wirken, daß durch entsprechende Maßregeln den anarchischen Zuständen in Berlin und den terroristischen Einwirkungen auf einzelne Abgeordnete und die ganze Versammlung ein Ende gemacht, sodann jedoch die Zurückverlegung der Versammlung nach Berlin eingeleitet und von ihr im Einvernehmen mit der Regierung Anordnungen getroffen würden, welche einen ungestörten, freien Fortgang ihrer Berathungen verbürgten.

Am 20. November trafen sie, Simson von seiner Frau begleitet, über Halle in Berlin ein. Es folgten Unterredungen mit dem preußischen Ministerpräsidenten Grafen von Brandenburg, sowie mit Mitgliedern der preußischen Nationalversammlung. Das Wesen des Grafen Brandenburg machte auf Simson einen sehr günstigen, zuverlässigen Eindruck; seine Physiognomie erinnerte ihn gleich beim ersten Anblick lebhaft an ein Bildniß König Friedrich Wilhelms II., das er in seiner Jugend im Hause seiner Großmutter gesehen hatte. Nach der ersten Begegnung mit dem Ministerpräsidenten, bei der eine Konferenz mit dem Staatsministerium für den folgenden Tag in Aussicht genommen wurde, suchten die Kommissarien zunächst Grabow, den früheren Präsidenten der Nationalversammlung, auf, der eine vermittelnde Stellung einnahm und bei dem sie auch die Abgeordneten Wachsmuth und Parrisius fanden. Durch Grabows Vermittelung fand sodann eine Besprechung mit den Führern der weiter links stehenden Fraktionen am Abend des 21. November in der Wohnung des Präsidenten v. Unruh, Unter den Linden, statt. Die Aufnahme, welche die ersten Erklärungen der Kommissare bei dem Ministerpräsidenten sowie bei Grabow und seinen

gemäßigten Kollegen gefunden hatten, war keine geradezu ablehnende. Nach den Konferenzen des nächsten Tages gewannen sie jedoch den Eindruck, bei beiden streitenden Parteien auf entschiedenen Widerstand zu stoßen. Ueberdies trat eine Differenz zwischen ihrer eigenen Auffassung der Sachlage ein, da Simson zu erkennen glaubte, daß die Absicht der preußischen Regierung auf Oktroyirung einer Verfassung (wie sie demnächst auch erfolgt ist) gehe und diese Oktroyirung mit einem Siege des Ministeriums, auch in der öffentlichen Meinung endigen würde. Unter diesen Umständen schlug er vor, den Präsidenten der Reichsversammlung, Heinrich v. Gagern selbst, herbeizurufen, und erwirkte, indem er sofort nach Frankfurt zurück reiste, die Einwilligung des Reichsministeriums zu diesem Schritte.

Es klingt heutzutage wundersam, daß Gagern Berlin bis dahin noch nie gesehen hatte. Als er und Simson in Frankfurt auf dem Bahnhof eintrafen, fanden sie dort zu ihrer Ueberraschung zwei andere Mitglieder des Parlaments, den Freiherrn Georg Vincke und den Rittmeister v. Boddien,[1] welche die Reise mit ihnen machten. Es ergab sich, daß Herr v. Vincke nach Berlin fuhr, weil die preußische Krone mit dem Vorhaben umging, sich bei einer etwaigen Neubildung des Ministeriums seiner Hilfe zu bedienen. Durch Boddien hatte der König den General v. Radowitz um seinen Rath über die Sachlage befragen lassen. Am 25. November Abends langten die Reisenden in Berlin an.

Unterdessen hatte Hergenhahn den Vorschlag gemacht, daß die Centren der preußischen Nationalversammlung, die aus den Fraktionen Grabow, Bornemann u. s. w. bestanden, in Verbindung mit der aus der Versammlung ausgetretenen Rechten

1) Alfons v. Boddien, ein tapferer Militär, der sich bei der Niederwerfung des Septemberaufstandes hervorgethan hatte; nebenbei auch talentvoller Zeichner von Parlamentskarikaturen (vergl. Karl Schorn, Lebenserinnerungen II. 16. 41).

eine Petition an den König richten sollten. Sie sollten ihn darin bitten, nachdem die Gründe zur Verlegung der Versammlung nach Brandenburg weggefallen, sie nach Ablauf der Vertagungsfrist in Berlin wieder zu eröffnen, wogegen die Versammlung sich verpflichten würde, unter Zurücknahme ihrer letzten Beschlüsse sich lediglich mit der Vollendung der Verfassung zu beschäftigen. Zu dem Ende sollte ein neues Ministerium einen neuen Entwurf vorlegen, welcher sich dem des Verfassungsausschusses der Versammlung möglichst anschlösse. Dieser Vorschlag, welcher der dem Kommissar gestellten Aufgabe entsprach, schien anfangs bei den Führern der betreffenden Parteien Anklang zu finden und auch bei dem Ministerium keiner Abneigung zu begegnen. Hergenhahn hoffte, ihn schließlich bei dem Könige persönlich unterstützen zu können. Bornemann entwarf die Adresse, welche die Bitte aussprach, die Verlegung der Versammlung nach Brandenburg aufzuheben und sie am 27. November wieder in Berlin eröffnen zu lassen. Allein am Ende gelang es doch nicht, eine Mehrheit für sie zu gewinnen.

Gagern, dessen „Bombeneinfall in Potsdam", nach einem Ausdruck des Generals v. Gerlach, „Alles in Schrecken setzte",[1]) vertrat dem Grafen Brandenburg gegenüber denselben Standpunkt wie die Reichskommissare auf Grund ihrer Instruktion und empfing auch ungefähr die nämliche Antwort. Er hatte wiederholte Unterredungen mit dem Könige, am 26. und 27. November. Er besprach mit ihm den deutschen Verfassungsentwurf und suchte ihn zur Annahme desselben und der ihm zugedachten kaiserlichen Stellung an der Spitze des Reiches zu bewegen. Gagerns edle Persönlichkeit, seine patriotische Hingebung verfehlten ihren Eindruck auf den König nicht, jedoch blieb er weit davon entfernt, auf Gagerns Gedanken einzugehen. Die Mah-

1) Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopold von Gerlachs I. 255.

nung des Königs zur Geduld erwiderte Gagern mit den Worten: „Ich möchte sagen: ‚Fluch vor allem der Geduld!‘“ Auf die Einrede des Königs: „Theuerster Herr von Gagern, das sind Worte, die der Dichter seinem Helden in den Mund legt, da er sich dem Teufel übergeben will“ — antwortete Gagern: „Es paßt auch für Leute, die sich nicht dem Teufel übergeben wollen.“ [1]) Von dieser Unterredung kam Gagern völlig zerrüttet, selbst körperlich krank in den „Einsiedler“, in dem die Frankfurter Kollegen ihr Quartier genommen hatten. Zu längerem Bleiben war er nicht zu bewegen, sondern trat, nach einer Abschieds-audienz, bei welcher der König ihn umarmte und seinen Freund nannte, am Morgen des 2. December die Rückreise nach Frankfurt an.

Auch die Reichskommissare waren nach Simsons Rückkehr aus Frankfurt sofort von Neuem mit einigen Mitgliedern der preußischen Nationalversammlung sowie mit dem Grafen Brandenburg in Verhandlung getreten, jedoch abermals auf beiden Seiten auf Widerstand gestoßen. Am Sonntag den 26. November wurden sie zusammen mit Gagern, Vincke und Boddien zur königlichen Tafel gezogen. [2]) Eine Audienz hatten sie an diesem Tage, obschon für Hergenhahn eine solche angesetzt gewesen war, nicht, sondern konnten dem Könige den Zweck ihrer Sendung nur ganz kurz bezeichnen. Seine Unterredungen mit Vincke und Gagern hatten sich über Erwarten ausgedehnt und vor der Tafel keine Zeit mehr übrig gelassen. Auch gab der König den Wunsch zu erkennen, die Reichskommissare erst zu hören, wenn er die

---

1) So nach Simsons Erinnerung. Daß diese Aeußerungen zwischen Friedrich Wilhelm IV. und Gagern gewechselt wurden, steht fest. Nach einer andern, jedoch unzweifelhaft irrthümlichen Version soll es schon bei dem Kölner Dombaufeste im August 1848 geschehen sein.

2) Leopold v. Gerlach, Denkwürdigkeiten I. 253: „Den Mittag hatte ganz Deutschland: Gagern, Hergenhahn, Vincke, Simson, Boddien bei dem Könige gegessen.“

noch nicht abgeschlossenen Darlegungen Gagerns vollständig entgegen genommen haben würde.[1])

Der Prinz von Preußen gewährte den Reichskommissaren am 27. November eine Audienz, mit dem Zusatze, daß er sie lediglich als Privatmann empfange.[2]) Er hat sich später als Kaiser noch wiederholt dieser ersten Gelegenheit, bei der Simson ihm bekannt wurde, anderen Personen gegenüber (die es Simson wieder erzählten) wohlwollend erinnert. Die Darlegung der Kommissare, daß sie von dem Erzherzog-Reichsverweser entsandt seien, um eine Aussöhnung zwischen der Regierung und der Nationalversammlung zu versuchen, nahm der Prinz nicht unfreundlich auf, wohl aber Anstoß an den schwarz-roth-goldenen Kokarden, die sie an den Hüten trugen. Diese Farben waren zwar damals die offiziellen Reichsfarben, selbst der Bundestag hatte die lange grimmig verfolgten schon im März anerkannt, Friedrich Wilhelm IV. sie damals angelegt und dem Heere sie neben der preußischen Kokarde zu tragen befohlen. Allein der Prinz, der ihnen stets eine ausgesprochene Abneigung bewahrt hat, erwiderte auf die erläuternde Bemerkung der Kommissare,

---

1) Bericht der Reichskommissare an das Reichsministerium des Innern vom 27. November. Es ist demnach eine Uebertreibung, wenn Karl Jürgens in seinem gegen die kleindeutsche Partei feindseligen Buche: Zur Geschichte des deutschen Verfassungswerks 1848—49. I. 317. Anm. erzählt: „Nach Gagern suchten die Reichskommissäre Audienz beim König zu erhalten. Sie wurden im Vorzimmer vom Generaladjutanten des Königs empfangen, der ihnen im Auftrage desselben erklärte, nachdem Gagern, der beredteste Wortführer der Sache, schon bei ihm gewesen, könne er eine Unterredung mit ihnen nur als eine Formalität betrachten; er hege aber zu viel Achtung vor ihnen, um eine solche mit ihnen vorzunehmen."

2) H. v. Petersdorff sagt in der Allgem. deutschen Biographie XLVI. 107 von der Prinzessin von Preußen, späteren Kaiserin Augusta: „Auch Gagern und die andern Abgesandten der Paulskirche wurden von ihr im Herbst [1848] empfangen." Damit sind wohl nicht die beiden Reichskommissare gemeint. Wenigstens bietet das mir vorliegende Material in Bezug auf sie keine Bestätigung dafür.

daß ihre Tracht auf Beschluß der deutschen Nationalversammlung beruhe, es seien die Farben, die man in Berlin im März bekämpft habe. Es sprach auch hier aus ihm ganz die Empfindung der Armee. Auch der Prinz bezeichnete übrigens die Aufgabe des Ministeriums Brandenburg als eine vorübergehende, räumte jedoch nicht ein, daß diese Aufgabe bereits gelöst sei und es im Interesse der Krone liege, das Ministerium in dem gegenwärtigen Augenblick zu entlassen. Außerdem verhehlte auch er nicht die unwillkommene Wirkung der Proklamation des Reichsverwesers vom 21. November, welche, nach Mittheilungen der Minister, auf den König einen sehr ungünstigen Eindruck gemacht hatte. [1])

Bei dem Könige erhielten die Reichskommissarien eine Audienz in Potsdam am folgenden Tage (28. November) und zwar durch Vermittelung des Prinzen Carl, welche ihr schon genannter Kollege, der Rittmeister und Flügeladjutant v. Boddien, erwirkt hatte. In Simsons Nachlaß befindet sich noch das hierauf bezügliche, ihm von Boddien mitgetheilte Billet des Prinzen:

„Se. Majestät mein allergnädigster Bruder wird die beiden Herrn Bevollmächtigten im Laufe des heutigen Vormittags in einer Audienz zu empfangen geruhen. Sein Sie, lieber Boddien, nun so gut, die Befehle des Königs über die Stunde selbst einzuholen

freundlichst

Dienstag 28. 11. 48 Carl Prinz v. Preußen."

früh.

---

1) Hergenhahn berichtet schon am 24. November: „Die mir heute zugekommene Proklamation Sr. Kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs-Reichsverwesers hat hier und da Anstoß gefunden, indessen nicht bei dem Ministerium. Es dürfte jedoch sehr anzurathen seyn, alle Maaßregeln zu vermeiden, welche irgend geeignet seyn könnten, die Verhandlungen auf dem hiesigen dort nicht ganz bekannten Boden zu durchkreuzen."

Prinz Carl, dessen politische Richtung man sich wohl als eine hochkonservative vorzustellen pflegt, hegte damals den Wunsch, die preußische Krone möchte sich die Gelegenheit, an die Spitze Deutschlands zu treten, nicht entgehen lassen.[1]) Deshalb wird er der Ansicht gewesen sein, daß sie die Fühlung mit dem deutschen Parlament nicht verschmähen solle, und erwies sich den Frankfurter Bevollmächtigten gegenüber williger als irgend eine andere Persönlichkeit aus den höchsten Kreisen.

„In einer gestern erhaltenen Audienz", berichten die Reichskommissare am folgenden Tage (29. November) nach Frankfurt, „haben wir dem König den Inhalt unserer Mission persönlich vorgetragen. Eine definitive Entscheidung ist uns noch nicht zutheil geworden. Der König sprach sein Bedenken aus, die von der Frankfurter Versammlung gefaßten Beschlüsse prompt — dies war sein eigner Ausdruck — zu erfüllen, da die in großer Anzahl an ihn gelangten Zustimmungsadressen zu den von dem Ministerium Brandenburg ergriffenen Maßregeln den Beweis lieferten, daß das Ministerium das Vertrauen des Landes besitze, und eine sofortige Veränderung desselben dieses Vertrauen der überwiegenden Mehrheit des preußischen Volks zu der Regierung lähmen könne. — Wir betrachten es als

---

1) General von Gerlach schreibt am 5. December 1848: „Der Kaiser von Oesterreich hat zu Gunsten seines Neffen, des Erzherzogs Franz Joseph abdicirt . . . Die Königin ist in Bezug auf ihre Frau Schwester sehr bewegt, die Prinzen, namentlich Prinz Karl, sehen darin eine Oesterreichische Absicht auf die Kaiserkrone und sind unwillig, daß man sie sich hier hat entgehen lassen." Gerlach fügt von seinem Standpunkte aus hinzu: „Wie irrig ist das!" (Denkwürdigkeiten I. 259). Trotzdem dürfte die Vermuthung der preußischen Prinzen zutreffend gewesen sein, ja, sie war es beinahe unzweifelhaft. Kurz darauf theilten die österreichischen Abgeordneten in Frankfurt der dortigen Linken, die sie dafür gewinnen wollten, ihr Programm mit, wonach Franz Joseph Kaiser von Deutschland, Wien Sitz der Reichsregierung werden sollte (Brief von Heinrich v. Arnim an Otto Abel, 13. December 1848. Deutsche Rundschau LVI. 53). Man denke auch an die Vorgänge von 1863.

unsere Aufgabe, den König von dieser, wie uns scheint, irrigen Auffassung der Volksstimmung abzubringen, indem uns die Zustimmungsadressen weniger den Personen des Ministeriums als den von demselben zur Unterdrückung der Anarchie ergriffenen Maßregeln zu gelten scheinen. Wir haben in diesem Sinn auf verschiedenen Wegen zu wirken gesucht."

Auch nach Simsons späterer Erinnerung hatte der König hauptsächlich auf die zahllosen Adressen[1]) Gewicht gelegt, welche ihm, besonders auch aus der Provinz Preußen, zukämen, um ihm die dankbare Billigung der von ihm getroffenen Maßregeln auszudrücken; sie liefen in solcher Masse ein, daß die Beamten mit der Journalisirung kaum fertig würden. Auf Simsons Bemerkung, daß seine heimatliche Provinz sicherlich an Treue und Hingebung für das Königshaus es mit jeder anderen aufnehmen könne, die Adressen ihm jedoch ein höchst unzuverlässiges Beweismaterial für die Volksthümlichkeit des Ministeriums zu bieten schienen, erwiderte der König höchst ungnädig: „Und Ich sage Ihnen, daß hinter denselben mein Volk steht, mit der Hand an den Dreschflegeln, den Sensen und, wie im Jahr 1812, den alten Waffen!"

Der Gedanke an eine Oktroyirung der preußischen Verfassung, der nach der Ansicht des Reichsministeriums entschieden bekämpft werden mußte, schien eine Zeit lang in den Hintergrund zu treten. Hergenhahn hatte sogar die Versicherung empfangen, daß diese Absicht, wenn sie überhaupt bestanden habe, aufgegeben worden sei.[2]) Die Reichskommissare waren demnach bemüht

1) Eine unübersehbare Menge solcher Adressen an den König und das Staatsministerium ist im damaligen Staatsanzeiger abgedruckt.

2) Hergenhahn berichtet darüber am 22. November 1848 an das Reichsministerium des Innern: „College Simson ist mit der Ansicht von hier abgereist, daß die Octroyirung einer Verfassung von der Krone beabsichtigt werde. Ich kann Ihnen jetzt die Versicherung geben, daß diese

darauf hinzuwirken, daß in Brandenburg eine beschlußfähige Versammlung zusammen käme, geneigt und bereit, die Verfassung mit der Krone mit möglichster Beschleunigung zu vereinbaren. Falls dies geschah, war es auch nicht ganz unwahrscheinlich, daß die Krone sich zu einer Aenderung des Ministeriums entschließen und vielleicht ein Kabinet v. Vincke berufen würde.

Allein nach einer Sitzung in Brandenburg am 1. December, welcher Simson als Zuhörer beiwohnte, verließ er den Saal bereits mit der Ueberzeugung, daß diese Versammlung, auch abgesehen von ihrem Zerwürfniß mit der Krone und der Regierung, in sich selbst zu unheilbar zerklüftet sei, um den Abschluß des Verfassungswerkes von ihr erwarten zu können. Dieselbe Ansicht schien auch sonst in den meisten Kreisen Platz gegriffen zu haben.

Eine Unterredung der Kommissare mit dem Grafen Brandenburg am Nachmittag des 5. December blieb wiederum erfolglos. Abermals kamen die Kommissare in dringlicher Weise auf ihren peinlichen Auftrag zurück, das Ministerium, mit dem sie verhandelten, zum Rücktritt zu bewegen: abermals erklärte der

---

Absicht, wenn sie bestanden haben sollte — aufgegeben worden ist. Ich habe in dieser Beziehung die zuverlässigste Versicherung erhalten. — Wenn auch ein Theil des Ministeriums zu diesem verzweifelten Mittel seine Zuflucht nehmen wollte, so ist es doch für jetzt völlig aufgegeben. — Von dieser Seite ist also eine Störung des Rechtszustandes nicht zu befürchten." Der Reichsminister v. Schmerling schreibt ihm am 23.: „Da der Ministerrath, in welchem Herr Vicepräsident Simson über die preußischen Verhältnisse Bericht erstattete, nicht zeitig genug geschlossen werden konnte, damit Herr Simson den Eilwagen nach Berlin noch zu benützen im Stande sei, so kann Herr Simson heute nicht mehr nach Berlin abgehen. Ich setze sie davon mit dem Ersuchen in Kenntniß, jedenfalls mit aller Kraft darauf hinzuwirken, daß ein neues Ministerium eingesetzt werde, und jedem Gedanken einer Octroyirung entschieden entgegenzutreten." Vergl. auch G. Rümelin, Aus der Paulskirche S. 125.

preußische Ministerpräsident die Aenderung des Ministeriums, welches sogar soeben noch (durch von der Heydt u. s. w.) vervollständigt worden war, für einstweilen unmöglich, da seine Aufgabe, die Ordnung im Lande herzustellen, noch nicht gelöst sei. Indessen schloß er das Gespräch mit der Bemerkung, daß er von den Kommissaren nicht Abschied nehme.

In ihren Gasthof zurückgekehrt, fanden sie den „Staatsanzeiger“, der die Auflösung der Nationalversammlung und die Oktroyirung der Verfassung enthielt! Nach diesem Ausgange, der ihrer Mission vollends den Boden entzog, baten sie das Reichsministerium sofort um neue Instruktionen oder um ihre Abberufung. Da der Inhalt der oktroyirten Verfassung sich indessen als sehr liberal herausstellte und in ihnen die alsbald bestätigte Erwartung erregte, daß das Land den Schritt der Regierung vorwiegend günstig aufnehmen werde; da die Verfassung, sowie der Bericht, mit welchem das Ministerium sie dem Könige vorlegte, auch die Absicht kundgab, die bisherigen und ferneren Beschlüsse der Frankfurter Versammlung über die künftige Reichsverfassung zu berücksichtigen — so gaben sie schon in ihrem Bericht vom nächsten Tage dem Wunsche Ausdruck, daß die deutsche Centralgewalt und Reichsversammlung vor jedem weiteren Schritte in dieser Angelegenheit der Volksstimmung in Preußen Zeit lassen möchten sich zu äußern. Wie die Reichsregierung dieser Ansicht zustimmte, zeigte sich auch die preußische Regierung bestrebt, den Bruch mit der Centralgewalt zu vermeiden. Am Morgen des 7. December machte der preußische Ministerpräsident den Reichskommissarien einen Besuch, um ihnen die Gründe zu entwickeln, aus welchen er sich bei ihrem letzten Gespräch auf Andeutungen über die in der Ausführung begriffenen Maßregeln habe beschränken müssen. Zugleich hob er die Punkte der oktroyirten Verfassung und des sie begleitenden Staatsministerialberichts hervor, in denen auf die

Beschlüsse des Frankfurter Parlaments und die Absicht sich ihnen zu conformiren hingewiesen war[1]).

Die Aufträge der Reichskommissare waren nicht auf die Beilegung des Konflikts zwischen der preußischen Krone und Volksvertretung beschränkt geblieben, sondern noch erheblich erweitert worden. Sie sollten im Allgemeinen, im Anschluß an die Darlegungen Bassermanns und Gagerns, die preußische Regierung zu näherer Fühlung mit der Centralgewalt und wo möglich zu der Erklärung bestimmen, die Gesammtverfassung

---

1) Bericht der Reichskommissare von demselben Tage an das Reichsministerium des Innern: „Der Minister-Präsident Graf Brandenburg hat uns diesen Morgen besucht. Der angegebene Zweck des Besuchs war: die Motive zu entwickeln, um derentwillen er sich in dem Gespräch des vergangenen Dienstags auf Andeutungen über die in der Publication und Ausführung begriffenen Maßregeln zu seinem Bedauern habe beschränken müssen. Wir haben gegen ihn über die allgemeine Tendenz der von uns seit Dienstag erstatteten Berichte kein Hehl gehabt. Er hält sich überzeugt, daß der Staatsminister Camphausen in Ausführung der ihm am Dienstag durch Graf Bülow ertheilten Instructionen dem von uns erstrebten Zweck, es in Frankfurt nicht früher zu durchgreifenden Beschlüssen kommen zu lassen, als bis die Volksstimmung in Preußen Zeit gehabt hat sich zu offenbaren, wesentlich zu Hülfe kommen werde. Er hob alle die Punkte des Staatsministerial-Berichts und der Verfassung selber hervor, in denen sich die Unterordnung des hiesigen Gouvernements unter die Frankfurter Beschlüsse, gefaßte und noch zu fassende, unverkennbar kundgebe, und wiederholte in dieser Beziehung die entschiedensten Zusicherungen über die Intentionen der Regierung des Königs." Dies war H. V. v. Unruh (Erinnerungen aus meinem Leben, herausg. von H. v. Poschinger, S. 115) nicht bekannt. Vergl. auch die Auseinandersetzungen zwischen Würth, Hergenhahn, Heinrich Simon und Simson in der Sitzung der Frankfurter Nationalversammlung vom 12. Januar 1849 (Stenogr. Ber. VI. 4613. 4616), sowie zwischen Wesendonck, v. Vincke und Graf Brandenburg in der Preußischen Zweiten Kammer am 24. März 1849 (Stenogr. Ber. S. 265–267). — In demselben Sinne war auch die Erklärung gehalten, mit welcher Camphausen am 11. December dem Reichsministerium die oktroyirte preußische Verfassung mittheilte.

Der Preußische Staats-Anzeiger vom 9. December 1848 (Nr. 219) enthält im nichtamtlichen Theil folgenden Artikel:

„Berlin, 6. Dez. Manchen in der Presse laut gewordenen Stimmen gegenüber, welche an die Maßregeln der Regierung Besorgnisse über unsere

Deutschlands, so wie sie aus den Beschlüssen des Parlaments hervorgehen würde, annehmen zu wollen. Sie sollten im Einzelnen u. a. darauf hinwirken, daß dieselbe alle Reichsgesetze verkünden lasse und dem Vorschlage Folge gebe, den das Reichsministerium nach dem Waffenstillstande von Malmö den Einzelstaaten gemacht hatte, ihre Gesandtschaften einzuziehen oder wenigstens die Vertretung der gesammtdeutschen Interessen ausschließlich der Centralgewalt zu überlassen. — Was sie erreichten, beschränkte sich aber darauf, daß auch in Preußen die von der Frankfurter Nationalversammlung angenommene und im Reichsgesetzblatt veröffentlichte Allgemeine deutsche Wechselordnung publizirt wurde.

Stellung zur Centralgewalt knüpfen, können wir nicht umhin, auf das thatsächliche Verhältniß aufmerksam zu machen, welches die preußische Verfassung zur deutschen einnimmt.

Selbst wohlmeinende Stimmen haben gefürchtet, schon in dem Verbleiben und in der Ergänzung des Ministeriums die Elemente zu einem Bruch mit der Centralgewalt und der frankfurter Versammlung zu erkennen, und trösten sich nur mit der Hoffnung, daß die wahrhaft deutschgesinnten Männer in Frankfurt den guten Willen und die Klugheit besitzen würden, keinen Bruch daraus entstehen zu lassen.

Wir, unsererseits, sind ebenfalls überzeugt, daß Alles, was einen Bruch Preußens mit der Centralgewalt veranlassen könne, an den edlen Bestrebungen dieser Männer, Bestrebungen, die wir in ihrem vollen Maße achten und würdigen, geeigneten Widerstand finden würde Im vorliegenden Falle wird es jedoch solcher Anstrengungen nicht bedürfen, denn der Weg, welchen das Ministerium Brandenburg in der deutschen Sache zu gehen gedenkt, ist in dem Berichte desselben an den König vom gestrigen Tage genau bezeichnet. Es heißt nämlich darin von der dem Könige vorgelegten Verfassung:

> Wir haben darin auch die bisherigen Beschlüsse der deutschen National-Versammlung, deren fernere Beschlüsse auch bei der vorzunehmenden Revision zu beachten sein werden, sorgfältig berücksichtigt.

Hieraus folgt, wie jeder Unbefangene begreifen wird, keine Trennung, sondern ein Anschluß. Preußen steht seit gestern ebenso fest zur deutschen Sache, als vorher."

Der Justizminister Rintelen, welcher die Einführung des Geschworenengerichts in Preußen vorbereitete, wünschte über die Vorarbeiten der Frankfurter Nationalversammlung in dieser Beziehung unterrichtet zu werden und auch die von Simson auf seiner Reise nach England über diese Institution gesammelten Erfahrungen zu verwerthen. Er legte Simson daher den später in der Verordnung vom 3. Januar 1849 veröffentlichten Entwurf mit der Aufforderung vor, sich schriftlich darüber zu äußern. Da Simson dies auf Grund der sonstigen Aufgaben, die den Reichskommissarien oblagen, ablehnte, sandte der Minister ihm auf seinen Wunsch den derzeitigen Referenten in dieser Angelegenheit zur Besprechung und Entgegennahme seiner etwaigen mündlichen Bemerkungen über den Entwurf zu. Es war der Geheime Justizrath Simons, der jüngste seiner Räthe, den Simson in wenig späterer Zeit zu seiner Ueberraschung als Rintelens Nachfolger wieder fand.

Hergenhahn verließ Berlin schon etwas früher als Simson, um auf Wunsch seines Herzogs einige dringende Nassauische Angelegenheiten in Wiesbaden zu regeln. Die Lage in Frankfurt selbst war durch die Erklärungen des österreichischen Kabinets, das Programm, welches das neue Ministerium Schwarzenberg dem Reichstage in Kremsier vorgelegt hatte, in eine neue Phase getreten. Schmerling trat aus dem Reichsministerium und Heinrich von Gagern an dessen Spitze. Da hierdurch die Stelle des Präsidenten der Nationalversammlung leer wurde, beschlossen Simsons Gesinnungsgenossen ihn an Stelle Gagerns zu wählen, und er hatte, trotz anfänglichem Widerstreben gegen diese Absicht, in dem seine Frau ihn lebhaft bestärkte, seiner Abberufung, die auch aus anderen Gründen an der Zeit zu sein schien, natürlich Folge zu leisten.

Einen näheren Einblick in diese Umstände gewähren die folgenden Briefe.

Heinrich von Gagern
an Hergenhahn und Simson.

Frankfurt a. M. den 14ten Dezember 1848
Abends 8 Uhr.

Meine hochverehrten Freunde!

Wenn ich Ihnen jetzt erst für die Briefe danke, womit Sie mich seit meiner Abreise von Berlin erfreut und beehrt haben, so bitte ich diese Verzögerung einem ungewöhnlichen Andrang von Arbeit und der Nothwendigkeit von Besprechungen, die meine ganze Zeit in Anspruch nehmen, zuzuschreiben und damit zu entschuldigen.

Seitdem ich Berlin verlassen, hat sich der Stand der vaterländischen Angelegenheiten so wesentlich verändert, daß man Ueberblick halten muß.

1. Die Ereignisse in Preußen haben bei Weitem weniger Sturm hier erregt als zu befürchten war. Mein eigenes Urtheil hat sich in der Sache nicht geändert. Die octroyirte Charte ist in sich nicht lebensfähig; in Bezug auf das Gesammt-Vaterland unmöglich. Ich hoffe also, sie wird nie zur Ausführung kommen, und die größere Schwierigkeit wird demnächst seyn, sie wieder zu beseitigen. Für den Augenblick scheint es, daß der König die öffentliche Meinung dadurch für sich und sein Kabinet gewonnen, die Opposition zum Schweigen gebracht habe. Diesen Eindruck empfindet man hier und er macht auch hier die Opposition zahm. Wesendonck hatte in der Donnerstags-Sitzung den dringlichen Antrag gestellt, die Auflösung der Brandenburger Versammlung und die octroyirte Charte für null und nichtig zu erklären, ebenso wie früher den Beschluß der Versammlung wegen der Steuer-Verweigerung. Wesendonck selbst aber hatte die Verweisung seines Antrags an den Ausschuß zu schleuniger Berichts-

Erstattung verlangt. Der Bericht wurde am Samstag nicht erstattet; er wird auch heute, nach acht Tagen, nicht erstattet werden und die Majorität scheint eine motivirte Tages-Ordnung finden zu wollen. — Boddien hat einen Brief des Königs an den Reichsverweser gebracht, der nach der Absicht des Königs für die Oeffentlichkeit bestimmt ist. Man wird von hier aus dagegen abrathen, denn der Brief ist nicht gut und nach constitutionellen Begriffen unzulässig.[1])

Der größte und unverantwortlichste Nachtheil, der durch die verliehene Verfassung gestiftet worden ist, liegt darin, daß dadurch die andern Staaten, deren Stände mehr oder weniger constituirend versammelt sind (Bayern, Württemberg, Großh. Hessen) gezwungen werden, wenigstens ebensoviel zu thun und zu geben, und das ist, was namentlich die Grundlagen der Wahl-Qualifikation betrifft, ein National-Unglück. Wahrscheinlich werden aber die Stände-Versammlungen noch weiter gehen wollen als der König von Preußen. Karl[2]) ist zurück und spricht mir von der Wahrscheinlichkeit des succesiven Eintritts v. Bonins[3]) als Minister-Präsidenten und v. Möllers[4]) als Minister des Innern! — —

2. Die österreichischen Angelegenheiten sind in ein ganz neues Stadium getreten. Nach dem Programm der österreichischen Minister, dem noch Commentare und Emendationen gefolgt sind, geht Oesterreich seine eigenen Wege und will das übrige Deutschland anscheinend in seiner Constituirung

1) Vergl. o. S. 134 sowie Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopold von Gerlachs I. 254. Der König rechtfertigte in dem Briefe die Beibehaltung des Ministeriums Brandenburg damit, daß es populär sei.

2) Heinrich Carl, Geheimer Commercienrath aus Berlin, Mitglied der deutschen Nationalversammlung.

3) Vermuthlich der Oberpräsident Gustav v. Bonin (1797—1878), früher Finanzminister im Ministerium Pfuel.

4) Eduard v. Möller (1814—1880), damals Regierungspräsident in Köln.

nicht behindern. Dieser Stand der Dinge macht es hier nöthig darüber zum Entschluß zu kommen, wie wir mit Oesterreich stehen wollen. Denn

a) Oesterreich sagt uns den Gehorsam auf. Ist es nicht Theil des Bundesstaats, so haben wir auch nichts mehr zu befehlen. Wir würden dann, was dessen Verhältniß zu Deutschland betrifft, auf dem Vereinbarungs-Standpunkt stehen. Können aber bei solcher Voraussetzung die österreichischen Abgeordneten in der National-Versammlung, die österreichischen Minister im Ministerium bleiben? Das sind die Fragen, die gegenwärtig hier große Bewegung veranlassen.

b) Schmerling und die conservativen Oesterreicher wollen sogleich unterhandeln. Schmerling hat aber erklärt, daß diese Unterhandlung nicht durch ihn geführt werden soll; er wünscht deßhalb meinen Eintritt in das Ministerium. Die anderen Mitglieder wünschen das auch, aus noch andern Gründen.

Die Partei der Preußen, auch Dahlmann, Beseler,[1]) will von Unterhandlungen mit Oesterreich gar nichts wissen, ist voller Mißtrauen, besonders auch gegen Schmerling. Ich habe erklärt: Ueber die österreichische Frage kann ich nicht in das Ministerium treten, da meine Ansicht in dieser Beziehung in der Minorität geblieben ist. Es müßte also ein Akt der National-Versammlung meinem Eintritt vorausgehen, der meine Ansicht in der österreichischen Frage im Wesentlichen adoptirt. Dann würde mein Eintritt noch von einer Verständigung mit den anderen Ministern und vor Allem mit dem Reichsverweser abhängen, zu dem meine

1) Georg Beseler (1809—1888).

Stellung sehr schwierig seyn würde. . . Dies Anknüpfen und Erhaltung freundschaftlich bundesgenössischer Beziehungen zu Oesterreich halte ich für schicklich und nöthig.

c) Während dieser Unterhandlungen ist die Animosität gegen Schmerling sehr gestiegen. Man will ihn aus dem Ministerium ganz verdrängen; wenigstens will man nicht, daß ich mit ihm eintrete.

So der Stand der Sache; der Ausgang zweifelhaft. Ich bin ganz passiv und lasse es an mich kommen. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß mich der Ehrgeiz nicht in das Ministerium drängt, ich bin aber bereit auch diese Dornen zu pflücken.

Es herrscht große Thätigkeit, große Aufregung, großer Drang zum Schluß, zum Ziele. Die Intriguen kommen zu Tag und das fördert. — Wenn man nur in Berlin bereit ist, gefügig, wenn die Stunde schlägt.

Herr Sänger[1]) wollte diesen Brief mitnehmen; ich habe ihn aber verspätet. — Herrn Bornemann danke ich einstweilen für seinen freundlichen und belehrenden Brief.

Sie werden weiter von mir hören.

Mit aufrichtiger Freundschaft

H. Gagern.

Unterstaatssekretär Bassermann an Simson.

Verehrter Herr Kollege!

Herr von Schmerling ist aus dem Ministerium getreten, um wegen dem Verhältniß zu Östreich keinem Verdacht Raum zu geben, als werde dasselbe nicht aus dem rein deutschen Standpunkte aus geordnet.

---

1) v. Sänger-Grabowo, Gutsbesitzer aus der Provinz Posen, Mitglied der deutschen Nationalversammlung.

Herr von Gagern tritt statt seiner in's Ministerium. Dadurch werden Sie auf dem Präsidentenstuhl unentbehrlich; auch aus anderen Gründen glaubt das Ministerium Sie jetzt zurückkehren zu lassen, was ich Ihnen denn auch hiemit melden soll.

Sie werden gewiß vorher noch die nöthigen Schritte des Abschieds thun und das nöthige Material mitbringen, um bei einer nächste Woche bevorstehenden Berathung über die preußische Angelegenheit nöthigenfalls damit aushelfen zu können.

Die Versammlung scheint aber sehr geneigt, sich nicht ferner mehr mit Regierungsgeschäften, sondern nur noch mit der Verfassung zu beschäftigen, womit sie denn auch rasch voran schreitet.

In der Hoffnung, Sie recht wohl und vergnügt wieder zu sehen, grüße ich Sie mit herzlicher Hochachtung

F. Bassermann.

Frankfurt a. M. 15. Dez. 48.

Simson an Bassermann.[1])

Berlin, den 17. December 1848, Abends 6 Uhr.

Mein hochverehrter Herr College!

Ihre gefällige Zuschrift vom 15. d. M. habe ich gleichzeitig mit einem von demselben Tage datirten Schreiben des Herrn v. Würth[2]) einige Stunden nach Eingang der Zuschrift des Herrn v. Gagern vom 14. d. M. empfangen; was in der letzteren als Möglichkeit in Aussicht gestellt war, der Rücktritt des Herrn v. Schmerling und Gagerns Eintritt in das Ministerium, ist nach Ihrer gütigen Mittheilung inzwischen zur Wirklichkeit geworden. So gewiß ich hoffe, Herrn

1) Concept.

2) Unterstaatssekretär im Reichsministerium des Innern.

v. Gagern auf dem Präsidentenstuhl durch Herrn Beseler[1]) ersetzt zu sehen, so gibt es doch, wie Sie mir selbst andeuten, auch andere Gründe, die das Ministerium zu meiner Rückberufung veranlassen; es versteht sich, daß ich dieser Anweisung schleunigste Folge gebe.

Ich habe mich deßhalb um 12 Uhr nach Potsdam begeben und in einer etwa 3/4 stündigen Audienz von dem Könige beurlaubt.

Morgen will ich meine Abschiedsbesuche bei den Ministern machen, von denen die Grafen v. Brandenburg und v. Bülow[2]) nach der mir gewordenen Andeutung Sr. Majestät im Laufe des morgenden Tages mit ihm auch über die deutschen Dinge conferiren und am Abende mir von dem Ausfall der Conferenz noch die etwa erforderlichen Mittheilungen machen werden. Ich glaube nicht, daß ich dadurch genöthigt werde, meinen hiesigen Aufenthalt über den morgenden Tag hinaus zu verlängern, und hoffe somit Dienstag, spätestens aber Mittwoch früh von hier nach Frankfurt abzugehen.

Mit der Bitte, mich Herrn v. Gagern und Ihren übrigen Collegen empfehlen zu wollen, verharre ich u. s. w.

Als Simson sich in der in diesem Briefe erwähnten Audienz am 17. December bei dem Könige verabschiedete, war dieser gegen ihn persönlich sehr huldvoll und bediente sich sogar der Worte, er sei froh, wieder einen Menschen gefunden zu haben, zu dem er ein volles Herz fassen könne. Auch über Gagern, diesen „deliziösen Menschen", den er erst jetzt näher kennen gelernt habe, äußerte er sich in der günstigsten Weise, wenn auch mit dem Zusatze: „Es ist nur schade, daß ich ihn nicht verstehe,

---

1) Wilhelm Beseler.

2) Preußischer Unterstaatssekretär, interimistisch mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten beauftragt.

Herr von Gagern tritt statt seiner in's Ministerium. Dadurch werden Sie auf dem Präsidentenstuhl unentbehrlich; auch aus anderen Gründen glaubt das Ministerium Sie jetzt zurückkehren zu lassen, was ich Ihnen denn auch hiemit melden soll.

Sie werden gewiß vorher noch die nöthigen Schritte des Abschieds thun und das nöthige Material mitbringen, um bei einer nächste Woche bevorstehenden Berathung über die preußische Angelegenheit nöthigenfalls damit aushelfen zu können.

Die Versammlung scheint aber sehr geneigt, sich nicht ferner mehr mit Regierungsgeschäften, sondern nur noch mit der Verfassung zu beschäftigen, womit sie denn auch rasch voran schreitet.

In der Hoffnung, Sie recht wohl und vergnügt wieder zu sehen, grüße ich Sie mit herzlicher Hochachtung

F. Bassermann.

Frankfurt a. M. 15. Dez. 48.

Simson an Bassermann.[1])

Berlin, den 17. December 1848, Abends 6 Uhr.

Mein hochverehrter Herr College!

Ihre gefällige Zuschrift vom 15. d. M. habe ich gleichzeitig mit einem von demselben Tage datirten Schreiben des Herrn v. Würth[2]) einige Stunden nach Eingang der Zuschrift des Herrn v. Gagern vom 14. d. M. empfangen; was in der letzteren als Möglichkeit in Aussicht gestellt war, der Rücktritt des Herrn v. Schmerling und Gagerns Eintritt in das Ministerium, ist nach Ihrer gütigen Mittheilung inzwischen zur Wirklichkeit geworden. So gewiß ich hoffe, Herrn

1) Concept.

2) Unterstaatssekretär im Reichsministerium des Innern.

v. Gagern auf dem Präsidentenstuhl durch Herrn Beseler[1]) ersetzt zu sehen, so gibt es doch, wie Sie mir selbst andeuten, auch andere Gründe, die das Ministerium zu meiner Rückberufung veranlassen; es versteht sich, daß ich dieser Anweisung schleunigste Folge gebe.

Ich habe mich deßhalb um 12 Uhr nach Potsdam begeben und in einer etwa $^3/_4$ stündigen Audienz von dem Könige beurlaubt.

Morgen will ich meine Abschiedsbesuche bei den Ministern machen, von denen die Grafen v. Brandenburg und v. Bülow[2]) nach der mir gewordenen Andeutung Sr. Majestät im Laufe des morgenden Tages mit ihm auch über die deutschen Dinge conferiren und am Abende mir von dem Ausfall der Conferenz noch die etwa erforderlichen Mittheilungen machen werden. Ich glaube nicht, daß ich dadurch genöthigt werde, meinen hiesigen Aufenthalt über den morgenden Tag hinaus zu verlängern, und hoffe somit Dienstag, spätestens aber Mittwoch früh von hier nach Frankfurt abzugehen.

Mit der Bitte, mich Herrn v. Gagern und Ihren übrigen Collegen empfehlen zu wollen, verharre ich u. s. w.

Als Simson sich in der in diesem Briefe erwähnten Audienz am 17. December bei dem Könige verabschiedete, war dieser gegen ihn persönlich sehr huldvoll und bediente sich sogar der Worte, er sei froh, wieder einen Menschen gefunden zu haben, zu dem er ein volles Herz fassen könne. Auch über Gagern, diesen „deliziösen Menschen", den er erst jetzt näher kennen gelernt habe, äußerte er sich in der günstigsten Weise, wenn auch mit dem Zusatze: „Es ist nur schade, daß ich ihn nicht verstehe,

---

1) Wilhelm Beseler.

2) Preußischer Unterstaatssekretär, interimistisch mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten beauftragt.

denn er redet fortwährend in Begeisterung, und deren habe ich ohnehin genug. Ich verstehe ihn nicht, und er versteht nicht, was ich ihm sage."

Um so weniger verheißungsvoll klangen, nach Simsons späterer Erinnerung, die Aeußerungen des Königs hinsichtlich des Frankfurter Verfassungswerks selbst. Das deutsche Parlament war damals in die erste Lesung des Verfassungsentwurfs eingetreten und suchte nunmehr die Berathung möglichst schleunig zum Abschluß zu bringen. Mit Bezug hierauf sagte der König: „Sie haben ganz Recht, sich in Frankfurt zu sputen. Es ist doch nur ein Spuk, der beim ersten Lichtstrahl des Morgens versinken wird. Es ist als ob ich zu meinem Baumeister sagte: „Bauen Sie mir ein Schloß in diese Wolken!" Als sich das Gespräch auf den Umfang des künftigen Reichsgebiets lenkte und der König hörte, daß das Ausscheiden Oesterreichs jetzt in Frankfurt als unvermeidlich gelte, entgegnete er ziemlich wörtlich: „Zu einem solchen Projekt würden Sie meine Zustimmung nun und nimmer erlangen!" Simson erwiderte, daß sich bei seinen Gesinnungsgenossen immer mehr die Ueberzeugung befestigt habe, man könne mit Oesterreich nicht länger unter demselben Dache wohnen, sehr wohl aber neben einander in der besten nachbarlichen Freundschaft. Allein der König fuhr fort: „Ja, wenn Sie mir ein Projekt brächten, wonach die avulsa membra imperii, die Schweiz, Elsaß, Lothringen, Belgien und die Niederlande wieder mit dem Reiche vereinigt werden könnten!" und nahm es unwillig auf, als Simson einfließen ließ, dann würde man vielleicht selbst an die russischen Ostseeprovinzen denken müssen.[1])

---

1) Vergl. auch den stenographischen Bericht über die Sitzung des Hauses der Abgeordneten vom 11. September 1866 (S. 295), in welcher Simson diese Unterredung erwähnt, ohne den König zu nennen. — Zu einer gewissen Ergänzung seiner Erinnerungen könnte hier allenfalls eine Notiz in den Denkwürdigkeiten Leopold v. Gerlachs (I. 263) dienen, der am 22. December schreibt: „Der neue Präsident Simson ist bei dem Könige

Solche Worte des Königs standen Simson lebhaft vor der Seele, als er im Frühling des folgenden Jahres mit der Kaiserdeputation nach Berlin kam und optimistisch gesinnte Mitglieder derselben, gestützt auf die günstig klingenden Erklärungen des Grafen Brandenburg, einen glücklichen Ausgang ihrer Sendung für mindestens wahrscheinlich hielten. Wenn er trotzdem Berlin jetzt durchaus nicht ohne Hoffnungen verließ, so waren sie darauf begründet, daß namentlich die Anwesenheit Gagerns immerhin eine nähere Fühlung des preußischen Ministeriums und mancher anderen Kreise in Preußen mit dem Frankfurter Parlament unverkennbar befördert hatte. Besonders schien Graf Brandenburg damals einer Verständigung mit Frankfurt geneigt, wie es auch die Aktenstücke bestätigen, welche den vorstehenden Mittheilungen zu Grunde liegen. Vornehmlich gilt dies von dem folgenden

Privat-Bericht
eines Mitgliedes der deutschen Nationalversammlung
über
eine Unterredung mit dem preußischen Ministerpräsidenten.
(Mitte December 1848.)[1])

Infolge unserer Verabredung am Montag habe ich meine Reiseroute über Berlin genommen, um sowohl unsere Reichs-Commissarien als auch Brandenburg privatim von der jetzigen Lage der Dinge in Frankfurt in Kenntniß zu setzen. College

---

gewesen und hat eine Direktion für das Parlament verlangt. Der König hat erklärt, er könne sie ihm ohne die Fürsten nicht geben." Dies kann sich nur auf die Audienz vom 17. December 1848 beziehen, ist jedoch wohl ungenau, wie Simson auch erst am folgenden Tage zum Präsidenten gewählt wurde.

1) Dieser Bericht liegt im Concept bei den Akten. Der Verfasser hat sich nicht ermitteln lassen. Es kann auch nicht der Abgeordnete v. Sänger-Grabowo gewesen sein, vergl. o. S. 149. Der Adressat ist in der Umgebung H. v. Gagerns zu suchen.

Hergenhahn wird Ihnen mittheilen, wie erwünscht meine Nachrichten für ihn sowohl als insbesondere für Simson waren. Heute früh hatte ich eine zweistündige Unterredung mit Graf von Brandenburg, deren Ergebniß Ihnen schleunigst mitzutheilen ich mir erlaube. Bei meiner Schilderung der Frankfurter Zustände ging ich zunächst davon aus, zu erörtern, daß die Sache der constitutionellen Monarchie in Deutschland ihren sichersten Bundesgenossen in der Majorität der Frankfurter Versammlung habe und daß ein Unterliegen derselben auch den Untergang jenes Princips mit großer Wahrscheinlichkeit zur Folge haben werde. Ich ging dann auf die durch die Erklärung der österreichischen Regierung herbeigeführte Modification des Ministeriums und auf die Haltung über, welche die Majorität in dieser Beziehung eingenommen habe, und setzte auseinander, daß man über folgende Punkte sich verständigt habe:

1. Die von der österreichischen Regierung gegebenen amtlichen Erklärungen lassen keinen Zweifel, daß sie ebenso wenig als das österreichische Volk dem Bundesstaate beitreten will, wie er in Frankfurt erstrebt wird.
2. Es sollen deshalb keine weiteren Versuche gemacht werden, diese Regierung wider ihren Willen im Bundesstaat festzuhalten; es werden aber auch die Tendenzen der Linken, an die Massen zu appelliren und nöthigenfalls Deutsch-Oesterreich mit Waffengewalt zur Unterwerfung und zum Anschluß zu zwingen, entschieden abgelehnt.
3. Die Sonderstellung Oesterreichs darf den Fortgang des deutschen Verfassungswerkes in keiner Weise beirren; es muß im Gegentheil mit aller Energie darauf hingewirkt werden, dasselbe für das übrige Deutschland möglichst rasch zu beendigen.
4. Dagegen soll das Ministerium ermächtigt werden, schon jetzt mit Oesterreich Verständigungen über die möglichst

enge und innige Verbindung anzuknüpfen, in welche dasselbe in erster Linie mit seinen deutschen Provinzen und in zweiter Linie mit seinen außerdeutschen Ländern zu dem deutschen Bundesstaate treten könne.

5. Eine Einmischung Oesterreichs in die Verhältnisse des deutschen Bundesstaates muß so lange entschieden abgelehnt werden, bis dasselbe mit seinen deutschen Provinzen dem Bundesstaate vollständig und ohne Rückhalt beigetreten ist, also das Princip der Personal-Union angenommen hat.

Ich machte bei dieser Gelegenheit besonders darauf aufmerksam, daß der deutsche Bundesstaat, als ein in sich gegliedertes, organisches Ganze, sich selbst vernichten würde, wenn er die Einwirkungen einer außer ihm stehenden Macht legalisiren und die Betheiligung Oesterreichs an der Spitze des deutschen Bundesstaates zulassen wolle, sobald dasselbe diesem sich nicht angeschlossen habe.

Darauf theilte ich mit, daß Herr v. Schmerling, in der Ueberzeugung, daß er unter den obwaltenden Umständen das Präsidium des Minister-Rathes und die Entwickelung der österreichischen Frage nicht fortführen könne, theilweise zurückgetreten sei, und Herr von Gagern das Präsidium, das Auswärtige und die Leitung der österreichischen und resp. preußischen Frage als Präsidial-Sache übernehmen werde. Ich führte ferner an, wie Herr von Gagern es zur Bedingung seines Eintritts gemacht habe, daß er namentlich für Punkt 3 und 4 der Majorität gewiß sein müsse und daß er die Ueberzeugung hege, Preußen müsse an die Spitze des engeren deutschen Bundesstaates treten, wenn derselbe überhaupt die Gewähr der Dauer in sich tragen solle. Ueber diese Spitze selbst äußerte ich mich dahin, daß die Majorität ein erbliches Kaiserthum der Hohenzollerschen Dynastie etwa mit einem erblichen Rath der deutschen Könige zur Seite höchst wahrscheinlich als die einzige Form erachten werde, die

dem für den deutschen Bundesstaat angenommenen constitutionell-monarchischen Princip analog und deshalb naturgemäß sei. Als Gegner dieser Ansicht führte ich an: 1. Oesterreich, welches aus erklärlicher Eifersucht eine so feste Construirung des deutschen Bundesstaates nach Möglichkeit zu hindern suchen werde, um bei Gelegenheit sich Deutschland zu subordiniren, ohne selbst ehrlich deutsch sein zu wollen. 2. Rußland und Frankreich, die nur in der Schwächung Deutschlands das Ziel ihrer Politik finden könnten. 3. Die dynastische Eitelkeit der übrigen deutschen Fürsten, welche die allgemeine deutsche Sache vermuthlich verlassen würden, um ihre bisherige Schein-Souverainität dem Namen nach auch fernerhin zu bewahren. 4. Alle Wühler Deutschlands von allen Nüancen, da ihre Pläne nothwendig bei einer constitutionell-monarchischen Form des deutschen Bundesstaates scheitern müßten.

Zugleich wies ich auf die große Gefahr hin, welche aus dem natürlichen Bündnisse des Particularismus der Linken mit dem Particularismus der kleineren deutschen Fürsten nicht nur für die deutsche Einheit, sondern auch für die deutschen Throne entstehen müsse; denn es sei gar keinem Zweifel unterworfen, daß die Linke zwar den dynastischen Particularismus benutzen werde, um die constitutionell-monarchische Gliederung des deutschen Bundesstaates zu hintertreiben, daß sie aber dann, wenn die Frankfurter Versammlung ohne Resultat auseinander gegangen sei, die Waffen gegen die Fürsten kehren und den Versuch machen werde, die auf constitutioneller Basis nicht zustande gekommene deutsche Einheit durch eine republikanisch-sociale Revolution ins Leben zu rufen, und es sei dann die große Frage, ob nicht selbst gemäßigte Männer sich ihnen anschließen würden, denen der nicht mehr niederzukämpfende Gedanke der Einheit Deutschlands höher stehe als die Sonder-Interessen der deutschen Fürsten; jedenfalls werde dann der Kampf unaus-

bleiblich und schwer, der Sieg zweifelhaft, das Unglück Deutschlands aber für lange Jahre hinaus gewiß sein.

Das Gegengewicht gegen diese Gefahren glaubte ich zu finden in dem offenen Anschließen Preußens an die Majorität der Frankfurter Versammlung, in der Unterstützung ihrer Bestrebungen, in der möglichst raschen Beendigung unseres Verfassungswerkes und in dem schleunigen Inslebentreten desselben. In Beziehung auf die jetzt unserer Versammlung vorliegenden speciell preußischen Fragen äußerte ich, daß die Beschlüsse der Majorität, so weit sich die Stimmung jetzt beurtheilen lasse, der preußischen Regierung gewiß keine Verlegenheit bereiten würden, und daß man namentlich in der Verfassungssache wahrscheinlich zu einer motivirten Tagesordnung über den Wesendonckschen Antrag übergehen werde. Die Proclamation des Reichsverwesers, die hier besonders deshalb Anstoß gegeben hat, weil sie nicht durch Vermittelung der Regierung, sondern direct den Oberpräsidenten zur Veröffentlichung von Frankfurt aus zugegangen ist, bezeichnete ich nicht als einen von der Centralgewalt beabsichtigten Eingriff in die Rechte der preußischen Krone, sondern als einen Beweis, daß man der nach der Steuer-Suspension in Preußen drohenden Anarchie mit eben der Schnelligkeit und Energie habe entgegentreten wollen, wie es im September in Frankfurt und Baden zum Glück für Deutschland gewesen sei. —

Graf Brandenburg nahm meine Mittheilungen mit vielem Interesse auf und äußerte sich dahin: Nach dem Rücktritt Oesterreichs erscheine es auch ihm als die einfachste und glücklichste Lösung der deutschen Frage, wenn Preußen, mit einem Rathe der Könige zur Seite an die Spitze des deutschen Bundesstaates trete; er sei ferner damit einverstanden, daß die Verfassung für das übrige Deutschland und das enge Zusammentreten desselben zu einem Bundesstaate durch die Sonderstellung Oesterreichs nicht aufgehalten werden dürfe. Er glaube, der König werde

bereit sein, die ihm zugedachte hohe Stellung einzunehmen, wenn dieß auf friedlichem Wege, ohne Gewalt gegen die etwa widerstrebenden deutschen Fürsten geschehen könne, doch zweifle er, daß ein bloßes Decretiren von Frankfurt aus mächtig genug sein werde, ihren voraussichtlichen Widerstand zu überwältigen. In einer friedlichen Lösung dieser Frage sehe er die große Aufgabe der Gegenwart. Daher begrüße er den Eintritt Gagerns ins Ministerium als ein in dieser Hinsicht glückliches Ereigniß, da er mit den Richtungen seiner Politik einverstanden sei. Er verkenne keineswegs, daß die Majorität der Frankfurter Versammlung gesprengt werden würde, wenn man ihr zumuthen wolle, von ihrem Grundsatze der Nichtvereinbarung abzuweichen, also ihr bisheriges Princip aufzugeben; er sei sich der Gefahr vollkommen bewußt, die für ganz Deutschland entstehen müsse, wenn diese Versammlung ihre besonnene Haltung verlöre und in eine andere Richtung gedrängt werde. Die hiesige Regierung werde daher auch in keiner Weise der Centralgewalt oder der Frankfurter Versammlung entgegentreten oder ihr Hindernisse bereiten, da man nie vergessen werde und könne, daß beide durch ihre energische und besonnene Haltung in den September-Tagen Deutschland vor der Anarchie gerettet hätten. — Wenn er es aber auch für gefährlich halte, den Namen Vereinbarung mit den Einzel-Regierungen in der Frankfurter Versammlung an die Spitze zu stellen, so könne doch die Sache ohne Gefahr ins Werk gesetzt werden; ihm komme es nur auf die Sache an. Mit vollkommener Zustimmung habe er daher den Vorschlag der Reichs-Commissaire entgegengenommen, die hiesige Regierung auf das Genaueste fortlaufend nicht blos von den Beschlüssen der Frankfurter Versammlung, sondern auch von dem Gange der Verhandlung, der Stimmung und Richtung der Majorität durch vertrauliche Mittheilung in Kenntniß erhalten zu lassen und durch einen solchen lebhaften und ununterbrochenen Wechselverkehr

eine Verständigung herbeizuführen, um dann auch die von hier aus wünschenswerth erscheinenden Modificationen in einzelnen Fällen in Frankfurt zur Kenntniß zu bringen und ihre Annahme möglich zu machen. Ein solches Hand in Hand gehen halte er für die Sache der deutschen Einigung für wünschenswerth. Es sei nicht nothwendig, daß derartige Mittheilungen immer einen amtlichen, officiellen Charakter hätten, sie könnten in vielen Fällen auch auf außeramtlichem Wege durch Privatcorrespondenz oder durch öftere Absendung von Männern geschehen, die mit den dortigen Verhältnissen vertraut wären, ohne daß ihre Sendung einen officiellen Charakter erhielte. Für sehr zweckmäßig halte er es, auf gleichem oder ähnlichem Wege auch eine Verständigung wenigstens mit den einflußreicheren Regierungen der übrigen Einzelstaaten, die dem deutschen Bundesstaate angehören würden, von Frankfurt aus anzubahnen und ihre Zustimmung zu der in Frage stehenden Bildung der Spitze zu gewinnen. Er müsse dringend zu diesem Wege rathen; man werde dann auch von hier aus diese Fürsten, bei etwaigem Drängen derselben, sich sogenannten Frankfurter Uebergriffen entgegen zu stellen, und die Fürsten-Souverainität zu wahren, auf die großen Gefahren aufmerksam machen, welche für Deutschland und für die Fürsten selbst entstehen müßten, wenn die Frankfurter Versammlung erfolglos auseinander ginge, ohne eine Einigung Deutschlands auf constitutionell-monarchischer Grundlage zustande gebracht zu haben; mit meinen Ansichten darüber sei er vollständig einverstanden.

Ich knüpfe an diese Aeußerungen Brandenburgs freudige Hoffnungen für das Gelingen unseres großen Werkes und bitte Sie, Herrn von Gagern von meinem Schreiben Kenntniß zu geben, im Uebrigen aber ja daran festzuhalten, daß es nur den Charakter von Privatmittheilungen haben kann und denselben behalten muß. Simson grüßt herzlich und ich pp.

„Es ist kein Buchstabe, den ich geschrieben“, erklärte Simson später im Frankfurter Parlament,[1] „kein Wort, das ich in Berlin gesprochen habe, vor dem Könige, vor dem gesammten Ministerium, vor den Mitgliedern der Nationalversammlung mit denen wir zum Theil in Gegenwart des Herrn Simon[2]) verhandelt haben, das ich nicht auf dieser Tribüne zu vertreten unternähme. Wenn Sie von diesen Schriftstücken Kenntniß nehmen, wird sich nur das Eine fragen, ob ich das Recht hätte, das Wort auszusprechen, ich dürfte mich rühmen, daß ich unter allen Umständen und vor Allem ein Preuße gewesen sei!“ Die letzte Aeußerung richtete sich gegen Schmerling, der sich in seinem Vaterlande gerühmt hatte, stets vor Allem Oesterreicher gewesen zu sein.

---

1) Vergl. o. S. 143, Anm. 1.

2) Heinrich Simon (1805—1860), der auch Mitglied der preußischen Nationalversammlung und im Herbst 1848 auf kurze Zeit von Frankfurt nach Berlin gegangen war (Allgem. Deutsche Biographie XXXIV. 374).

8. Präsidium der deutschen Nationalversammlung und Kaiserdeputation (1848/49).

Bei der Rückreise nach Frankfurt folgte Simson einer Aufforderung des großherzoglich hessischen Generals von Schäffer-Bernstein [1]), sich ihm anzuschließen. Auch dieser hatte bisher als Reichskommissar fungirt; er war mit dem Major v. Voigts-Rhetz, dem nachmaligen commandirenden General des 10. Armeecorps, zur Erledigung der Posener Demarkationsangelegenheit verwendet worden [2]). Durch den General erfuhr Simson auch in Eisenach, wo Schäffer diese Nachricht einem Frankfurter Telegramm entnahm, seine Wahl zum Präsidenten der deutschen Nationalversammlung.

Diese Wahl war am 18. December 1848 erfolgt. Indessen war Simson erst im dritten Wahlgange und nur mit zwei Stimmen über die absolute Mehrheit (233 von 461) gewählt worden. Als Gegenkandidaten hatte man anfangs Schmerling, um ihn für seinen Rücktritt aus dem Reichsministerium zu entschädigen, ins Auge gefaßt, dann jedoch den Abgeordneten Kirchgeßner aus Würzburg aufgestellt. Die Minderheit bestand aus

---

1) Vergl. über v. Schäffer (1790—1861) Allgem. Deutsche Biographie XXX. 539.

2) Vergl. den Brief Edwins v. Manteuffel an Ranke vom 2. Januar 1872 (Alfred Dove, Ausgewählte Schriftchen, S. 246).

einer Verbindung der Oesterreicher und der Ultramontanen mit der Linken gegen die Politik des neuen Ministerpräsidenten von Gagern. Die Gagern'sche Partei hatte aus der Art, wie Simson als Vicepräsident die Debatten geleitet, die volle Ueberzeugung von seiner Befähigung gewonnen und war daher über seine Wahl nicht im Zweifel gewesen. „Simson von Königsberg", schreibt Rudolf Haym in seinem bekannten Parteibericht [1]), „hatte bereits als stellvertretender Vorsitzender eine solche Meisterschaft in allem Logischen, einen solchen Takt in allem Geschäftlichen bewährt, daß kein anderer als er an Gagerns Stelle eintreten durfte". Aber auch in der Gegenpartei mögen Manche ähnlich gedacht haben wie einer der hervorragendsten österreichischen Abgeordneten, Alfred v. Arneth, der in seinen Erinnerungen [2]) zwar den Sieg der ministeriellen Partei als einen Pyrrhussieg bezeichnet, jedoch hinzufügt: „Mit schwerem Herzen stimmte ich mit der ganzen Linken für Kirchgeßner aus Würzburg, obwohl ich mir vollkommen klar darüber war, daß seine Befähigung, das Präsidium zu führen, hinter derjenigen Simsons weit zurückstand." — Das Widerstreben galt nicht der Person, es galt dem Preußen [3]).

So war Simson durch ein überraschendes Schicksal, durch eine Reihe von Vorgängen, in denen sich Zufall und Verdienst verketteten, im Laufe einer kurzen Zeit zu einer bedeutsamen Stellung im deutschen Vaterlande erhoben. „Hätte mir", sagte er später, „am Tage der Wahl Gagerns zum Präsidenten jemand zugeraunt, daß ein halbes Jahr darauf mein Name aus der Urne hervorgehen würde, ich würde ihn — oder, falls

1) Die deutsche Nationalversammlung II (von den Septemberereignissen bis zur Kaiserwahl). S. 135 f.

2) Aus meinem Leben I. 252.

3) Vgl. Laube, Das erste deutsche Parlament III. 189.

ich ihm geglaubt hätte, mich selber auf meinen Geisteszustand haben prüfen lassen."

Seine Stellung als Präsident legte Simson auch repräsentative gesellschaftliche Verpflichtungen auf; er öffnete sein Haus, um die Abgeordneten aus allen Parteien, sowie die Mitglieder des Reichsministeriums, die Bevollmächtigten der Regierungen u. s. w. zu empfangen. Seine Frau war ihm, der die Trennung von den Seinigen sehr schwer ertrug, schon im Juli 1848 nach Frankfurt gefolgt, anfänglich allerdings in der Absicht, nach einigen Wochen wieder heimzukehren. Allein die aufregenden, entsetzlichen Ereignisse, die sich im September zutrugen und auf sie solchen Eindruck machten, daß ihr Haar in wenigen Tagen vorzeitig ergraute, hatten ihr Sorge um die Sicherheit ihres Mannes eingeflößt, und diese und seine dringenden Bitten bewogen sie, ihre Abreise immer von Neuem zu verschieben. So blieb sie bis zu seinem Austritt aus der Nationalversammlung bei ihm, ließ zu ihrem Troste wenigstens eine der kleinen Töchter, das mittelste ihrer Kinder, aus der Heimat nach Frankfurt nachkommen und stand ihm in seinen geselligen Pflichten treulich zur Seite. Sie wohnten jetzt in dem Hôtel de Russie, dem späteren Postgebäude. Unter den zahlreichen Gästen, welche sie bei sich sahen, erinnerten sie sich später besonders an Ludwig Uhland und seine Gattin. Simson veranlaßte auch, daß dem Dichter die ihm unbekannten Kompositionen einiger seiner Gedichte, wie „Freie Kunst", von dem Königsberger Musikdirektor Sämann[1] durch einen Frankfurter Gesangverein vorgetragen wurden. Uhland schien davon wohl befriedigt, namentlich von dem Schluß des erwähnten Liedes:

In den frischen Eichenhainen
Webt und rauscht der deutsche Gott,

1) Vergl. o. S. 107.

durch den es in dieser Musik wehe „wie Waldeshauch“.[1]) Frau Simson hatte sich auf Uhlands Bekanntschaft lebhaft gefreut, obschon sie wußte, daß er mit ihrem Gatten und seinen Freunden in der Politik nicht übereinstimmte. Indessen wurde sie durch die mehr als schlichte Erscheinung und die Schweigsamkeit des Poeten dermaßen enttäuscht, daß sie, als die Gäste sich entfernt hatten, Simson mit der Bemerkung überraschte: „Du wirst dir doch nicht einreden lassen, daß der Mann die Gedichte gemacht hat!“

Nicht lange nachdem Simson den Vorsitz der Nationalversammlung übernommen hatte, fand er als Weihnachts- oder Neujahrsgruß auf dem Pulte vor dem Präsidentenstuhl ein anonymes Gedicht, welches die Volksvertreter mahnte, ohne längeres Schwanken und Säumen Preußen, von dem allein Rettung und Heil kommen könne, an die Spitze Deutschlands zu berufen. Den Verfasser hat er auch später nie erfahren, und das patriotische, schwungvolle Gedicht, das wohl verdiente aufbehalten zu werden, scheint in weiteren Kreisen nicht bekannt geworden zu sein. Leider will es sich auch unter Simsons Papieren einstweilen nicht wiederfinden. Die eindrucksvollste Strophe, die er nicht aus dem Gedächtniß verlor, lautete:

---

1) Simson schreibt hierüber an seinen Bruder August am 6. März 1849: „Trotz vielfacher Anstrengung habe ich von Sämann's Liedern bis jetzt erst Eines zur Aufführung bringen können: den hiesigen Musikern scheint es nicht recht zu sein, ihre Zahl durch Fremde vermehrt zu sehn. Ich lege ihm das „Programm“ bei und bitte ihm zu erzählen, daß die 24 Singstimmen mit sehr guter Klavierbegleitung unter Leitung des M. D. [Musik-Direktors] Messer im Saale des Weidenbusches ihre Sache ganz gut machten und daß die Composition allseitigen Beifall, namentlich auch den Uhland's fand, der zuerst sein Erstaunen aussprach, daß die Composition eines so „theoretischen“ Gedichts so anmuthig habe gelingen können, dann sich freute, daß die „große Pracht“ des Eingangs bald der „einfachen und lieblichen Cantilene“ (dem Quartett) Raum ließ und von dem Schluß sagte: „es isch, wie frischer Waldeshauch.“ — Heut hab' ich einen neuen Ansatz wegen der „sterbenden Helden“ gemacht“

Ein Aar ist Deutschlands Losung,
Ein Aar ist Deutschlands Hülfeschrei,
Ein Aar, in der Umtosung
Der Stürme stark und schreckenfrei;
Kein doppelköpfig Ungeheuer,
Ein Geist, ein Leib, ein Schiff, ein Steuer,
Ein Aar, der alten Kraft Erneuer!

Bei Gelegenheit einer Neuwahl zum Präsidenten im Anfang Februar 1849 suchte Simson die Versammlung, angesichts des nahe winkenden Zieles ihrer Arbeiten, zur Hintansetzung der sie spaltenden Meinungsverschiedenheiten zu bestimmen:

„Auch die zweite Hälfte unserer Hauptaufgabe ist inzwischen in erster Lesung beendet worden. Der mäßige Zwischenraum, den wir bis zu der zweiten durch eine Reihe anderer, zum Theil kaum minder wichtiger Berathungen ausfüllen, wird sicherlich von allen Seiten dazu benutzt werden, um endlich das gemeinsame Ziel friedlich zu erreichen, nach welchem die Nation in immer erneuter Anstrengung gerungen hat und sicherlich nicht vergebens gerungen haben darf! Die Wege zu diesem Ziele geben sich jetzt, meine ich, deutlicher zu erkennen, als jemals; sie werden sich hoffentlich noch geebneter erweisen, als hier und da bis daher geglaubt sein mag. Und im Angesichte dieses nahen Zieles, da scheint mir — ich denke, ich darf wagen das auszusprechen — der Zwiespalt der Meinungen, unter dessen Antrieb und Einfluß diese Arbeiten begonnen und fortgeführt werden durften, täglich mehr an Berechtigung zu verlieren. Der Vollendung so nahe, da sollten wir — und das ist der Wunsch, mit dem ich schließe — das alte Wort des homerischen Helden[1]) auch unter uns zur Wahrheit werden lassen: daß nichts darauf ankomme, ob die Vögel von rechts oder von links fliegen, und daß es Ein Wahrzeichen nur gebe: des Vaterlandes Errettung!"

---

1) Il. 12, 243.

Das homerische Wort verfehlte seinen Eindruck nicht. Hatte doch die tiefe und vielfältige innere Zerklüftung dieser Versammlung mehr als irgend ein anderer Umstand dazu beigetragen, nicht nur die Lösung ihrer Aufgabe hinzuzögern, sondern auch ihr anfangs hohes Ansehn und ihre Macht zu untergraben.

In der That stand man nicht lange Zeit darauf am Ziele, trotz der Verwerfung des bekannten Welcker'schen Antrags. Dieser Antrag: durch eine einzige Gesammtabstimmung die Verfassungsberathung abzuschließen und dem Könige von Preußen die erbliche Kaiserwürde zu übertragen, erregte um so größeres Aufsehn und schwellte die Segel der Hoffnung um so freudiger, als sein leidenschaftlicher, aber grundehrlicher Urheber [1]), Karl Theodor Welcker, bisher zu den heftigsten großdeutschen Gegnern Preußens gehört hatte. Jetzt hatte die Politik des Fürsten Schwarzenberg dem patriotischen Manne die Augen geöffnet. Sein Antrag fiel, ungeachtet glänzender Vertheidigung durch den Berichterstatter des Verfassungsausschusses, Gabriel Riesser aus Hamburg, in welcher die Beredsamkeit des ersten deutschen Parlaments ihren Gipfelpunkt erreichte. Allein schon am nächsten Tage beschloß man, sofort in die zweite Lesung der Verfassung einzutreten, und zwar ohne nochmalige Diskussion, unter Ausschluß aller Anträge, die nicht von mindestens 50 Mitgliedern unterzeichnet wären. So erreichte man, wenn auch unter schweren Mühen

1) Vielleicht war es immerhin auch nicht ganz unzutreffend, wenn Heinrich v. Arnim am 12. März 1849 an Otto Abel schrieb: „Es liegt übrigens im Charakter Welcker's, daß er es nicht ertragen konnte, daß hier die Sache gegen seine Ansicht ausginge; lieber hat er seine Ansicht aufgegeben, als an dem Ausgange nicht einen eclatanten Antheil haben wollen. Er wollte den kühnen Griff überbieten, und es ist ihm gelungen.“ (Deutsche Rundschau LVI. 62). Man würde Welcker den Ruhm, der Erste unter so unzähligen Bekehrten gewesen zu sein, noch bereitwilliger zugestehen, wenn er nicht später, in den 1860er Jahren, in seine alten Anschauungen zurückgefallen wäre.

und Zugeständnissen, was auf einen Schlag zu erreichen mißglückt war.

Die am 27. März 1849 beschlossene Verfassung des deutschen Reiches wurde von der Nationalversammlung durch ihr Bureau am folgenden Tage im Reichsgesetzblatt bekannt gemacht. Simsons Name steht als erster darunter. Einer der Secretäre der Versammlung, Dr. Jucho in Frankfurt a. M., hat die Originalurkunde nach dem Untergange des Parlaments treu bewahrt und übersandte sie, als ein neuer politischer Frühling für Deutschland angebrochen war, dem Reichstage, in dem Simson gleichfalls den Vorsitz führte, als dem Rechtsnachfolger des Parlaments, für sein Archiv.

An demselben 28. März schritt die Versammlung in Ausführung des Artikels, nach welchem die erbliche Würde des Reichsoberhaupts einem der regierenden deutschen Fürsten übertragen wurde, zur Wahl des „Kaisers der Deutschen". Nahezu die Hälfte der anwesenden Mitglieder, 248 Abgeordnete, großentheils Oesterreicher, enthielten sich allerdings der Stimmabgabe, die übrigen 290 vereinigten ihre Stimmen ausnahmslos auf den König von Preußen, als den Beherrscher des größten, im wesentlichen rein deutschen Staates.

Unter lautloser Stille verkündigte Simson dies Ergebniß mit den Worten:

„Möge der deutsche Fürst, der wiederholt und öffentlich in unvergessenen Worten den warmen Herzschlag für die deutsche Sache sein kostbares mütterliches Erbe genannt hat, sich nun als Schutz und Schirm der Einheit, der Freiheit, der Größe unseres Vaterlandes bewähren, nachdem eine Versammlung, aus dem Gesammtwillen der Nation hervorgegangen, wie keine, die je auf deutschem Boden tagte, ihn an deren Spitze gerufen hat. An unserem edlen Volke aber möge, wenn es auf die Erhebung des Jahres 1848 und auf ihr

nun erreichtes[1]) Ziel zurückblickt, der Ausspruch des Dichters[2]) zur Wahrheit werden, dessen Wiege vor jetzt fast einem Jahrhundert in dieser alten Kaiserstadt gestanden hat:

Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten und auch zu wanken hierhin und dorthin.
Dies ist unser! So lasset uns sagen und so es behaupten!

Gott sei mit Deutschland und seinem neugewählten Kaiser!"

Das Haus stimmte diesem Ruf mit lautem Jubel zu, der sich unter der draußen harrenden Menge und weiter durch die Straßen der Stadt fortpflanzte. Die Glocken der Paulskirche, wie die des ehrwürdigen Bartholomäus-Domes, in dem die alten Kaiserwahlen erfolgt waren, und der anderen Kirchen fielen ein. Ein weltgeschichtlicher Akt schien vollzogen, der Grund zu einer besseren Zukunft des Vaterlandes gelegt. —

Aber noch an demselben Tage drang der erste Mißton in die freudig gehobene Stimmung. Der betagte österreichische Prinz, der Bruder des letzten Kaisers des alten Reiches, der einstweilen als Reichsverweser an die Spitze des neuen Deutschlands berufen war, entsprach den Hoffnungen, welche man an seine Vergangenheit, seine Popularität und seine deutsch-patriotische Gesinnung geknüpft hatte, nicht. Seine ohnehin außerordentlich schwierige Stellung war ihm immer unbehaglicher, ja unerträglicher geworden, je mehr die Aussichten Preußens auf die führende Rolle in Deutschland stiegen und die Oesterreichs sanken. So trug er sich mit Abdankungsplänen[3]) und glaubte

---

1) In den stenographischen Bericht hat hier der Druckfehlerteufel den ominösen Fehler „ihr unerreichtes Ziel" eingeschwärzt.

2) Goethe in Hermann und Dorothea. (Der Wortlaut ist hier berichtigt.)

3) Mehr Licht verbreitet über diese Pläne der Briefwechsel des Erzherzogs Johann mit dem Grafen v. Prokesch-Osten (Deutsche Revue. 22. Jahrgang. 1897. S. 1 ff.; auch als Buch von Anton Schlossar, Stuttgart 1898, herausgegeben).

jetzt, nach der Wahl des Königs von Preußen zum Kaiser, den Augenblick gekommen, sie auszuführen.

Demnach ließ er, zu Simsons nicht geringer Ueberraschung, zu einer späteren Nachmittagsstunde des Tages, an dem die Kaiserwahl erfolgt war, den Präsidenten und das Bureau der Nationalversammlung sowie den Präsidenten des Reichsministeriums H. v. Gagern und den Reichsjustizminister Robert v. Mohl[1]) zu sich bescheiden und gab ihnen diesen Entschluß kund. „Ich finde mich bestimmt", sprach er, „unter den obwaltenden Verhältnissen die Würde eines Reichsverwesers zurückzulegen; ich ersuche Sie, Herr Präsident, diesen meinen Entschluß der Nationalversammlung anzukündigen". Betroffen durch diese unerwartete Mittheilung, wagte es Simson, sie mit einer ehrerbietigen, aber ernsten Gegenvorstellung zu erwidern. Er wies den Erzherzog auf die gefährliche Lage des Vaterlandes und auf die Bestimmungen des von ihm angenommenen Gesetzes vom 28. Juni 1848 über die provisorische Reichsgewalt hin. Sie sollte danach in Kraft bleiben bis zur Vollendung und Ausführung des Verfassungswerkes und bis zur Einsetzung einer definitiven Regierungsgewalt. Er erinnerte ihn an seine ruhmvolle Vergangenheit, drückte die Zuversicht aus, daß er diesen Ruhm nicht durch einen Schritt wie den angekündigten beflecken werde, und bat ihn dringend, seinen Entschluß zurückzunehmen. Diese Worte, welche Gagern mit der Bemerkung unterstützte, der Erzherzog habe sicherlich den patriotischen Beschluß bereits gefaßt, zu dem der Präsident der Reichsversammlung ihm rathe, blieben nicht ohne Erfolg. Obgleich der Erzherzog hinsichtlich seiner Beweggründe zur Abdankung nur erklärte, er würde sie auch beschlossen haben, wenn die Wahl der Versammlung nicht auf den König von Preußen, sondern auf den Kaiser von Oester-

1) Das Ministerium führte nach der Ablehnung des Welcker'schen Antrages (21. März) die Geschäfte nur interimistisch fort.

reich gefallen wäre, verlangte er eine kurze Bedenkzeit und forderte die Anwesenden auf, nach einer Stunde wiederzukommen.

Als sie nach Ablauf dieser Frist abermals erschienen, begegneten sie in der Thür den Herren v. Schmerling und Heckscher, mit denen der Erzherzog sich berathen hatte, und wurden wegen angeblicher Unpäßlichkeit desselben nicht vorgelassen. Dagegen erhielt der Präsident des Reichsministeriums folgende Zuschrift:

„Lieber Freiherr v. Gagern! In der seit unserem Zusammentritte abgelaufenen Stunde bin ich mit mir über den besprochenen Gegenstand zu Rathe gegangen, und finde nicht von meinem, auf reife Ueberlegung gegründeten Entschlusse abzugehen. — Indem ich in der Anlage Ihnen das aufgenommene Protocoll übersende, ersuche ich Sie, das weiter Nöthige in der Art zu veranlassen, daß ich, sobald es ohne Nachtheil für die öffentliche Ruhe und Wohlfahrt Deutschlands irgend geschehen kann, mich als der Pflichten meines Amtes enthoben betrachten könne.

Frankfurt a. M., den 28. März 1849.

Erzherzog Johann.“

Ebenfalls durch Gagern empfing Simson die Anweisung des Reichsverwesers, diesen Hergang der Nationalversammlung mitzutheilen, welche er am folgenden Tage ausführte.

Wie Gagern die Bitte Simsons an den Erzherzog unterstützt hatte, so war das Reichsministerium auch nach der schriftlichen Erklärung des Reichsverwesers einstimmig der Meinung, daß er sein Amt nicht niederlegen solle und dürfe, bis der König von Preußen die Würde des Reichsoberhauptes angenommen und die Regierung als Kaiser angetreten habe. Auch dem Ministerium schien es nicht zulässig, den Träger der provisorischen Centralgewalt verschwinden zu lassen, bevor die definitive konstituirt wäre.

Gleichwohl ist dieser Schritt Simsons gerade von Gleichdenkenden und ihm Wohlgesinnten, vom preußisch-deutschen Standpunkt aus als ein entschiedener Fehler lebhaft beklagt und getadelt worden. „Die Worte, welche Simson an den Erzherzog richtete", sagt Haym,[1] „machten seinem Herzen und seinem Muth alle Ehre, aber die Hälfte des aufgewandten Anstands und Freimuths würde hingereicht haben, dem Vaterland einen größeren Dienst zu erweisen". „Es war wohl der schwerste politische Mißgriff, welchen Simson in seinem ruhmreichen Leben begangen hat", urteilt Sybel.[2])

Während Simson in dem Entschluß des Erzherzogs offenbar die Absicht erblickt hatte, dem geordneten Uebergang der Reichsgewalt auf die preußische Krone einen Stein in den Weg zu werfen, war dieser Entschluß, nach der entgegengesetzten Auffassung, ein Akt der Entmuthigung, der nur geeignet sein konnte das Gelingen des Werkes zu erleichtern, die Bahn noch glatter zu ebenen. Die Gelegenheit zum Ausscheiden des österreichischen Prinzen aus der Reichsverweserschaft, die er selber darbot, hätte, nach dieser Ansicht, mit beiden Händen ergriffen werden müssen. Dann wäre die Centralgewalt, welche die Nationalversammlung dem Erzherzog übertragen hatte, einstweilen an sie selber zurückgefallen; sie würde im entscheidenden Augenblick in der Lage gewesen sein, mit der preußischen Krone als Macht mit Macht zu verhandeln. Mindestens hätte dann die Reichsverweserschaft auf Preußen übertragen werden können, welches sie zu übernehmen bereit war.

---

1) a. a. O III. 20. Vergl. auch Georg Beseler, Erlebtes und Erstrebtes S. 86. Heinrich v. Arnim an Otto Abel, 29. März 1849 (Deutsche Rundschau LVI, 67: „Erzherzog Johann wollte gestern Abend schon abdanken, hat sich aber entschlossen, noch zu bleiben. Man hätte ihn sollen gehen lassen, es wäre das ein compelle mehr gewesen").

2) Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Bd. I, S. 304.

So wenig Simson im Allgemeinen geneigt war, begangene Irrthümer und Fehlgriffe selbstgerecht zu leugnen, schien er sich von der Berechtigung dieses Tadels auch später nicht überzeugt zu haben. Es ist zwar sicher, daß der Erzherzog-Reichsverweser mehr und mehr nur noch als Werkzeug Oesterreichs gegen die kleindeutschen Einheitsbestrebungen benutzt wurde. Es ist ferner Thatsache, daß die Krone Preußen sich, unmittelbar nach der Bescheidung der Frankfurter Kaiserdeputation, bereit erklärt hat, die provisorische Leitung der deutschen Angelegenheiten zu übernehmen. Sie berief sich dabei jedoch eben auf den Entschluß des Reichsverwesers, seine Stelle niederzulegen, der ja nicht zurückgezogen, vielmehr von ihm auch dem Könige Friedrich Wilhelm IV. mitgetheilt war. Auch wollte sie diese Machtvollkommenheit aus der Hand der deutschen Regierungen, wenn auch unter Zustimmung der Nationalversammlung, empfangen. [1]) Die Durchführung dieser Absicht hätte nicht nur dem Parlament, sondern auch den Regierungen gegenüber eine Energie erfordert, welche die preußische Regierung bekanntlich keineswegs gezeigt hat. Ihr Weg hätte sie demnach auch, wenn der Erzherzog gleich nach der Kaiserwahl zurückgetreten wäre, vermuthlich zu demselben Ziele geführt, an dem sie später anlangte — d. h. über ein Interim, in dem sie die Bundesgewalt mit Oesterreich theilte, zum alten Bundestage unter Oesterreichs Vorsitz. Man

1) Am 8. April 1849 schreibt Friedrich Wilhelm IV. an Bunsen: „Ich habe jetzt nur zwei Ambitionen: 1) die, jetzt, wenn irgend möglich und so bald als irgend möglich, durch die Könige und Fürsten gewählt, an Erzherzog Johanns Stelle provisorischer Statthalter Teutschlands zu werden und Ordnung zu machen; 2) dann aber Erzfeldherr Teutschlands zu werden, um Ordnung zu erhalten." Man sieht deutlich, auf welchem Wege und zu welchem Zwecke der König die Reichsstatthalterschaft zu erhalten wünschte. Von der Zustimmung der Nationalversammlung ist hier nicht einmal die Rede. Die Erzfeldherr-Idee, welcher der König fortwährend nachhing, war übrigens nicht seine Originalerfindung, sondern ein alter Gedanke von Görres aus dem „Rheinischen Merkur" von 1815.

wird mithin kaum annehmen können, daß jener Schritt Simsons so verhängnißvolle Folgen nach sich gezogen oder so glückliche Folgen verhindert habe, wie es nach jener Auffassung der Fall wäre. Am wenigsten wahrscheinlich ist, daß die preußische Regierung, nach der Abdankung des Reichsverwesers, das Reichsministerium oder die deutsche Nationalversammlung als einstweilige Trägerin der Centralgewalt ernstlich respektirt und auf ihre Beschlüsse größere Rücksicht genommen haben würde.

Die Nationalversammlung hatte beschlossen, den König durch eine Deputation von zwei und dreißig Mitgliedern, mit dem Präsidenten an der Spitze, zur Annahme der auf ihn gefallenen Wahl einzuladen.

Die Hinreise der Deputation nach Berlin glich zum Theil einem Triumphzuge.[1]) Die Abgeordneten fuhren von Frankfurt nach Biebrich und bestiegen hier das Dampfbot „Goethe“. Der Empfang am Rhein war sehr verschieden. Manche Orte schienen von der Reise der Deputirten keine Kunde erhalten zu haben

---

1) Näher beschreibt die Reise Friedrich v. Raumer, der zu der Deputation gehörte, in seinen Briefen aus Frankfurt und Paris II. 378 ff., die ich hier benutze.

Simson sagte darüber in dem Bericht, welchen er dem Parlament am 11. April 1849 erstattete: „Wir glauben den Erwartungen der hohen Versammlung zu entsprechen, wenn wir, in Erwägung der ernsten und dringlichen Lage des Augenblicks, in diesem Berichte Ihre Aufmerksamkeit lediglich auf den geschäftlichen Theil der stattgehabten Vorgänge lenken und uns deßhalb einer Darstellung des Empfanges enthalten, den die von uns mitgebrachte Kunde und wir selber auf der Hinreise nach Berlin, in Berlin und auf der Rückreise nach Frankfurt erfahren haben, so gewiß gerade diese Darstellung einen sehr erfreulichen Theil unseres Berichtes ausmachen würde.“

Abweichende Darstellungen, wie z. B. noch neuerdings in den Lebenserinnerungen von Karl Schorn II (Bonn 1898), S. 30, wo es u. a. heißt: „Auch auf der Reise nach Berlin wurde der Deputation nirgends ein Jubelruf zu Theil“, geben offenbar ein unrichtiges Bild. Der Verfasser hat sich hier, wie es scheint, durch Varnhagen irre leiten lassen.

oder keine Notiz nehmen zu wollen; andere begrüßten sie mit Zeichen freudiger Theilnahme. Die Garnison von Koblenz hielt sich völlig zurück. „In Köln", schreibt Friedrich von Raumer, „waren unzählige Menschen am Ufer versammelt, die in sehr guter Ordnung einen schmalen Gang eröffneten, durch welchen wir nach den auf uns wartenden Wagen gingen. Sonst tiefe Stille, kein Zeichen des Beifalls oder Mißfallens, einige unwitzige Bemerkungen abgerechnet. Im Hôtel Disch fand sich indeß eine glückwünschende Deputation von Bürgern und einigen Gesellschaften ein. Schon waren wir im Begriff vom Abendtisch aufzustehen und zu Bette zu gehen, als auf der Straße eine Katzenmusik begann, wie ich sie nie gehört habe. Noch jetzt begreife ich nicht, mit welchen Mitteln man so unermeßliche Mißtöne hervorbringen konnte. Es klang als wenn alle Kannibalen und wilden Bestien sich zu einem Orchester vereinigt hätten." Auch Simson erzählte, wie nervenzerreißend diese Töne gewesen seien, und schilderte, wie sich überdies noch in diesem ungelegensten Augenblick eine Dichterin, Elise von Hohenhausen, bei ihm habe melden lassen.

Eine desto freundlichere Aufnahme wartete der Deputation in Düsseldorf; auch in Elberfeld hatte man ihr einen feierlichen Empfang zugedacht und war enttäuscht, als sie ohne Aufenthalt durchfuhr. In den Städten, welche man weiter passirte, waren meist die städtischen Behörden zur Begrüßung erschienen. Patriotische Ansprachen und Antworten wurden unter Kundgebungen der Freude und Begeisterung gewechselt. Alle Erwartungen übertraf die Aufnahme in Hannover, wo ein Fackelzug die Abgeordneten zum Gasthof geleitete und ein mehr als tausendstimmiges Hoch auf Deutschland und das Gelingen des Einigungswerkes aus der Kopf an Kopf gedrängten Menge ertönte. Beinahe noch lebhafter äußerte sich die Begeisterung in Braunschweig. An dem Mahl, mit welchem hier die städtischen Behörden und

Bürger aller Klassen die Deputation im Bahnhofe bewirtheten, nahmen auch die Minister des Herzogs Theil. Die Stadtbehörden von Magdeburg waren den Abgeordneten bis Oschersleben entgegen gereist, und Simson sah bei dieser Gelegenheit zum erstenmal, seitdem er als Jüngling Bonn verlassen hatte, Marcus Niebuhr, den Sohn seines großen Lehrers, wieder, der später als hochkonservativ gesinnter Kabinetsrath eine einflußreiche Rolle in der Umgebung Friedrich Wilhelms IV. spielte und in schwerem Leiden endete. Auch in Potsdam war die Aufnahme freundlich, obwohl aus nahe liegenden Gründen gemessen. In Berlin selbst herrschte eine günstige, hoffnungsvolle Stimmung vor; der Empfang wurde hier weniger durch die kritische Betrachtungsweise der Berliner als durch den Belagerungszustand beeinträchtigt, da General von Wrangel und das Ministerium auch für diese Tage keine Milderung der bestehenden Bestimmungen und keine öffentliche Kundgebung zuließen.[1]) Magistrat und Stadtverordnete der preußischen Hauptstadt waren in jeder Weise bestrebt, der Deputation, welche ihrem Könige die höchste Stellung in Deutschland anzutragen kam, eine gastliche, würdige Aufnahme zu bereiten. Die Vicepräsidenten der beiden Kammern und der Bürgermeister von Berlin bewillkommneten die Anlangenden, als der mit schwarz-roth-goldenen Fähnchen geschmückte Zug in den Bahnhof eingelaufen war. In einer langen Reihe von Wagen, in denen mit je zwei Abgeordneten ein Mitglied des Magistrats oder der Stadtverordneten-Versammlung Platz nahm, fuhr die Deputation sodann, von dem Publikum, namentlich dem der gebildeten Klassen, sympathisch begrüßt, durch die Leipziger- und Friedrichsstraße nach den Linden. Hier wurden die Abgeordneten von der Stadt in verschiedenen Gasthöfen einquartirt — Simson mit Arndt, Dahlmann, Georg Beseler,

1) Vergl. hierüber, außer Raumers Briefen, Adolf Streckfuß, 500 Jahre Berliner Geschichte II. 1226.

Riesser und anderen im Hôtel du Nord, wo er das Schlafzimmer mit Dahlmann theilte. —

Alles in Allem läßt sich nicht verkennen, daß der endliche Abschluß des Verfassungswerks und die Kaiserwahl eine hoffnungsfreudige und begeisterte Stimmung hervorgerufen hatten. Das Wiederauftauchen des versunkenen Kaisernamens verfehlte auch damals seinen Zauber nicht. Es war eine Stimmung, welche anwachsend bereits weit in die Kreise anders Gesinnter, der bis dahin mehr partikularistisch gefärbten Konservativen wie der bisher einer monarchischen Spitze Deutschlands widerstrebenden gemäßigten Demokratie, hinübergriff. Eine Bewegung der Herzen und Geister, welche eine zielbewußte, kräftige Regierung Preußens benutzt hätte, von der getragen sie unwiderstehlich gewesen wäre. Statt dessen that die damalige preußische Politik das Ihrige, um diese Bewegung zu lähmen und zu ersticken.

Als Simson sich vor der Abreise nach Berlin bei dem Reichsverweser verabschiedete, entließ ihn dieser mit den schlicht treuherzig klingenden, jedoch seltsamen Worten: „Nun, wenn's Ihr König annimmt, dann ist es gut, und nimmt er es nicht an, dann ist es auch gut.“ Dagegen glaubte der preußische Gesandte bei der Centralgewalt, Ludolf Camphausen, ihm die ermuthigende Versicherung mit auf den Weg geben zu können, er würde immerhin das ihm und seinen Freunden wesentlich erscheinende „Preußen nimmt an“ — wenn auch ohne andere deutsche Staaten zu der Annahme der Verfassung nöthigen zu wollen — in der königlichen Antwort finden.

Diese Versicherung entsprach der Sachlage, da das preußische Ministerium in der That dem Könige eine in diesem Sinne gefaßte Antwort zu empfehlen gedachte. Georg von Vincke, damals Mitglied der preußischen zweiten Kammer, hat später[1]) öffentlich

1) In der Sitzung der Zweiten Kammer vom 9. April 1851 (Stenogr. Ber. S. 926—927).

und ohne Widerspruch zu erfahren bezeugt, daß ihm die Häupter des Kabinets, Brandenburg und Manteuffel, in jenen Tagen ihre vollständige Bereitwilligkeit erklärten, dem Könige unter gewissen Modifikationen zur Annahme der Kaiserkrone zu rathen, und der Ministerpräsident ihm sogar Einsicht in den Entwurf der Antwort gewährte.

Am 2. April verlas denn auch Graf Brandenburg in der Ersten Kammer eine Erklärung, in der es hinsichtlich des von der Kaiserdeputation überbrachten Antrags hieß:

„Die Regierung erkennt in diesem Beschluß einen wesentlichen Fortschritt auf der Bahn der Entwickelung der deutschen Verhältnisse; sie wird Alles aufbieten, damit das erstrebte, jetzt nahe gerückte Ziel bald ganz erreicht werde, aber sie hat deshalb ihren früheren Standpunkt nicht aufgegeben; sie hält also dafür, daß dieser Beschluß nur für diejenigen deutschen Regierungen gültig und verbindlich ist, welche demselben aus freier Entschließung beistimmen; die Regierung wird ihrerseits nichts unversucht lassen, ein Einverständniß darüber zu fördern."

Diese Erklärung (die ebenso auch in der Zweiten Kammer abgegeben wurde) klang durchaus nicht ungünstig und ward von der Deputation, als sie noch auf der Reise, in Potsdam von ihr Kenntniß erhielt, mit Befriedigung begrüßt. Sie schien jeden Zweifel auszuschließen, daß die Antwort des Königs in gleichem Sinne lauten würde, mithin zu verbürgen, daß der König sich dem an ihn ergehenden Rufe nicht entziehen und Preußen, wenn auch ohne den leisesten Druck auf die anderen deutschen Regierungen zu üben, nach Kräften und mit Eifer bestrebt sein würde, ihre Zustimmung oder doch die eines möglichst großen Theils herbeizuführen.

An dem nämlichen 2. April beschloß die preußische Zweite Kammer eine Adresse an den König, in der es hieß: „Es ist

das Vertrauen der Vertreter des deutschen Volks, welches Ew. Majestät zu der glorreichen Aufgabe beruft, das erste Oberhaupt des wiedererstandenen Deutschlands zu sein und mit starker Hand die Leitung der Geschicke des Vaterlandes zu übernehmen . . . Wir legen ehrfurchtsvoll die dringende Bitte an Ew. Majestät königliches Herz, sich dem Rufe der deutschen National-Versammlung nicht entziehen und die Hoffnungen und Erwartungen des deutschen Volkes erfüllen zu wollen." Diese Adresse wurde allerdings nur mit ganz geringer Mehrheit angenommen, aber ein Theil der Minderheit verwarf die von Georg v. Vincke beantragte Fassung nur deshalb, weil sie für eine den Frankfurter Beschlüssen noch weiter entgegenkommende war. Für die Adresse stimmten u. a. die Abgeordneten Graf v. Arnim-Boytzenburg, v. Bismarck-Schönhausen, v. Kleist-Retzow und die Minister, welche dem Hause angehörten, v. Manteuffel und von der Heydt. [1])

Unmittelbar nachdem die Deputation gegen Abend desselben Tages in Berlin eingetroffen war und ihre Ankunft angezeigt hatte, erhielt Simson eine Einladung des Grafen Brandenburg, zu ihm zu kommen. Da er sich unwohl fühlte — außerdem vielleicht auch, weil er seiner Stellung als Präsident der Reichsversammlung etwas zu vergeben fürchtete, wenn er sich von dem preußischen Ministerpräsidenten zu demselben bescheiden ließe [2]) — ordnete man statt seiner zwei andere Mitglieder der Deputation, die Abgeordneten Beseler und Riesser, ab. Auch gegen diese sprach sich Graf Brandenburg in ähnlichem Sinne aus. Er gab zu, daß die Deputation die Kaiserkrone einfach auf Grund der Reichsverfassung anzubieten habe, bemerkte jedoch, daß andererseits der König Gewissensbedenken hege, sie auf den ein-

1) Stenogr. Ber. S. 355—356.

2) F. v. Raumer (a. a. O. II. 388) schreibt allerdings hierüber: „Will man über Lappalien der Etikette und des Ceremoniells streiten, so konnte man fragen, ob diese Form die angemessenste war. Niemand legte indeß ein Gewicht auf diese Dinge."

seitigen Beschluß der Nationalversammlung anzunehmen. Schließlich erklärte er, daß der König annehmen werde, in Erwartung der Zustimmung der übrigen deutschen Regierungen. Dagegen übernahmen Riesser und Beseler die Verpflichtung, daß die Deputation, die sich dann auch einstimmig in diesem Sinne entschied, die Annahme in dieser Form als ihrem Mandat entsprechend ansehen würde. So berichtet Georg Beseler selbst,[1]) mit dem Zusatze, daß er die Sache damit für gewonnen hielt, und nichts berechtigt zu der Ansicht, daß er und Riesser die Erklärungen des Grafen mißverstanden hätten.[2]) Nur wird der preußische Ministerpräsident geglaubt haben, ihnen zwei wesentliche Punkte verschweigen zu müssen, welche an demselben Tage in einem Ministerrath unter dem Vorsitz des Königs festgestellt worden waren: nämlich daß der König die Annahme des Kaisertitels unter allen Umständen für unangemessen und die Bildung eines Bundesstaats im Sinne der Reichsverfassung nur für ausführbar hielt, wenn sich ihm nicht nur die Kleinstaaten, sondern auch die deutschen Königreiche anschlössen. Daß Graf Brandenburg hiervon nichts mittheilte, ist um so zweifelloser, als auch die ministerielle Erklärung in den Kammern und die Antwort des Königs an die Deputation beide Punkte übergehen.

Graf Brandenburg äußerte zugleich den Wunsch, im voraus von dem Wortlaut der Ansprache Kenntniß zu erhalten, welche der Präsident der Nationalversammlung im Namen der Deputation an den König zu richten gedenke. Diesem Verlangen wurde sofort durch Uebersendung der Ansprache genügt. Dagegen blieb die von Beseler und Riesser ausgesprochene, später auch schriftlich wiederholte Bitte, der Deputation auch den Wort-

---

1) Erlebtes und Erstrebtes S. 89.

2) Wie v. Sybel I. 307 N. 1 annimmt.

laut der königlichen Antwort vorher mitzutheilen, unberücksichtigt.[1]) Dies scheint bei einem Theile der Deputation, besonders auch bei Simson Beunruhigung und die Besorgniß[2]) hervorgerufen zu haben, dennoch durch eine unwillkommene Antwort überrascht zu werden. Nachdem er am späten Abend die Mittheilung des Ministerpräsidenten erhalten hatte, daß der König die Deputation schon am nächsten Tage Mittags empfangen wolle, bat er daher den Grafen Brandenburg noch schriftlich um eine private Unterredung, aber auch dies ohne Erfolg.

In der That stand der Sinn des Königs und seiner Camarilla mit den öffentlichen Erklärungen seiner Regierung in starkem Contrast.

Der österreichische Ministerpräsident Fürst Felix Schwarzenberg hatte den bisherigen Gesandten Oesterreichs in Athen, Herrn v. Prokesch,[3]) mit der speziellen Mission an den preußischen Hof geschickt, die Annahme der Kaiserkrone durch den König zu hintertreiben. In einer Unterredung, welche der König mit

1) „Es sei," schreibt Raumer (S. 389), „weil man sie unschicklich fand, oder spätere Aenderungen des ersten Entwurfes eine solche Mittheilung unmöglich machten. Gewiß würde sie nützlich gewirkt und auch wohl zur Abänderung einzelner Ausdrücke geführt haben."

2) Wie auch Andere diese bangen Zweifel in gespannter Erwartung theilten, vergegenwärtigt ein am 3. April geschriebenes Billet des Generals v. Schäffer (vergl. o. S. 161) an Simson:

„Entschuldigen Sie es — hochgeehrtester Herr Präsident — mit der Wichtigkeit des Momentes und meiner großen Besorgniß, wenn ich Sie bitte, mir mit einem Wort den Erfolg Ihrer Audienz anzudeuten oder mir sagen zu lassen, ob ich Sie auf wenige Minuten bei Sich sehen kann?

Mit der vollsten Hochachtung und Ergebenheit beharrend

Ihr gehorsamster

Dienstag Mittag. v. Schäffer=Bernstein."

3) Näheres über seine damaligen Verhandlungen mit Friedrich Wilhelm IV. und den preußischen Ministern ergiebt das von seinem Sohne veröffentlichte Buch: Aus den Briefen des Grafen Prokesch von Osten (1849—1855). Wien. 1896. Vergl. namentlich S. 19, Anm. 1. Unrichtig A. D. Biogr. XXVI. 642.

diesem Gesandten am 29. März gehabt hatte, gab er seinen festen Entschluß kund, das Anerbieten des deutschen Parlaments weit wegzuweisen. Die Annahme der Krone aus solcher Hand, sagte er, würde eine Abscheulichkeit sein und dem Kaiser von Oesterreich gerechten Grund geben, ihn zu bekriegen. Die Antwort des Gesandten: „Majestät irren. Ein Entschluß, der Preußen in den Dienst der Revolution stellte, würde den Kaiser tief schmerzen; doch nicht den Gedanken an Krieg würde er in ihm wecken, sondern den Entschluß, dem König von Preußen, sobald ihn die Revolution an den Rand des Untergangs geführt haben würde, hilfreich die Hand zur Rettung darzubieten" war auf die Anschauungen und Empfindungen des Monarchen wohl berechnet und bewegte ihn tief. Mehrmals wiederholte er im Laufe des Gesprächs, wenn ihm kein anderer Weg übrig bliebe seine Ehre zu retten, sei er entschlossen abzudanken.

Seltsam, daß Oesterreich, welches nach dem bisherigen Lauf der Dinge in dem Wettstreit um die Vorherrschaft in Deutschland den kürzeren gezogen hatte und sich noch in den schwersten Bedrängnissen befand, aus denen es erst später durch die Hand des russischen Czaren befreit wurde, sich mit Erfolg als die Retterin seines stärkeren und glücklicheren Nebenbuhlers aufspielen konnte. Es muß dahingestellt bleiben, wie Oesterreich gehandelt haben würde, wenn von der Reichsversammlung die deutsche Kaiserkrone ihm angetragen worden wäre, obschon die Vermuthung gestattet sein wird, daß es sie nicht ausgeschlagen hätte. Sollte doch nach dem Programm der österreichischen Abgeordneten im Frankfurter Parlament Franz Joseph Kaiser von Deutschland werden.[1]) Hielt Oesterreich doch den von derselben Versammlung erwählten Reichsverweser so lange wie möglich — weil er ein österreichischer Prinz war und mehr und mehr zu einem bloßen

1) Vergl. o. S. 139, Anm. 1.

Werkzeuge der österreichischen Intriguen herabsank. Jedenfalls hat Oesterreich keine Gelegenheit gehabt, Preußen die hochherzige Freundschaft und Großmuth thatsächlich zu erweisen, die es ihm für den Fall der Annahme der Kaiserkrone und ihrer vorausgesetzten verhängnißvollen Folgen verhieß. Wohl aber hatte es Anlaß, Preußen seinen Dank für die Zurückweisung dieser Krone abzustatten, und man weiß, wie es ihn in Bregenz, Olmütz, Villafranca, auf dem Frankfurter Fürstentage und bei anderen Gelegenheiten abgestattet hat.

Am Dienstag den 3. April 1849 um 12 Uhr Mittags erfolgte der Empfang der Deputation durch den König im Rittersaal des Schlosses zu Berlin, in feierlichen Formen, welche der Würde ihrer Vollmachtgeberin und der Bedeutung ihres Auftrags entsprachen. Die von der Deputation einstimmig genehmigte, sich an die Beschlüsse des Parlaments anlehnende Anrede Simsons an den König lautete:

„Die verfassunggebende deutsche Reichsversammlung, im Frühling des vergangenen Jahres durch den übereinstimmenden Willen der Fürsten und Volksstämme Deutschlands berufen, das Werk der deutschen Verfassung zu Stande zu bringen, hat am Mittwoch den 28. März des Jahres 1849 nach Verkündigung der in zweimaliger Lesung beschlossenen deutschen Reichsverfassung die in derselben begründete erbliche Kaiserwürde auf Seine königliche Majestät von Preußen übertragen. Sie hat dabei das feste Vertrauen ausgesprochen, daß die Fürsten und Volksstämme Deutschlands großherzig und patriotisch in Uebereinstimmung mit der Nationalversammlung die Verwirklichung dieser von ihr gefaßten Beschlüsse mit aller Kraft fördern werden. Sie hat endlich den Beschluß gefaßt, den erwählten Kaiser durch eine Deputation aus ihrer Mitte ehrfurchtsvoll einzuladen, die auf Ihn gefallene Wahl auf Grundlage der Verfassung annehmen zu wollen. In der

Vollziehung dieses Auftrages stehen vor Euerer königlichen Majestät der Präsident der Reichsversammlung und zwei und dreißig ihrer Mitglieder in der ehrfurchtsvollen Zuversicht, daß Euere Majestät geruhen werden, die begeisterten Erwartungen des Vaterlandes, welches Euer Majestät als den Schirm und Schutz seiner Einheit, Freiheit und Macht zum Oberhaupt des Reiches erkoren hat, durch einen gesegneten Entschluß zu glücklicher Erfüllung zu führen."

Hierauf ertheilte der König die bekannte Antwort:

„Meine Herren! Die Botschaft, als deren Träger Sie zu Mir gekommen sind, hat Mich tief ergriffen, sie hat Meinen Blick auf den König der Könige gelenkt und auf die heiligen und unantastbaren Pflichten, welche Mir als dem Könige Meines Volkes und als einem der mächtigsten deutschen Fürsten obliegen. Solch ein Blick, meine Herren, macht das Auge klar und das Herz gewiß.

In dem Beschluß der deutschen Nationalversammlung, welchen Sie, meine Herren, Mir überbringen, erkenne Ich die Stimme der Vertreter des deutschen Volkes. Dieser Ruf giebt Mir ein Anrecht, dessen Werth Ich zu schätzen weiß; er fordert, wenn Ich ihm folge, unermeßliche Opfer von mir; er legt Mir die schwersten Pflichten auf.

Die deutsche Nationalversammlung hat auf Mich vor Allem gezählt, wo es gilt, Deutschlands Einheit und Kraft zu gründen. Ich ehre ihr Vertrauen, sprechen Sie ihr Meinen Dank dafür aus. Ich bin bereit, durch die That zu beweisen, daß die Männer sich nicht geirrt haben, welche ihre Zuversicht auf Meine Hingebung, auf Meine Treue, auf Meine Liebe zum gemeinsamen deutschen Vaterlande stützen.

Aber, meine Herren, Ich würde Ihr Vertrauen nicht rechtfertigen, Ich würde dem Sinne des deutschen Volks nicht entsprechen, Ich würde Deutschlands Einheit nicht aufrichten,

wollte Ich mit Verletzung heiliger Rechte und Meiner früheren ausdrücklichen und feierlichen Versicherung, ohne das freie Einverständniß der gekrönten Häupter, der Fürsten und der freien Städte Deutschlands eine Entschließung fassen, welche für sie und die von ihnen regierten deutschen Stämme die entschiedensten Folgen haben muß.

An den Regierungen der einzelnen deutschen Staaten wird es daher jetzt sein, in gemeinsamer Berathung zu prüfen, ob die Verfassung dem Einzelnen, wie dem Ganzen, frommt, ob die Mir zugedachten Rechte Mich in den Stand setzen würden, mit starker Hand, wie ein solcher Beruf es von Mir fordert, die Geschicke des großen deutschen Vaterlandes zu leiten und die Hoffnungen seiner Völker zu erfüllen.

Dessen aber möge Deutschland gewiß sein und das, meine Herren, verkündigen Sie in allen seinen Gauen: bedarf es des preußischen Schildes und Schwertes gegen äußere und innere Feinde, so werde Ich auch ohne Ruf nicht fehlen; Ich werde dann getrost den Weg Meines Hauses und Meines Volkes gehen, den Weg der deutschen Ehre und Treue."

Diese Erwiderung, welche den gewohnten Gedankenflug des hochbegabten königlichen Redners zwar nicht vermissen läßt, schlug die Hoffnungen der Deputation zu Boden. Nicht bedeutungslos ist schon der Umstand, daß die „verfassunggebende deutsche Reichsversammlung", wie sie damals offiziell hieß, in dieser Antwort schlechthin nur die „deutsche Nationalversammlung" genannt wird, obwohl die erstere Bezeichnung früher in Preußen acceptirt war.[1]) Jetzt wurde sie nicht nur vermieden, sondern ausdrücklich erklärt, daß die von dem Parlament beschlossene und verkündigte Reichsverfassung erst noch von den Regierungen in gemeinsamer Berathung geprüft werden müsse.

1) Dies kann man aus dem Preußischen Staatsanzeiger ersehen.

Es war der entscheidende Punkt. Diese Klausel hatte sich weder in den bisherigen öffentlichen und vertraulichen Erklärungen des Grafen Brandenburg noch in dem von dem Ministerium aufgesetzten Entwurf der königlichen Antwort[1]) befunden, sondern war erst nachträglich auf den Rath des Grafen Albrecht von Alvensleben aufgestellt worden.[2]) Sie enthielt die unwillkommenste Ueberraschung. Sie bezeichnete nicht nur in der schärfsten Weise, wie weit der preußische Monarch entfernt war, der von dem Parlament publizirten Reichsverfassung Rechtsgültigkeit zuzugestehen, sondern stellte das unter unsäglichen Schwierigkeiten und Mühen zustande gekommene Werk gänzlich in Frage und schien geeignet, das Fahrzeug im Hafen scheitern zu lassen. Dazu der Schluß der Rede, welcher in Form einer Verheißung halb wie eine Drohung klang; der Ton, in dem der König die ganze Erklärung vortrug und der noch deutlicher sprach als ihr Inhalt.

Der Stil der Antwort zeigt schon allein,[3]) daß sie eine persönliche Conception Friedrich Wilhelms IV., nicht, nach konstitutionellen Grundsätzen dem Monarchen von dem verantwortlichen Ministerium unterbreitet war. Schon deshalb, weil keiner

---

1) Dies bezeugt Vincke in seiner bereits angeführten Rede vom 9. April 1851 ausdrücklich („aber das halte ich mich für befugt zu wiederholen, daß ein Wort, was in der nachmaligen Antwort Sr. Majestät des Königs enthalten war, ganz bestimmt in diesem Dokumente fehlte, nämlich das, daß man es erst von der Ueberlegung mit anderen Regierungen abhängig machen wolle, ob Sr. Majestät die Verfassung, die in Frankfurt zu Stande gekommen sei, auch die nöthige Kraft gäbe, das ihm angetragene hohe Amt zu übernehmen. Dieser Passus stand nicht darin . . .")

2) S. Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopold von Gerlachs I. 310–311, durch die Vinckes Zeugniß bestätigt und die von Sybel (I. 307, N. 1) geäußerte Ansicht, wie schon Biedermann (Das erste deutsche Parlament Zu dessen fünfzigjährigem Jubiläum. Sonderabdruck aus „Nord und Süd") nachgewiesen hat, widerlegt wird.

3) Auch dies wird durch Gerlach bestätigt.

der Minister im Stande gewesen wäre, ein solches rednerisches Kunstwerk zu schaffen.

Nach der Audienz war die Deputation zur königlichen Tafel nach Charlottenburg geladen. Simson erhielt bei diesem Mittagsmahl seinen Platz dem Könige gegenüber, zwischen Alexander von Humboldt und dem Grafen Heinrich Friedrich v. Arnim-Heinrichsdorf, dem damaligen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, welcher vorher und später Gesandter in Wien war. Ueber Tisch richtete der König an ihn allerlei freundliche, aber gleichgültige Fragen. Unter anderem fragte der König, woher es komme, daß man ihm den ostpreußischen Dialekt nicht anhöre, worauf er erwiderte, das möge wohl daher rühren, daß der Direktor des von ihm besuchten Gymnasiums, Gotthold, streng auf ordentliche Aussprache gehalten habe. Der König erwähnte auch seine Fahrt nach Freienwalde am vorhergehenden Tage, aber nur in Bezug auf sein dortiges Wiedersehen mit seiner Nichte, der Prinzeß Luise, Tochter des Prinzen Carl. Empfindungen der Trauer, Kränkung, Verlegenheit beherrschten die Stimmung. „In Erinnerung an den Jubel, die Begeisterung, die Reden, die Herzensergießungen, die glänzenden Hoffnungen, die Freudenthränen u. s. w., welche unsere Reisetage belebten und verherrlichten" — schreibt Friedrich von Raumer[1]) — „erschien freilich das Hoffest in Charlottenburg peinlich und drückend, steif und kalt. — — Welch ein Tag! und doch kein Sonnenstäubchen von Begeisterung, Vertrauen, Liebe, Glauben, Hoffnung!"

Die Mitglieder der Deputation haben damals vielfach und zum Theil öffentlich berichtet, wie andere, tröstliche und erhebende Eindrücke sie am Abend desselben Tages bei dem Prinzen von Preußen und seiner Gemahlin empfingen, welche die lebhafteste Theilnahme an ihrer Sendung kundgaben. Raumer

1) a. a. O. S. 391.

begnügt sich deshalb, auf diese Berichte zu verweisen. Simson erzählte hiervon aus der Erinnerung, in der die bezeichnendsten Aeußerungen ihm auch noch im hohen Alter gegenwärtig geblieben sein werden:[1])

„Ein Gegenbild gegen den furchtbaren Verlauf des Tages schien sich uns für den Abend vorzubereiten, zu welchem der Prinz und die Prinzessin von Preußen uns hatten einladen lassen. Man versammelte sich in der Behrenstraße, in dem Raume, in welchem die Prinzessin später zur Zeit der Regentschaft und als Königin und Kaiserin den Geburtstag ihres Gemahls zu feiern pflegte.

„Die Gesellschaft wurde zunächst den anwesenden fürstlichen Personen vorgestellt, wobei die Prinzessin Carl sich mit Dahlmann in eine sehr lebhafte Meinungsverschiedenheit über die am Vormittag gehaltene Rede des Königs verwickelte. Darauf nahm man an kleinen Tafeln zu wenigen Personen Platz. Mich führte meine Stellung an den Tisch, an dem die Prinzessin von Preußen den Thee einschenkte. Außer ihr ist mir von den Personen, welche an demselben Tische saßen, nur Frau v. Manteuffel, die Gemahlin des Ministers, im Gedächtniß geblieben. Das Gespräch kam auch hier alsbald auf die Antwort des Königs. Die Prinzessin äußerte gegen mich: „Ich bin keine Verehrerin der Conceptionen des Königs, und die heutige hat mir der Prinz erst während meiner Toilette hereingereicht. Indessen habe ich das, was Ihre Mißstimmung erregt hat, in der Rede nicht finden können." Ich erwiderte: „Das mag daran liegen, daß Euere Königliche Hoheit die Worte Seiner Majestät gelesen haben; ich habe die Accente gehört, mit denen der König seine

1) Eine ähnliche Erzählung, die wenigstens indirekt aus einer Mittheilung Simsons geschöpft sein muß, findet sich in einem W. L. unterzeichneten Artikel über ihn in der Berliner Vossischen Zeitung vom 14. April 1888 (Nr. 178).

Rede las, und da schien mir ihre Bedeutung klar dahin zu gehen: das ist die verdiente Abfertigung der Demokratie, die sich herausnimmt Kronen anzubieten." [1]) Die Prinzessin fand sich hierdurch zu entschiedenem Widerspruch aufgefordert und gab demselben vielleicht lauteren Ausdruck, als in diesen Kreisen üblich sein mochte. Der Prinz, der an einem in der Nähe befindlichen Tische, u. a. mit Beseler und Dahlmann saß, verließ, durch die lauten Worte der Prinzessin aufmerksam gemacht, seinen Platz, um an unseren Tisch heranzutreten. „Hier ist ja Streit," sagte er, „worüber streitet man denn?" — Auf die Weisung der Prinzessin, wiederholte ich dem Prinzen, was ich ihr eben gesagt, worauf er erwiderte: „Das ist nicht unrichtig." Er ließ es unbestimmt, ob er meine, der König habe einen Sinn wie den angedeuteten in seine Rede legen wollen, oder die Auffassung des Königs sei an sich nicht unbegründet. Ich glaubte die Worte des Prinzen in dem letzteren Sinne auffassen zu müssen und entgegnete: „Es sitzt ein Mann unter uns in der Paulskirche, mit dem wir nicht übereinstimmen, der aber doch eine

1) Aehnlich äußert sich G. Rümelin, welcher gleichfalls Mitglied der Deputation war, in seinen Berichten aus der Paulskirche, herausgegeben von H. R. Schäfer. S. 205—206: „Der König will die Krone nicht aus der Hand einer Versammlung, die einer Revolution ihren Ursprung verdankt, deren Ansprüche nur auf einem Akte der Revolution beruhen; er will sie von den gekrönten Häuptern, nicht von der Nation empfangen. Was er selbst noch von seiner Persönlichkeit zu den offiziellen Worten hinzufügte, durch den Ton, mit dem er das Aktenstück las, durch die Aeußerungen gegen einzelne Abgeordnete zeigte er seinerseits die Absicht, es uns fühlen zu lassen, daß es eine Anmaßung sei, wenn eine Versammlung von Volksabgeordneten eine Krone schaffen und geben wolle." Mit dieser Auffassung stimmt des Königs eigene Interpretation seiner Antwort in dem bekannten Briefe an Bunsen (L. v. Ranke, Werke XLIX. L 520) nur zu wohl überein. Die weiteren Erörterungen Rümelins bieten auch die beste Widerlegung der abweichenden Ansicht von Sybel (a. a. O. S. 308—309). Leopold v. Gerlach vermerkt in den Denkwürdigkeiten aus seinem Leben unter dem 10. April 1849 (I. 313): „Simson hat in einer soirée bei der Prinzeß von Preußen geäußert, durch diese Erklärung habe der König die Frankfurter Versammlung nullificirt, was eine ganz richtige Bemerkung ist."

Zierde Deutschlands ist, Ludwig Uhland, und der hat vor wenigen Tagen gesagt: es wird Niemand über Deutschland herrschen, der nicht mit einem Tropfen demokratischen Oels gesalbt worden." „Ja," sagte der Prinz, „das glaube ich auch, mit einem Tropfen, hier aber haben wir davon eine ganze Flasche."

„Im Laufe des Abends zog der Prinz mich hinter eine Gardine und knüpfte an das vorige Gespräch an: „Lassen wir den Streitpunkt auf sich beruhen", sagte er, „Sie behaupten, der König habe abgelehnt, ich, er habe angenommen. Gesetzt, Sie hätten Recht, was folgt nun? Die Revolution?" Ich antwortete: „Das würde ich nicht sagen, selbst, wenn ich es glaubte, mir würde darin eine Drohung gegen einen Hohenzollern zu liegen scheinen. Es ist möglich, daß die Nation sich die Täuschung aller ihrer Hoffnungen gefallen läßt, dann aber folgt die Verwesung." „Nein," sagte der Prinz, dem Gespräch ein Ende machend, „dazu sind wir nicht bestimmt, dann folgt die Republik!"

Mit gutem Grunde hatte der Prinz als Folge der Ablehnung die Revolution befürchtet, die sich bald, theils für die Reichsverfassung, theils unter dem Aushängeschilde derselben, blutiger als 1848 erhob. —

Die Antwort des Königs war von der Deputation sofort zum Gegenstande einer Berathung gemacht worden, die gegen Abend, nach dem Mittagsmahl in Charlottenburg, und am folgenden Morgen fortgesetzt wurde.

Die Deputation war darüber nicht im Zweifel, daß eine Kritik der ihr ertheilten königlichen Antwort ebenso außerhalb ihrer Befugnisse liege wie eine weitere Verhandlung über ihren Inhalt. Dagegen schien ihr, daß diese Antwort auf das von ihr überbrachte Anerbieten überhaupt nicht passe — und einer unrichtigen Auffassung ihrer Botschaft zu begegnen, glaubte sie sich berechtigt, ja, um ihren Auftrag zu erfüllen, verpflichtet.

Sie hatte den König zur Annahme der Kaiserwürde eingeladen auf Grund der vom Parlamente beschlossenen und verkündigten Verfassung. Der König erkannte in dem Beschlusse der National- versammlung zwar die Stimme der Vertreter des Volkes und ein Anrecht, dessen Werth er zu schätzen wisse. Er ließ seine Bereitwilligkeit durchblicken, sich an die Spitze des neuen Deutsch- lands zu stellen, aber er machte seinen Entschluß nicht nur von dem freiwilligen Einverständniß der Fürsten und freien Städte abhängig, — sondern erklärte auch, daß die Verfassung nun erst von den Regierungen in gemeinsamer Berathung zu prüfen sein werde. Dabei schien die einschneidende Bedeutung dieser letzteren Klausel in vielen Kreisen nicht richtig gewürdigt zu werden. Selbst in dem Kreise des Prinzen von Preußen war man der Auffassung begegnet, daß die Erwiderung des Königs eine be- dingte Annahme enthalte. Diese Auffassung erheischte nament- lich nach Simsons Ansicht eine sofortige Berichtigung, und er drang, obwohl einige Mitglieder der Deputation, Dahlmann, Riesser, Biedermann, anfangs anderer Meinung waren, damit durch. Einstimmig wurde eine von ihm redigirte Erklärung genehmigt, welche ausführte, daß die beschlossene Verfassung die alleinige Grundlage für das Angebot gewesen sei, die Erwiderung des Königs, welche diese Verfassung zu einem Entwurf herab- setze, mithin einer Ablehnung des Anerbietens gleichkomme. Der Wortlaut dieser am 4. April 1849 an das preußische Staats- ministerium gerichteten Zuschrift war folgender:

„Einem königlichen Staatsministerium beehren wir uns, die nachstehende Erklärung ganz ergebenst mitzutheilen.

„Die verfassunggebende deutsche Reichsversammlung hatte die unterzeichnete Deputation beauftragt, Se. Majestät den König zu der Annahme der in der deutschen Reichsverfassung begründeten, auf Se. Majestät übertragenen erblichen Kaiserwürde ehrfurchts- voll einzuladen.

„Se. Majestät der König hat nach den in der Audienz vom gestrigen Tage der Deputation gemachten Eröffnungen dieser ehrfurchtsvollen Einladung keine Folge geben zu dürfen geglaubt und Sich bewogen gefunden, diese Seine Entschließung durch die inzwischen auch zur öffentlichen Kenntniß gebrachten Gründe näher zu motiviren.

„Die deutsche Reichsversammlung hatte — am 28sten vorigen Monats — zu der Vollziehung eines Theiles der Verfassung, der Wahl des Reichsoberhauptes, nicht anders als nach Verkündigung der ganzen von ihr beschlossenen Reichsverfassung schreiten können; die Uebertragung der erst in der Verfassung begründeten erblichen Kaiserwürde auf einen der regierenden deutschen Fürsten setzte das zu Recht Bestehen der Verfassung an sich voraus.

„Die Erklärung Sr. Majestät des Königs sieht dagegen die gedachte Verfassung in keiner Weise als ein bereits geschlossenes, auch nur für einen größeren oder kleineren Theil von Deutschland bereits verbindliches Ganzes an; sie bezeichnet nicht einmal, gleich der am 2. April von dem Herrn Ministerpräsidenten den hiesigen Kammern gemachten Eröffnung, die Verfassung als für die deutschen Staaten giltig und verbindlich, deren Regierungen derselben von freien Stücken zustimmen möchten. Sie erkennt den einzelnen Regierungen nicht bloß, wie jene Eröffnung, das Recht zu, die Verfassung als ein Ganzes anzunehmen — und dadurch dem neuen Bundesstaat beizutreten, oder abzulehnen — und sich dadurch von dem Bundesstaate auszuschließen. —

„Indem die Erklärung Sr. Majestät sich über diesen Punkt vielmehr folgendergestalt ausspricht:

„An den Regierungen der einzelnen deutschen Staaten wird es jetzt sein, in gemeinsamer Berathung zu prüfen, ob die Verfassung dem Einzelnen, wie dem Ganzen, frommt,

ob die Mir zugedachten Rechte Mich in den Stand setzen würden, mit starker Hand, wie ein solcher Beruf es von Mir fordert, die Geschicke des großen deutschen Vaterlandes zu leiten und die Hoffnungen seiner Völker zu erfüllen,"

macht sie aus der von der deutschen Reichsversammlung verkündigten Verfassung einen, der gemeinsamen Berathung der deutschen Regierungen, also auch deren Beschlußfassung — durch Majoritäten oder Unanimität zu unterstellenden Entwurf.

„Es ist nicht die Aufgabe der Deputation, die Richtigkeit der von dieser Auffassung so durchaus verschiedenen der Reichsversammlung in allen ihren Fractionen aus staatsrechtlichen oder anderen Gründen zu vertreten. Aber dem Mißverständniß, welches ihr in Betracht der königlichen Erklärung in überraschender Weise mehrfach entgegengetreten ist, als ob mit der in derselben enthaltenen Anschauung des in Frankfurt beschlossenen Verfassungswerks eine Annahme oder auch nur eine Nichtablehnung der Seitens der Reichsversammlung an Se. Majestät gerichteten Einladung irgendwie zu vereinigen wäre — diesem Mißverständniß hat sie sich doch, zur Vermeidung fernerer Irrungen, ohne Aufschub und vor ihrer Rückkehr nach Frankfurt entgegenzutreten für verpflichtet gehalten.

„Die Einladung, auf Grundlage der Reichsverfassung die auf Ihn gefallene Wahl anzunehmen, mußte in dem Augenblicke als von dem Könige abgelehnt angesehen werden, in welchem Se. Majestät Ihre Willensmeinung dahin zu erkennen gaben, daß die von der verfassunggebenden Reichsversammlung in zweimaliger Lesung beschlossene Verfassung überall noch keine rechtliche Existenz und Verbindlichkeit habe, einer solchen vielmehr erst durch gemeinsame Beschlußnahme der deutschen Regierungen theilhaftig werden könne.

„Unter dieser Voraussetzung könnte die Verfassung zwar wohl die Grundlage fernerer Berathungen der Regierungen,

aber unmöglich die der gesetzlichen Gewalt eines Reichsoberhauptes abzugeben im Stande sein."

Völlig sicher ist, daß der König das Anerbieten der Nationalversammlung gänzlich verwarf. Das weiß man heute aus jenen Aeußerungen zu Prokesch wie aus seinen seither veröffentlichten Briefen. So ungünstig seine Antwort klang, er hatte ihr immerhin noch „ein Hofkleid angezogen". Der Sinn seines Bescheides an die „geradezu inqualifiable Deputation der Paulskirche" war, nach seiner eigenen, authentischen Interpretation in dem am Osterfest geschriebenen Briefe an Bunsen: „Ich kann Euch weder ja noch nein antworten. Man nimmt nur an und schlägt nur aus eine Sache, die geboten werden kann — und Ihr da habt gar nichts zu bieten: das mach' ich mit meines Gleichen ab; jedoch zum Abschied die Wahrheit: Gegen Demokraten helfen nur Soldaten. Adieu!"

Hienach war die Deputation im Rechte, wenn sie der Antwort des Königs die ungünstigste Auslegung gab. Die entscheidende Stelle über die vorerst erforderliche Prüfung der Verfassung durch die Regierungen könnte zwar ihrem Wortlaut nach allenfalls so verstanden werden, als ob es sich dabei um Annahme oder Ablehnung der Verfassung im Ganzen handeln sollte. In der That war damit jedoch eine Revision der Verfassung auf dem Wege der Vereinbarung gemeint.[1]) Auch so blieb theoretisch noch die Möglichkeit übrig, daß die Regierungen die Verfassung im Wesentlichen annahmen. Aber nur theoretisch; denn, wenn sich auch die Zustimmung der kleineren Staaten erwarten ließ, wie sie denn thatsächlich erfolgte, so doch keineswegs die der vier minder mächtigen Königreiche und Oesterreichs.

Unter diesen Umständen suchte die Erklärung der Deputation nicht nur einem Mißverständniß zu begegnen, welches nach ihrer

1) Dies ergiebt sich aus den Denkwürdigkeiten Leopold v. Gerlachs und namentlich aus der preußischen Cirkularnote vom 3. April.

Auffassung das Verhältniß zwischen dem Angebot und der Grundlage desselben umkehrte, sondern auch die Würde und das Werk der Nationalversammlung zu retten. Man hoffte, wie es scheint,[1] die preußische Regierung und den König von der logischen Unvereinbarkeit seiner Antwort mit dem an ihn ergangenen Rufe zu überzeugen und den Bruch zwischen der Frankfurter Versammlung und ihm hintanzuhalten — obwohl man in tiefem Zerwürfniß von den preußischen Staatsmännern schied.

Was den Rechtspunkt betrifft, so hatten im Laufe der Ereignisse die Regierungen, mit Ausnahme Oesterreichs, den Anspruch des Parlaments, die Verfassung allein zu begründen, wenn auch keineswegs ausdrücklich, doch thatsächlich anerkannt.[2] Sie selbst hatten sich über einen der Versammlung vorzulegenden Entwurf nicht zu einigen vermocht. Selbst Graf Brandenburg hatte sich früher der Ueberzeugung nicht verschlossen, daß es für das Parlament unmöglich geworden sei, sich prinzipiell auf den Boden der Vereinbarung zu stellen.[3] Der Bundestag hatte seine Befugnisse der provisorischen Centralgewalt übertragen, von dem Verfassungswerke war aber auch diese ausgeschlossen und dasselbe dem Parlament überlassen, während die thatsächliche Verständigung mit den Regierungen von Gagern nicht abgewiesen, sondern angestrebt worden war.

Indessen ist Simson wegen jener Erklärung mit schriftlichen und gedruckten Schmähungen überhäuft worden. Man behauptete, daß er sich nebst seinen Kollegen im vollständigsten Irrthum be-

---

1) Vergl. Haym, Die deutsche Nationalversammlung III. 24—25. 32. F. v. Raumer, Briefe aus Frankfurt und Paris II. 394—395.

2) Vergl. hierüber K. Binding, Der Versuch der Reichsgründung durch die Paulskirche (Leipzig 1892) S. 12—19. Daß eine Verständigung mit den einzelnen Regierungen rechtlich nicht mehr erforderlich war, nimmt auch R. Schröder, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte. 3. Aufl. S. 870 an

3) Vergl. o. S. 158.

funden und der König die Kaiserkrone angenommen habe. Von einer, wie es scheint, dem preußischen Ministerium nahe stehenden Seite wurde ihm eine in diesem Sinne gehaltene Broschüre in hunderten von Exemplaren nach Frankfurt nachgeschleudert. [1])

Die Erklärung der Deputation vom 4. April an das preußische Staatsministerium kreuzte sich mit einer preußischen Cirkularnote, welche noch am 3. an Preußens Vertreter bei der Centralgewalt und den deutschen Regierungen abging. Sie theilte ihnen die Antwort des Königs an die Deputation mit

1) So erzählt er selbst in einer Rede in der preußischen Zweiten Kammer am 9. April 1851. — Vergl. auch den Brief von Sedlnitzky an Ratzmer vom 12. April 1849 (v. Ratzmer, Unter den Hohenzollern IV. 58—59). — Dagegen schreibt Leopold von Ranke in seinem Artikel über Friedrich Wilhelm IV. in der Allgemeinen deutschen Biographie VII. 771 f.: „Nach mancherlei Erwägungen gelangte es [das Frankfurter Parlament] zu dem Beschluß, den König von Preußen zum deutschen Kaiser zu proclamiren. Für Friedrich Wilhelm IV. lag darin an sich eine große Versuchung; denn auf Macht in Deutschland war sein natürlicher Ehrgeiz gerichtet. Dem widerstrebte aber die lebendige Erinnerung an die Formen des alten Kaiserthums und die Betrachtung, daß die Versammlung das Recht, den Kaiser zu wählen, usurpire. Durch die Annahme der für das Reich entworfenen Verfassung, die man ihm zugleich anmuthete, fürchtete er, in die Bahnen der Revolution unwiderstehlich fortgerissen zu werden. Aus diesen beiden Gründen lehnte er die ihm angetragene Krone, nicht wie man gesagt hat, häsitirend, sondern mit festem, freiem Entschluß ab." Ebenso erklärte der Ministerpräsident v. Manteuffel in der Sitzung der Zweiten Kammer am 9. April 1851: „Da kam jene Deputation aus Frankfurt a. M. hierher, welche die Ueberbringerin der Kaiserkrone war. Wir haben nicht verkannt, daß sich daran viele edle Sympathien des Volkes und nach menschlicher Ansicht große Hoffnungen knüpften; nichtsdestoweniger haben wir Sr. Majestät dem Könige gerathen, die dargebotene Krone nicht anzunehmen, weil wir uns sagen mußten, daß sie nicht auf jenem obersten Prinzipe [der Monarchie von Gottes Gnaden] beruhte, und daß sie von unberechtigten Händen angeboten wurde." — Ranke spricht hier als Vertrauter Friedrich Wilhelms IV. Manteuffels Erklärung giebt ebenfalls mehr den Sinn des Königs als die Rathschläge seines Ministeriums wieder. Der Minister selbst hatte ja für die Adresse gestimmt, welche den König bat, die Krone anzunehmen (vergl. o. S. 178).

und versah sie mit einer kurzen Erläuterung. Der König habe darin die Bedeutung der in Frankfurt getroffenen Wahl anerkannt und seine Bereitwilligkeit, an die Spitze Deutschlands zu treten erklärt, jedoch daran festgehalten, daß die Verfassung Deutschlands nur im Wege der Vereinbarung festgestellt und die vollzogene Wahl nur durch das freie Einverständniß der Regierungen vollkommen rechtsgültig werden könne. „Um diesem Einverständniß in keiner Weise vorzugreifen, um selbst den Schein eines indirecten Zwanges zu vermeiden", hieß es weiter, „ist auch nicht, wie es von mehreren Seiten erwartet (man darf hinzusetzen: und auch von dem preußischen Ministerium selbst anfangs empfohlen) wurde, unter Vorbehalt oder unter Voraussetzung des nachfolgenden Einverständnisses der Einzelstaaten, die Annahme der Wahl ausgesprochen worden." Je zurückhaltender sich Preußen aber gezeigt, je gewissenhafter es die Rechte der übrigen deutschen Regierungen geachtet habe, um so mehr halte es sich für berechtigt, die letzteren nun zum Abschluß des Einigungswerkes unter seiner Leitung aufzufordern. Da der Erzherzog Johann den Entschluß gefaßt habe, seine Stelle als Reichsverweser niederzulegen, erkläre Preußen sich bereit, die provisorische Centralgewalt über Deutschland, auf Antrag der Regierungen, unter Zustimmung der Nationalversammlung zu übernehmen und an die Spitze eines Bundesstaats derjenigen deutschen Staaten zu treten, die sich ihm freiwillig anschließen würden. Die Formen dieses Bundesstaats würden allerdings davon abhängen, wieviel und welche Staaten (d. h. ob nur die Kleinstaaten oder auch die vier kleineren Königreiche) beitreten würden.

Von dieser Cirkularnote setzte das preußische Ministerium auch die Deputation der Nationalversammlung am 5. April in Kenntniß. Von ihrem Inhalt ist auch in einem an demselben Tage geschriebenen Briefe Gagerns an Simson die Rede, welcher

zeigt, daß der Präsident des Reichsministeriums daraus neue Hoffnung schöpfte, soviel Grund zur Klage ihm die preußische Politik sonst auch bot.

Frankfurt, den 5. April 1849.

Mein hochgeehrter Freund!

Daran habe ich nicht gezweifelt, daß große Schwierigkeiten sich der Erreichung des gemeinsamen Strebens entgegenstellen würden; aber auch daran nicht, daß es Keinem so wie Ihnen gelingen werde, sie zu überwinden. Und Sie sind von tüchtigen Männern unterstützt. Darunter zähle ich nicht allein die Mitglieder der Deputation, sondern wesentlich auch die anderen Kämpen in den Preußischen Kammern, Vincke vor Allem, dem Sie herzlich meine Glückwünsche darbringen wollen. Wir kennen hier: den Vincke'schen Antrag bezüglich der Antwort des Königs und den Beschluß der 2. Kammer, eine neue Adresse zu entwerfen; die Thatsache, daß die Deputation eine Note an das Preußische Ministerium gerichtet hat, mit Rücksicht auf jene Antwort des Königs; aber noch nicht den Inhalt der Note selbst. Noch nicht allgemein bekannt ist hier das wahrscheinlich durch diese Note veranlaßte [1]) Circular-Schreiben des Preußischen Ministeriums an die Regierungen der deutschen Staaten, wodurch diese eingeladen werden sich zu erklären, sowohl bezüglich des ausgesprochenen Entschlusses des Königs (? ?) [2]) an die Spitze des Bundes-Staats zu treten, als auch des Entschlusses, sogleich die Central-Gewalt in die Hand zu nehmen. So wird mir der Inhalt bezeichnet; das Schreiben selbst ist noch nicht

---

1) Diese Annahme traf, wie man sieht, nicht zu. Die Erklärung der Deputation datirt vom 4., die preußische Cirkularnote dagegen vom 3. April. Uebrigens setzt auch Sybel (I. 309) die erstere Erklärung zwar zuerst richtig auf den 4., dann aber irrthümlich um einen Tag zu früh an.

2) Diese Fragezeichen stehen im Original des Briefes.

hier. Das sind große Fortschritte, die wir wesentlich Ihnen verdanken, und ich betrachte sie nur als Vorboten noch entscheidenderer Schritte. Hier herrscht große Stille, Alles blickt nach Berlin und erwartet von da Impuls und Richtung. Ueber die gestrige Sitzung der National-Versammlung werden Andere Ihnen geschrieben haben. Die Linke betrachtete die Antwort des Königs als eine definitiv ablehnende; wollte die Deputation per Telegraphen zurückgerufen haben; verlangte sofortige Berathung, was nun weiter zu thun sei? Unsere Partei widerstand siegreich; alle Anträge wurden abgewiesen; nächste Sitzung Mittwoch nach Ostern.[1]) Bis dahin sind Sie vielleicht zurück: das Wichtigste aber ist, daß das Eisen dort in Berlin geschmiedet werde, so lange es heiß ist. Schon jetzt scheint mir die Sache, nach der Circular-Note anders zu stehen, als nach der Antwort des Königs. Der Reichsverweser sah, wie die Linke, diese Antwort für eine ablehnende an, und hielt deßhalb den Augenblick für gekommen, das Ministerium zu ändern. Er ließ deßfalls heute wiederholt Peucker sondiren, ob er nicht bleiben wolle, erhielt aber natürlich eine abschlägige Antwort. Er hatte Camphausen aufgefordert, Peucker zu bestimmen, der ihm sagte, daß das seine Sache nicht sei. Sie sehen also, daß der Reichsverweser seinen Rücktritt nicht beeilt. —

Gestern Abend erhielt ich die Resignation Bunsens als Bevollmächtigter der Central-Gewalt. Graf Arnim hatte ihm befohlen, ein Palmerston'sches, von Dänemark und Rußland dictirtes Protokoll zu unterzeichnen, das von dem Ministerium der Central-Gewalt als unannehmbar war bezeichnet worden und gewiß so war. Bei solchem Conflict seiner Pflichten zeichnete Bunsen, was ich ihm hoch anrechne, nicht, und

1) 11. April 1849.

resignirte seinen Posten als unser Bevollmächtigter. Es ist das ein Skandal. Auch in einer nach Petersburg gerichteten Note desavouirte Arnim die Politik der Central-Gewalt in der schleswig'schen Frage, die gemäßigter, friedliebender nicht seyn kann, ohne die ganze Frage aufzugeben. Ich bin mir meiner Pflichten nach allen Seiten hin wohl bewußt; weiß namentlich, was für Preußen, für den Ost- und Nord-See-Handel auf dem Spiele steht. Die höchste Energie ist das beste Mittel, am wenigsten Schaden zu leiden. Meine gestrige Erklärung über diese Fragen in der National-Versammlung finden Sie in den Blättern. Auch die anliegende Verfügung, wonach eine preußische Kriegs-Marine fortbestehen soll, ist nicht in der Ordnung und hat böses Blut gemacht; aber ich kann sie unter den gegebenen Verhältnissen entschuldigen. Unsere Marine-Verwaltung ist eine partie honteuse, die mir große Sorgen macht. Mit Bedauern höre ich, daß Sie unwohl waren; hoffentlich nur vorübergehend und ohne Bedeutung.

Mit herzlichem und freundschaftlichem Gruß

Ihr

H. Gagern.

Dieser Brief erreichte Simson nicht mehr in Berlin und wurde ihm nach Frankfurt nachgeschickt.

Auch Heinrich v. Arnim,[1]) der frühere preußische Minister des Auswärtigen, welcher mit der Kaiserdeputation bis Neuwied den Rhein hinabgefahren war, schrieb an jenem 5. April an Simson. Seine Ansicht war, die Deputation dürfe Berlin nicht

---

1) Heinrich Alexander Frhr. v. Arnim (1798—1861), Minister des Aeußeren 21. März bis 20. Juni 1848. Vergl. Allgem. deutsche Biographie I. 571—574.

verlassen, bis sie wo möglich doch noch eine befriedigende Antwort erlangt habe.[1]) Daher formulirte er eine solche, wie sie nach seiner Auffassung der Dinge lauten müßte.

---

1) Vergl. W. Lang, Berlin und Frankfurt in der Deutschen Rundschau Bd. 56 (1888) S. 67—69. Arnim schreibt am 1. April, aus Neuwied (an Otto Abel): „An dem guten Empfange durch die Bevölkerung und die Kammern zweifle ich nicht. Oben wird man unentschieden sein und ein getheiltes Herz haben. Einerseits lockt die Erblichkeit doch wohl; auch möchte der Entschluß, der zum Ablehnen gehört, schwer zu fassen sein. Aber der Entschluß der Annahme wird auch nicht zu Tage kommen können. Da vermuthe ich denn, daß man nach gewohnter Weise den Mittelweg wird einschlagen und die halbe Maßregel ergreifen wollen, mit Vorbehalt der Bedingungen anzunehmen und die Entscheidung auszusetzen. Das scheint mir nun sehr übel. Die Zeit drängt; unsere Feinde im Lande und außerhalb sind thätig, und wenn sie freie Hand bekommen, so ist Alles von ihnen zu fürchten. Daß die Deputation einstimmig der festen Ansicht ist, keine Bedingung zuzulassen, werden Sie wissen. Wir haben viel darüber gesprochen und nachgedacht, ob irgend etwas der Art thunlich sei, und nichts gefunden. . ." Ferner am 7. mit Bezug auf das preußische Rundschreiben: „Ich hatte mir wohl nicht viel von diesem Ministerium erwartet, aber das hat noch meine geringsten Erwartungen übertroffen . . . Ich schrieb vorgestern Abend gleich an Simson, gestern an Gagern. Mir scheint — und das äußerte ich schon vor acht Tagen gegen Simson — die Deputation dürfte Berlin nicht verlassen, bis sie eine ganz genügende Antwort erhalten hat. Da findet sich aber nun, daß die 33 in Frankfurt unentbehrlich sind, wenn nicht irgend eine österreichische Intrigue siegen soll. Was ist da zu thun? Freilich müssen sie also zurückkommen — aber nur nicht mit dem bisherigen Bescheide. Ist denn keine Hoffnung, einen besseren Bescheid von einem besseren Cabinet (das kann doch nicht schwer sein) zu erhalten? Ich meine, die kaiserliche Antwort müßte unbedingt annehmend sein, mit dem einzigen Vorbehalt: der Regulirung des Verhältnisses zu Oesterreich, unter Mitwirkung des ersten (sogleich zu berufenden) Reichstages. Ohne diesen Vorbehalt müßten wir, nach dem unseligen § 1, die deutsch-österreichischen Provinzen nöthigenfalls erobern. Natürlich würde Oesterreich nicht unterlassen, diese Consequenz sogleich hervorzuheben und dadurch die für dasselbe in Paris und London schon bestehenden Sympathien noch verstärken. Ohne diesen Vorbehalt wird es uns nicht gelingen, Frankreich und England bei dem bevorstehenden Conflict wenigstens zu neutralisiren. Sie für uns zu gewinnen, ist ohnedies keine Aussicht. Das ist großentheils die unglückliche Folge der Vernachlässigung der diplomatischen Verhältnisse in Paris und London. Darüber habe ich seit neun Monaten geklagt, und es zeigt sich leider, daß ich Recht gehabt habe."

Entwurf
einer kaiserlichen Antwort.

Bey der dringenden inneren und äußeren Gefahr des Vaterlandes stehe Ich nicht an, die Mir kraft Beschluß der Reichsversammlung vom 28. März übertragene Würde eines Oberhauptes von Deutschland und den Titel eines Kaisers der Deutschen für Mich und Mein Haus anzunehmen

mit dem Vorbehalt des unter Mitwirkung des nächsten Reichstages zu ordnenden Verhältnisses zwischen dem deutschen Reiche und Oesterreich und

mit der theils ausdrücklichen, theils soweit sie noch nicht erfolgt ist vorausgesetzten Zustimmung der übrigen deutschen Regierungen, deren Bevölkerungen in der Reichsversammlung vertreten sind und welche an dem Beschlusse vom 28. März mitgewirkt haben.

Sie waren so freundlich, verehrter Freund, mich aufzufordern, Ihnen nach Berlin zu schreiben. Die unglückliche königl. Antwort, die ich seit einer Stunde kenne, erinnerte mich daran, und ich entwarf die obige kaiserliche Antwort. Unterdessen ist in Berlin wohl schon Alles entschieden und ich zittere, zu denken, auf welche Weise.

Doch will ich dies in großer Aufregung geschriebene Blatt abgehn lassen, indem ich auf Ihre Nachsicht dafür rechne, sowie für die wenigen motivirenden Bemerkungen, die ich noch hinzufügen möchte:

1ster Absatz:

innere und äußere Gefahr pp. Zur Rechtfertigung bey den fremden Mächten wegen des schnellen Entschlusses; durch diplom. Noten weiter auszuführen, namentlich die innere

Gefahr, wogegen die Nachbarn auch nicht unbetheiligt geblieben seyn würden.

Kraft Beschluß pp. Damit ist stillschweigend die Verfassung anerkannt und angenommen.

2ter Absatz.

Ein Vorbehalt in Betreff Oestreichs ist unumgänglich. Ohnedem haben wir den Krieg mit ganz Europa. In Frankreich und England ist Oestreich im höchsten Grade populär und wir das Gegentheil. Wenn wir nicht wenigstens diese Mächte durch eine billig erscheinende Rücksicht für Oesterreich neutralisiren, so bekommen wir auch sie gegen uns (für uns keinenfalls) in dem bevorstehenden Kampfe.

Die „Mitwirkung des Reichstages" ist erwähnt, damit nicht die großen Mächte das Vermittelungsgeschäft ansprechen.

3ter Absatz.

vorausgesetzt pp. Darf man nicht die Zustimmung der Regierungen (nicht: der Fürsten) voraussetzen, da ihre Staaten oder Völker ja in Frankfurt vertreten waren, um an der Verfassung mitzuarbeiten? hätten sie die Abgeordneten nicht zurückrufen müssen, wenn sie sich den Beschlüssen der Nat.-Vers. nicht unterwerfen wollten?

mitgewirkt pp. Nur die Oesterreicher haben an dem Beschlusse nicht mitgewirkt. Wenn sie dies utiliter acceptiren, um sich nicht zu fügen, so thun wir wiederum desgleichen, um sie vom nächsten Reichstage auszuschließen.

Verzeihen Sie dies eilige und unzusammenhängende Schreiben, mein verehrter Freund. Gott leite und erleuchte

Sie und alle Mitglieder der Deputation; nur von da erwarte ich noch Heil.

Mit aufrichtiger und herzlicher Hochachtung

D. J.[1])

Arnim.[2])

Unterdessen hatte die Deputation bereits am 5. April Mittags die Rückfahrt nach Frankfurt angetreten, wo sie am 7. spät Abends anlangte. Sie hätte ihre Abreise fast verheimlicht, um nicht unwillkommene Demonstrationen hervorzurufen. Dennoch waren in Halle, Merseburg, Naumburg, Weimar, Erfurt u. s. w. schnell Vorkehrungen zu einem freundlichen Empfang getroffen. In Weimar wurde die Deputation vom Bahnhof mit einem Fackelzuge nach der allgemein erleuchteten Stadt geleitet. Oberbürgermeister Hase, der sie empfing, war einer der Festgenossen, mit denen Simson vor zwanzig Jahren als Jüngling den achtzigsten Geburtstag Goethes gefeiert hatte. Alle Ansprachen, welche an die Volksvertreter gerichtet wurden, forderten sie auf, ihr Werk nicht aufzugeben, sondern bis aufs Aeußerste zu vertheidigen. So war die Stimmung in Thüringen. Die Bewegung, welche der Abschluß des Verfassungswerks und die Kaiserwahl hervorgerufen hatten, erwies sich nach wie vor als eine tiefgehende. Hatten Krone und Regierung Preußens die Begeisterung und das Vertrauen auch sinken machen, zerstört waren sie noch nicht. Nur das demokratische Hanau versagte sich nicht gegen die Deputation zu demonstriren.[3]) —

---

1) Der Ihrige.

2) Der Brief ist undatirt, aber, zumal das Couvert am 6. April in Neuwied abgestempelt ist, mit dem von Arnim in dem Schreiben an Abel (o. S. 200 N. 1) erwähnten (vom 5. April) unzweifelhaft identisch; auch er wurde dem Adressaten von Berlin nach Frankfurt a. M. nachgesandt.

3) Das Vorstehende hauptsächlich nach F. v. Raumer a. a. O. II. 395.

Es ist hier nicht erforderlich, den überaus traurigen Todeskampf des ersten deutschen Parlaments zu erzählen. Die Aussichten für das Werk der Nationalversammlung und für Preußen blieben auch jetzt noch günstig, wenn beide zusammen wirkten; ja, sie schienen in einzeln Momenten noch zu steigen. Erst als Preußens Haltung jede solche Hoffnung vernichtet hatte, verschob sich die Mehrheit des Parlaments und faßte unausführbare Beschlüsse, die Lage ward immer unerträglicher und unhaltbarer.

Am 30. April schrieb Simson an die Schwiegermutter: „Ich will Ihnen nur — nach einem mühseligen Sitzungsvormittag, in dessen Lauf wir mit unseren Beschlüssen immer näher an den Abgrund gekommen sind, an den die Weisheit der Königlichen Regierungen (namentlich der unsrigen) uns hinreißt, ein flüchtiges Wort der Liebe zurufen.“ Er fühlte in dieser kritischen Lage seine erschöpften Nerven und Kräfte der Fortführung des Präsidiums bald nicht mehr gewachsen. Mit bedeutenden Mehrheiten hatte die Versammlung ihm zu wiederholten Malen ihre Zufriedenheit und ihr Vertrauen bekundet; selbst seine Gegner ließen ihn gelegentlich, wenn sie auch nicht für ihn stimmten, ihrer Sympathie versichern. Auch nach dem Scheitern der Kaiserdeputation blieb sein Name in der Versammlung geachtet und beliebt. Noch am 10. Mai wurde er nahezu einstimmig (mit 330 von 338 Stimmen) wiedergewählt. Allein er lehnte durch Schreiben vom folgenden Tage die Wahl ab. Heftige Gemüthsbewegungen, die bei ihm überhaupt den Körper in Mitleidenschaft zu ziehen pflegten, hatten auch seine Gesundheit angegriffen, so daß er einen Arzt hinzu zog. Es war ein Kollege aus dem Parlament von der linken Seite, der Abgeordnete Löwe-Calbe, dessen Behandlung ihm gute Dienste leistete und mit dem er noch oft in parlamentarischen Versammlungen zusammen saß und ein freundliches Verhältniß

bewahrte.[1]) „Die Worte edler Bildung", schreibt Haym[2]) in Bezug auf seinen Rücktritt vom Präsidium, sollten keine Gewalt mehr in der Versammlung haben, der Genius der Ordnung war mit ihm den Verhandlungen entrückt."

Als das Parlament seiner Auflösung entgegen ging, war Simson, als der liebevollste Vater, darauf bedacht, seinen beiden Söhnen ein Andenken an die mächtig bewegte Zeit heimzubringen, die er in Gemeinschaft mit so vielen hervorragenden Männern durchlebt hatte. Dem einen bestimmte er Dahlmanns „Geschichte der englischen Revolution", in welche Dahlmann, auf seine Bitte, einige Zeilen einschrieb. Sie drückten die noch nicht völlig geknickten Hoffnungen des ernsten Patrioten und Politikers aus, der den ersten Grundriß zum Bau der deutschen Einheit entworfen hatte und unter seinen Gesinnungsgenossen dem Austritt aus dem Parlament am längsten widerstrebte:

> „Durch Geschicklichkeit und Ausdauer verwandelt sich das unscheinbare Blatt des Maulbeerbaums in glänzenden Atlas. — Warum nicht dies schwache zerstückelte Deutschland in ein mächtiges, einheitliches Ganzes? Darum beharren wir!
> Frankfurt a./M., 28. April 1849."

Für den andern Sohn erbat Simson von Uhland ein Autogramm, um es ihm in ein Exemplar der Uhlandschen Gedichte zu legen. Uhland wählte dazu die Verse aus dem „Gesang der Jünglinge":

Edler Geist des Ernstes soll
Sich in Jünglingseelen senken,
Jede still und andachtsvoll
Ihrer heilgen Kraft gedenken.

---

1) Am 24. Juli 1874 schreibt er aus Tarasp: „Uebrigens ist seit gestern Dr. Löwe hier und damit ein, wie ich glaube, neben dem Badearzt sehr willkommener Zusatz von ärztlicher Kunst. Ich kann nie ohne Dankbarkeit mich dessen erinnern, wie ersprießlich mir Löwes Hülfe in Frankfurt a. M. gesundheitlich gewesen ist."

2) a. a. O. III. 151.

Für Frau Simson schrieb der Dichter ein Stammbuchblatt, auf das er, mit deutlicher Beziehung auf die Kaiserwahl, die Worte aus seinem „Ernst von Schwaben“ setzte:

Kanns doch nach deutschem Rechte wohl geschehn,
Daß, wer dem Kaiser heut den Bügel hält,
Sich morgen selber in den Sattel schwingt.

Durch königliche Verordnung vom 14. Mai 1849 wurden die preußischen Abgeordneten zur Nationalversammlung abberufen und ihnen dieselbe am 16. durch den neu eingetroffenen interimistischen preußischen Bevollmächtigten v. Kamptz mitgetheilt. Die Verordnung erklärte ihr Mandat für erloschen und wies sie an, sich jeder Theilnahme an den weiteren Verhandlungen des Parlaments zu enthalten. Mit seinen Gesinnungsgenossen hielt Simson die preußische Regierung zu dieser Abberufung jedoch nicht für befugt. Sie beantworteten dieselbe mit einem von Georg Beseler entworfenen Protest, in dem sie sich das Recht wahrten, über ihr Bleiben oder ihren Austritt allein nach ihrem gewissenhaften Ermessen zu entscheiden. Auch die Nationalversammlung faßte einen dieser Rechtsverwahrung entsprechenden Beschluß.[1])

Thatsächlich konnte der Austritt der Partei allerdings nur noch eine Frage kurzer Zeit sein. Er war schon längst in Erwägung gezogen und durch die verletzende preußische Abberufungsordre nur verzögert worden. Das Parlament hatte, nach dem unglücklichen Ausgange der Sendung an Friedrich Wilhelm IV., beschlossen an der Reichsverfassung festzuhalten. Das war aber gegen den Willen Preußens unmöglich. Zwischen die Reaktion und die wieder ausbrechende Revolution gestellt, konnte man auf die Dauer nicht der einen Widerstand entgegensetzen, ohne der anderen Vorschub zu leisten. So siegte, nach schweren Zweifeln und Kämpfen, der Entschluß zum Austritt. In einer

1) Stenogr. Ber. IX. 6600. 6601. G. Beseler, Erlebtes und Erstrebtes S. 91. 281—283.

von 65 Mitgliedern unterzeichneten Erklärung vom 20. Mai 1849 wurde er ausgesprochen und eingehend begründet. Simson, der, wie erwähnt, Patient war, gab seine Zustimmung. Sein Name steht hier neben dem Gagerns, mit denen Dahlmanns, E. M. Arndts u. s. w. Er theilte auch diesen letzten Schritt mit den hervorragenden Patrioten, welchen er sich angeschlossen hatte und die ihn, der vor einem Jahre als ein außerhalb seiner Vaterstadt unbekannter Mann nach Frankfurt gekommen war, jetzt, man darf es sagen, als einen Ebenbürtigen betrachteten. Wohl hatte er schwere Tage durchlebt.[1]) Rudolf Haym sandte ihm später aus Halle den dritten Theil seines von patriotischer Wärme und patriotischem Schmerz durchglühten Berichts über die deutsche Nationalversammlung, welcher die Zeit von der Kaiserwahl bis zum Untergange des Parlaments erzählt, mit den Worten: „Es ist eine Passionsgeschichte, an welcher vielleicht nur diejenigen einiges Interesse nehmen werden, welche alle jene Leidensstationen mit durchgemacht haben. Sie vor Allen haben den Kelch auskosten müssen und dadurch einen gerechten Anspruch auf die Dankbarkeit und Hochachtung Ihrer ehemaligen Genossen erworben.“ Nichts desto weniger blieb ihm die Paulskirche allezeit eine schöne, edle und stolze Erinnerung. In seinem Arbeitszimmer oder Vorzimmer hingen in Königsberg, Frankfurt a. O., Leipzig die von Pecht zum Andenken an die verfassunggebende deutsche Reichsversammlung mit lässigem, aber doch sicherem Stift gezeichneten Bilder, die in lebendigen Gruppen die Parteiversammlungen des Casino und des Augsburger Hofes darstellen. Die hohe Gestalt Gagerns, das tief ernste Antlitz Dahlmanns, der schöne Kopf des hingemordeten Lichnowski und viele andere alte Genossen blickten ihn daraus an.

---

1) „Ein schrecklicher Tag ist heut an mir niedergegangen“, schreibt er am 21. Mai, zwischen der Austrittserklärung und dem Abschied von Frankfurt, an seinen Bruder August.

Das Werk des ersten deutschen Parlaments mußte scheitern, vor Allem an der Persönlichkeit Friedrich Wilhelms IV. Ueberhaupt war die Zeit noch nicht erfüllt. Dennoch war es eine Vorarbeit zur Einigung Deutschlands,[1]) wenn auch die Erinnerung daran im Volke nicht mehr lebt. Scheint es doch fast, als ob Bismarck im äußersten Falle nicht davor zurückgeschreckt wäre, die Rechtsgültigkeit der Reichsverfassung von 1849 auf sein Panier zu schreiben und mit dem Worte Friedrich Wilhelms IV. von dem Anrecht, das ihm der Ruf der Vertreter des deutschen Volkes gegeben, Ernst zu machen. Soviel ist unbestreitbar, daß die vielverhöhnten Professoren und Doktrinäre in Frankfurt die Lösung der schwierigsten Probleme, welche Deutschlands Einigung in sich schloß, der österreichischen und der Oberhaupts-Frage, richtiger erkannt haben als die meisten leitenden Staatsmänner der Reaktion, welche auf sie herabsehen zu dürfen glaubten. Und so haben sie den Vergleich mit diesen, hat die Frankfurter Nationalversammlung den Vergleich mit den Dresdner Konferenzen nicht zu scheuen.

Ihre Kaiserwahl war selbst nach Rankes[2]) Urteil unschätzbar als Manifestation, und sie verlor diesen Werth auch durch

1) Vergl. ihre Würdigung bei Binding a. a. O. S. 63, der von der Versammlung in der Paulskirche sagt: „Und wahrlich nicht fruchtlos war ihre Arbeit. Die Revolution hat sie gebannt, dem deutschen Volke die Notwendigkeit des Reichs unauslöschlich in die Seele gegeben, den einzigen Weg zum Ziel klar erkannt, gezeichnet und zur Hälfte selbst zurückgelegt: sie hat den Bundesstaat provisorisch gegründet, eine Verfassung aufgerichtet, zu der sich das ganze Volk und 28 deutsche Staatenregierungen bekannt haben — ein kühner Entschluß Preußens, und auch von den Königreichen hätte keines den Mut der Weigerung besessen.“ Treffend fährt er fort: „Ihr Wirken aber erreichte genau an dem Punkt sein Ende, wo die ideale Macht einer Nationalversammlung durch die reale der Staaten abgelöst werden mußte.“

2) Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen (S. W XLIX. L 527). Aehnlich in der Denkschrift von Ende März 1849 (ebd. S. 603): „das große Wort der Frankfurter Versammlung: daß es ein Oberhaupt in Deutschland geben müsse und zwar ein solches, das keine andere als deutsche Interessen habe.“

die folgenden traurigen Ereignisse nicht völlig. In der Hauptsache sollte sich die Prophezeiung erfüllen, die der greise Arndt, welcher mit der Kaiserdeputation nach Berlin gezogen war, in seinem zu Frankfurt am 17. Mai 1849 verfaßten Gedichte „Die Ausfahrt zur Heimholung des deutschen Kaisers“ [1]) aussprach:

Kaiserstolz und Majestät
Zogen auf geschwinden Sohlen
Wir fürs deutsche Reich zu holen,
Wovon neue Sage geht.

Klang und Sage überall,
So weit deutsche Zungen klingen:
Einen Kaiser heimzubringen
Rief der Völker Jubelschall.

Ach! wie sollten Dorn und Stein
An der Wandrer Sohlen reißen!
Zu den Scheinen, die nur gleißen,
Warf man unsern Kaiserschein.

Kaiserschein, du höchster Schein,
Bleibst du denn im Staub begraben?
Schrei'n umsonst Prophetenraben
Um den Barbarossastein?

Nein! und nein und aber nein!
Nein! Kyffhäusers Fels wird springen,
Durch die Lande wird es klingen:
Frankfurt holt den Kaiser ein.

1) Gedichte von Ernst Moritz Arndt. Auswahl (Berlin 1889) S. 206—207.

9. Zusammenkunft in Gotha (1849).

Nach dem Scheitern der Frankfurter Bestrebungen begab Simson sich zunächst mit seiner Frau nach Berlin, von hier zur Erholung von den durchgemachten Anstrengungen, Aufregungen und Leiden auf kurze Zeit nach Harzburg und dann, während seine Gattin zu den Kindern heimkehrte, im Laufe des Juni 1849 nach Karlsbad. Sein Herz war der Dinge dieser Welt müde, und in dieser Stimmung wollte ihm auch das liebliche Karlsbad nicht wie früher gefallen. Er fühlte sich anfangs einsam, machte dann aber doch diese und jene anregende Bekanntschaft und unterbrach seine Kur bald, um der Einladung ehemaliger Kollegen aus dem Parlament zu der Zusammenkunft in Gotha zu folgen, auf der man zu dem nunmehr von Preußen im Verein mit Sachsen und Hannover vorgelegten Entwurf einer deutschen Reichsverfassung Stellung nehmen wollte.

„Der gesellige Zustand hieselbst", schrieb er am 19. Juni aus Karlsbad an seine Frau, „ist noch wesentlich unverändert, nicht jeder Zuwachs von Bekanntschaft ist eben eine Verbesserung. Mit Hansemann[1]) zank' ich hier, wie in Frankfurt, und zwar täglich: aber darum keine Feindschaft nicht." — David Hansemann war nämlich im September 1848 in Frankfurt a. M. gewesen, um Heinrich v. Gagern und dessen Anhänger von ihren Ansichten zu bekehren. — Eine gehobenere Stimmung zeigt

1) David Hansemann (1790—1864).

schon ein Brief vom 23.: „ . . . Auch an Bekanntschaften fehlt es nicht: die erheblichste ist die des Hannoverschen Finanz-Ministers Lehzen,[1]) mit dem ich viel — auch im Sinne der Gothaer Zusammenkunft — verhandelt habe. — Ein liebes Blatt von Gagern leg' ich hier bei, für Dich und die Mutter zum Lesen; dann zum Aufbewahren für den Papa — zu den übrigen Blättern, die er für mich hat. — In der Augsburger Zeitung findet Ihr eine schöne Ansprache von M. v. Gagern, auf die ich Euch aufmerksam mache, desgleichen auf Veits ähnliche Arbeit, die besonders gedruckt ist . . . "

Der erwähnte Brief Heinrichs v. Gagern bezog sich ebenfalls auf die Zusammenkunft in Gotha. Er und Soiron, welche die aus Frankfurt vom 3. Juni datirte Einladung zu dieser Zusammenkunft mit unterzeichnet hatten, schrieben an Simson, hauptsächlich in der Annahme, er würde in Betreff der Absichten der preußischen Regierung und ihrer Verbündeten sowie mancher fraglicher Punkte in Berlin an der Quelle Näheres erfahren und sie darüber unterrichten können. Soiron schrieb mit dem ihn auszeichnenden Verstand und Humor:

Frankfurt, 14. Juni 1849.

Verehrter Freund!

Es ist Ihnen vielleicht nicht uninteressant zu erfahren, daß sich hier einige Mitglieder der gewesenen Nationalversammlung, als: Dahlmann, Mathy, Welcker, Francke[2]) u. A. täglich mit den für die Zusammenkunft in Gotha erforderlichen Vorbereitungen beschäftigen und daß von Zeit zu Zeit auch die beiden Gagern, Hergenhahn und Reh[3]) an ihren Be-

1) Johann Heinrich Wilhelm Lehzen (1806—1856), damals Vorstand des hannoverschen Finanz- und Handelsministeriums (Allgem. deutsche Biographie XVIII. 169).

2) Karl Philipp Francke (1805—1870).

3) Theodor Reh aus Darmstadt.

rathungen Theil nehmen. Zugleich halte ich es für sehr wichtig, daß Sie noch in Berlin erfahren, was man hier von der Sache denkt, damit Sie an der Quelle der Octroyirung erfahren und uns in Gotha mittheilen können, in welchen Punkten man etwa auf Nachgiebigkeit rechnen kann.

Sobald die octroyirte oder besser gesagt: die zwischen drei Königreichen vorläufig vereinbarte Verfassung für Deutschland erschienen war, erklärten sich alle Ihre Gesinnungsgenossen darin einverstanden, daß man in dem erwähnten Schritt die Möglichkeit, den verlorenen Einigungspunkt wiederzufinden, begrüßen und daß man einer Bemühung in dieser Richtung, komme sie woher sie wolle, wenigstens nicht entgegentreten dürfe. Manche wollten sogar gleich Anfangs weiter gehen und sogleich begünstigend und bevorwortend auftreten, was jedoch wieder Andern zu bedenklich erschien, weil sie den Beitritt süddeutscher Staaten, namentlich Bayerns und Württembergs, nicht für so wahrscheinlich hielten, wie viele windbeutelige Zeitungscorrespondenten von Berlin und weil sie deshalb und aus anderen bekannten Gründen in den preußisch-hannoverisch-sächsischen Projekten mehr einen Einigungspunkt für einen norddeutschen Sonderbund, als für einen kleindeutschen Bundesstaat, wie wir ihn gewollt, erblicken konnten. Durch diese Besorgnisse, welche allgemein getheilt wurden, kam man denn zu dem Resultat, die Ueberzeugung unserer Partei dahin aussprechen zu müssen: daß die Vorschläge der drei Königreiche als ein Mittel zu betrachten seien, wieder einen Reichstag zu versammeln und auf diesem eine Verfassung von Deutschland zu Stande zu bringen, insofern den übrigen Staaten nicht zur unerläßlichen Bedingung gemacht würde, die zwischen den drei Königreichen vorläufig vereinbarte Verfassung auch ihrerseits vorläufig anzunehmen und auf das von denselben vorgeschlagene Schutz- und Trutzbündniß einzugehen und insoferne

nicht die übrigen deutschen Staaten zugleich genöthigt werden sollten, das vereinbarte Wahlgesetz unverändert anzunehmen. — Wir verkennen nicht die Schwierigkeiten für Preußen, solche Concessionen zu machen, auch schlagen wir die Schwierigkeit von der jetzigen Preußischen Regierung solche Concessionen zu erlangen, keineswegs gering an; ebenso geben wir gerne zu, daß verschiedene kleinere Staaten, insbesondere die von Preußischer Heeresmacht direkt oder indirekt occupirten, Verfassung und Wahlgesetz unbedingt annehmen werden. Allein auf der andern Seite haben wir es mit den hartköpfigen Schwaben unter ihrem Römer [1]) zu thun, der mit dem Rumpfparlament und seiner Reichsregentschaft auch ohne Preußische Hilfe fertig wird; sodann haben wir das Zurückbleiben Baierns zu befürchten, welches nie ganz unumwunden sich Preußen in die Arme werfen und immer wieder einen Ausweg finden wird, und endlich wird die Kammer in Sachsen und jene in Hannover von Haß gegen Preußen übersprudeln, wenn dasselbe darauf besteht, ganz allein den Ton anzugeben und den Takt zu schlagen. Zudem ist das tiefgedachte Wahlgesetz gar nicht überall anwendbar. Wer soll in Mecklenburg wählen, wo es wenigstens auf dem Lande keinen Gemeindeverband gibt? Wie soll es werden, wenn mit dem Erforderniß des Gemeindeverbands am Wohnort und mit dem dreijährigen Wohnsitz gerade die Intelligenz ausgeschlossen wird! Ich könnte noch viele solche Fragen stellen, an welche man in der weisemachenden Berliner Luft nicht gedacht hat — allein wozu? Das Resultat ist klar, daß theils aus Abneigung gegen Preußen, theils deshalb nicht nach dem Preußischen Wahlgesetz gewählt werden wird, weil es zu den Steuer- und anderen Verhältnissen nicht paßt.

---

1) Der württembergische Minister Friedrich Römer (1794—1864), der das Rumpfparlament in Stuttgart wenige Tage später (18. Juni 1849) sprengte.

Eine weitere Frage ist uns entgegengetreten: wie wird die Verfassung aus den Berathungen des nächsten Reichstags als eine endgiltige hervorgehn? Würden wir uns diese Frage aus der vereinbarten Verfassung selbst beantworten wollen, so wäre Uebereinstimmung zwischen Reichsvorstand, Fürstencollegium, Staatenhaus und Volkshaus erforderlich und es könnte nur noch zweifelhaft sein, ob nicht auch noch die erhöhte Stimmenzahl der beiden Häuser bei Abänderungen am Entwurf verlangt werden wollte. Damit wäre aber nur unter der Voraussetzung eine Verfassung zu Stande zu bringen, daß alle kleindeutschen Regierungen im Voraus mit den drei Königreichen einverstanden und daß dieser schönen Harmonie im Einzelnen wie im Ganzen ein Majoritäts-Ja aus beiden Häusern als Echo antworten würde. Denn bei dem kleinsten Amendement, deren es sicherlich sehr viele ganz große geben wird, wäre schon eine Vereinigung zwischen Staaten- und Volkshaus eine große Schwierigkeit; wären aber auch die Häuser zu vereinigen, so würde gewiß eines der beiden Dächer [1]) etwas einzuwenden haben. Soll daher die Möglichkeit eines Erfolges, ohne welche wir doch selbst ein dreifaches königliches Projekt nicht empfehlen können, soll dem Volk nicht eine neue Täuschung geboten werden, so müssen die Regierungen vor Berufung des Reichstages erklären, daß die Verfassung, welche als Resultat des übereinstimmenden Willens des Staaten- und Volkshauses nach gewöhnlicher Stimmenmehrheit aus den Berathungen des Reichstags hervorgehn wird, als Verfassung für Deutschland gelten soll. Darauf scheinen auch verschiedene Stellen in den officiellen und halbofficiellen Erklärungen Preußens im Staatsanzeiger hinzudeuten; die Regierungen können es mit dem Staatenhause, welches zugleich

1) D. h. der Reichsvorstand oder das Fürstenkollegium.

von den ersten Kammern beschickt wird, sehr leicht wagen; sie mögen aber auch bedenken, daß zwei mächtige Parteien: die Linke und das Centrum des Volkes eine große Concession machen, wenn sie die bereits verkündete Verfassung aufgeben und das Schicksal Deutschlands von einem Staatenhause abhängig machen, welches kein Vertrauen besitzen wird und auch keines verdient.

In Berlin wird man zwar im Vertrauen auf die große Armeecorpskraftentwickelung zu solchen Bedenken, welche nur in der Frankfurter Luft sich bilden können, ganz vornehm lächeln. Allein man bedenke, daß man die Landwehren nicht mehreremal hintereinander aufbieten kann, daß bald das Geld zu solchen Unternehmungen ausgehn und daß man erst noch einen Preußischen Landtag nach durchgekämpftem octroyirten Wahlgesetz durchzumachen haben wird, ehe es zu dem neuen Reichstag kommt. Man bedenke, daß man in jenem entscheidenden Augenblick der Berufung jenes Reichstags vielleicht manchen fürstlichen Freund wieder verliert und der Unterstützung jener Phantasten, welche die Kaiserkrone nach Berlin sandten und brachten, ohne Kurfürsten zu sein, daß man alsdann des nicht unbedeutenden Anhangs jener Theoretiker im ganzen deutschen Volke sehr bedürfen wird, damit nicht eine Partei ans Ruder kommt, welche aus dem seiner Zeit erfolgten Rücktritt der Kurfürsten folgern könnte, die Zeit der Königswahl auf den Maifeldern sei wiedergekommen und der Geist der jetzigen Zeit erfordre zur Wählbarkeit die fürstliche Geburt nicht mehr. Man bedenke, welche Umwälzung in Frankreich zu befürchten und wie leicht sich dieselbe, sei es mit oder ohne Krieg über den Rhein verbreiten kann.

Doch ich werde unverschämt und undankbar. Wie kann ich dem Ministerium Brandenburg so Vieles zu bedenken geben, während es für mein Vaterländchen bereits gedacht hat

und schon handelt. Es hat dem Großherzog von Baden bereits ein Ministerium octroyirt, welches gewiß die schönsten schwarz-weißen Bücklinge macht, von welchem aber wenigstens drei Mitglieder bei der ersten Gelegenheit die schwarzgelbe Farbe herauskehren werden und welches von dem ehemaligen Preuß. Regierungsrath (Klüber),[1]) der Minister des Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten geworden, nur schlecht überwacht werden wird . . .

Doch ich fange an geschwätzig zu werden. Ich schließe daher mit dem Wunsche und der Hoffnung, Sie bald recht wohl in Gotha zu sehen.

Ihr

Soiron.

NS. Die Nachricht, daß Sie und andere in Berlin, mit Bewilligung der Regierung nach Gotha kommen werden,[2]) hat hier einen schlimmen Eindruck gemacht, Sie werden wohl thun, eine Berichtigung eintreten zu lassen.

S.

Vom nächstfolgenden Tage datirt der Brief Gagerns, dessen herzliche Eingangsworte den Empfänger wohlthuend berühren mußten:

Hornau, den 15. Junius 1849.

Mein theurer Freund!

Es gehört zu meinen werthvollsten Errungenschaften der Neuzeit, daß ich Sie so nennen darf, daß ich weiß: wir sind uns Freunde für's Leben. Ich war sehr erfreut aus Ihrem Briefe vom 3. d. M. zu ersehen, daß Sie sich wohler fühlen und daß Sie die Anregung suchen, die Ihr Aufenthalt in

1) Friedrich Adolf Klüber († 1858).

2) Es wird sich um eine tendenziöse Ausstreuung von gegnerischer Seite gehandelt haben.

Berlin nothwendig mit sich bringen muß. Daß Sie die Einladung nach Gotha billigen, und dort ein Mittelpunkt seyn werden, daran konnte ich nicht zweifeln. Bei der ersten Beredung in Frankfurt, nachdem die dargebotene Verfassung bekannt war, habe ich mich so ausgesprochen: Wenn Bayern beitritt, auch nur die Regierung Bayerns, — dann gebührt Preußen jede Anerkennung, es hat einen Erfolg errungen, an dem wir verzweifeln mußten; die Central-Gewalt hatte keine Vortheile, keinen Schutz, keine kräftige Unterstützung gegen die Anarchie zu bieten, die sie nicht vorerst von Preußen zu erbitten gehabt hätte; sie war immer nur genöthigt Opfer zu fordern; das war die Schwäche der Central-Gewalt, die Stärke Preußens bei der Unterhandlung. Preußen unter jener Voraussetzung irgend Schwierigkeiten zu bereiten, wäre gewissenlos von Männern, die die Sache, den Bundesstaat, die Einheit wollen. Wenn Bayern nicht beitritt, so ist für die Vereinbarung wenig gewonnen; dann hat die Verfassung vom 28. März größere Aussicht auf Sieg; die größere Wahrscheinlichkeit wäre dann aber leider die Trennung Deutschlands nach Süd und Nord. Dann trifft Preußen neben dem gerechten Vorwurf der Usurpation, wovon es den Schein hat vermeiden wollen, der schwerere der vielleicht lange dauernden Zerstückelung Deutschlands. Der Vorwurf der Usurpation trifft es, weil die Berufung auf Art. 11 der Bundes-Akte[1]) ein verächtlicher Sophism ist. Vorausgesetzt nun, die bayrische Anschluß-Frage wäre noch nicht entschieden, wenn wir in Gotha zusammen kommen; sie befände sich, was wahrscheinlich ist, in derselben Lage wie jetzt, — was dann? Die unter den Freunden in der Nähe vorwaltende Ansicht ist folgende:

1) „Die Bundesglieder behalten zwar das Recht der Bündnisse aller Art, verpflichten sich jedoch, in keine Verbindungen einzugehen, welche gegen die Sicherheit des Bundes oder einzelner Bundesstaaten gerichtet wären."

Unter allen Umständen dahin wirken, daß ein neuer Reichstag nach Maaßgabe der dargebotenen Verfassung zu Stande komme, also auf den Ruf Preußens als Reichs-Vorstand. Damit scheint ja auch Bayern einverstanden zu seyn.

Das von Preußen dargebotene Wahlgesetz scheint in mehreren Stücken praktisch unausführbar zu seyn. Daran knüpfe ich folgende Fragen, deren Beantwortung Sie vielleicht aus der Quelle schöpfen können, und ich muthe Ihnen zu, verehrter Freund, daß Sie mir antworten (nach Frankfurt), um Ihre Daten noch in der letzten Vorberathung, ehe wir nach Gotha aufbrechen, benutzen zu können.

1. Ist es überhaupt Ernst, einen deutschen Reichstag bald zu berufen und die Verfassungs-Frage zum Abschluß zu bringen?
2. Wird man darauf bestehen, daß nur nach Maaßgabe des dargebotenen Wahlgesetzes der Reichstag beschickt werde, also nur von solchen Staaten, die das Wahlgesetz wenigstens ad hoc angenommen haben?
3. Wird man es geschehen lassen, daß Bayern den Reichstag beschicke, ohne die Grundlagen des Verfassungs-Entwurfs, namentlich bezüglich der Organisation der Executiv-Gewalt, zum Voraus adoptirt zu haben? und wenn — wie will man verhüten, daß in diesem Fall nicht auch die Oesterreicher sich wieder betheiligen, wenn die ganze Verfassungs-Frage wieder eine offene ist, — was unter Umständen, bis dahin — in ihrem Interesse liegen könnte? —
4. Wird man vom künftigen Reichstag eine Prüfung im Einzelnen zulassen? Also Berathung und Verwerfung oder Gutheißung nach constitionellen Voraussetzungen durch die drei Gewalten?

Wohl heute schon werden wir Nachrichten vom Schauplatz des Bürgerkriegs erhalten. Ich würde es nicht billigen, wenn der Prinz von Preußen als wirklich Commandirender auftreten sollte. Das Attentat gegen ihn[1]) ist empörend, der Thatbestand noch unbekannt.

Sie werden es natürlich finden, daß bei solchen Vorgängen ich meiner Heimath nahe zu bleiben für gut befunden habe. Wenn wir nach Gotha gehen, wird hoffentlich der Sieg der Ordnung über die Anarchie entschieden seyn. Römer in Stuttgardt wird, nachdem er mit dem Rumpf-Parlament und der Wühler-Partei gebrochen, immer entschiedener auf die Seite der conservativen Interessen gedrängt werden. Doch scheinen die Zustände in Würtemberg noch sehr gefährlich zu seyn.

Empfehlen Sie mich freundlich Ihrer Frau Gemahlin, wie ich der meinigen Ihren freundlichen Gruß ausgerichtet habe. Herzlich freue ich mich auf nahes Wiedersehen.

H. Gagern.

Hornau bei Königstein am Taunus, wo dieser Brief Gagerns geschrieben ist, war das Gut seines Vaters Hans von Gagern,[2]) des bekannten nassauischen Staatsmanns und politischen Schriftstellers. Daß auch der alte Gagern Simson sein Wohlwollen zuwandte, zeigt folgendes Stammbuchblatt, welches er etwa einen Monat später für ihn schrieb:

„Mir sind die Album kleine Capellen der Freundschaft, wo man gern seine Opfer niederlegt. Und da ein so enges Freundschaftsband zwischen Ihnen und meinen Söhnen besteht, so ist mir der Anlaß sehr willkommen, meinen Nahmen und den Ausdruck meiner Gesinnungen beizufügen. Das mit vieler Ehre und Beifall geführte Präsidium einer deutschen

1) Während der Fahrt des Prinzen von Mainz nach Kreuznach war bei Nieder-Ingelheim auf ihn geschossen worden.

2) 1766—1852.

Nationalversammlung wird immer in gutem Andenken bleiben, was auch die zeitliche Auflösung herbeigeführt haben mag. Möge aus unsern Wünschen und vereinten Bestrebungen dem großen Vaterland noch heilsames hervorgehen.

Hornau, d. 22ten Juli 1849. H. Gagern."

Dem Wunsche seiner Gesinnungsgenossen, ihnen nähere Informationen zu verschaffen, war Simson vermuthlich nicht im Stande zu entsprechen; schon deshalb nicht, weil ihre Briefe ihn zu spät erreichten, der Gagerns wenigstens war ihm erst von Berlin nach Karlsbad nachgeschickt worden. Den Plan der Zusammenkunft hatte er jedoch von vorn herein gebilligt und sich demnach an ihr zu betheiligen entschlossen. Ueber seine Ankunft und seinen Aufenthalt in Gotha — er fand dort gastliche Aufnahme bei Becker, welchem der Vorsitz in der Versammlung übertragen wurde — berichtet er an seine Frau:

„Gotha, Donnerstag 28. Junius 1849.

. . . Hier bin ich Montag Abend nach einer abenteuerlichen Fahrt über Leipzig, wo ich übernachtete, glücklich angekommen. Unterwegs schwoll der Weg von alten Collegen und des Jubels war, namentlich als wir Gagerns ansichtig wurden, der uns auf dem Bahnhof empfing, kein Ende. Die beiden Tage haben wir vier Sitzungen gehabt und hoffen heut Abend oder morgen Mittag zu Ende zu sein. Daß Hofrath Becker mich (mit Veit und Fischer von Jena) zu sich genommen, weißt Du: ein Haus, in vielem Sinne dem von Kählers,[1] da die Alten noch frisch waren, vergleichbar, einfach, durch und durch trefflich und von einem Hauch des geistigen Lebens durchweht, wie er kaum anders, als durch eine Folge von Geschlechtern über die Menschen kommt. Sie ist Friedrich Perthes' Tochter, Matthias Claudius' Enkelin — er der

1) Vergl. o. S. 13.

Sohn von Rudolf Zacharias Becker,[1]) der im vergangenen und durch seine Conflicte mit Napoleon auch in diesem Jahrhundert seine Rolle gespielt hat. Mit Perthes' zweiter Frau, die ihn überlebt hat, leben sie hier — in dieser schönen Gartenstadt — in offenbarem Behagen, ohne Reichthum; Dir, gutes Herz, würde unter ihnen wohl sein . . .

Ein Blatt mit den Namen der anwesenden Freunde leg' ich bei; von den Verhandlungen soll erst später gesprochen werden; niemand außer den Eingeladenen hat dabei Zutritt gefunden . . ."

Der „Entwurf der Verfassung des Deutschen Reichs", der von den drei verbündeten Königreichen einem künftigen Reichstage vorgelegt werden sollte, enthielt sehr wesentliche, tief einschneidende Aenderungen der Frankfurter Reichsverfassung. Die Rechte der Reichsgewalt, die Befugnisse des Volkshauses, die Grundrechte waren erheblich eingeschränkt und verkürzt. Der „Kaiser der Deutschen" war — da Friedrich Wilhelm IV. diesen Titel aus Ehrfurcht vor dem Hause Oesterreich nicht tragen wollte – in einen höchst prosaischen „Reichsvorstand" verwandelt, dessen Amt und Würde zwar mit der Krone Preußen verbunden wurde, dem jedoch für Akte der Gesetzgebung ein aus sechs Stimmen bestehendes Fürstenkollegium zur Seite treten sollte. Statt des gegen den Willen der Gemäßigten in Frankfurt beschlossenen Reichswahlgesetzes, welches allgemeine, direkte Wahlen mit geheimer Abstimmung anordnete und in die Verfassung des jetzigen deutschen Reiches übergegangen ist, war indirekte, öffentliche Wahl nach dem Dreiklassensystem festgesetzt und zugleich das zur Wählbarkeit erforderliche Alter erhöht.

Immerhin war die Frankfurter Reichsverfassung zu Grunde gelegt, ihre wesentlichen Grundzüge gewahrt, im Vergleich zu

1) Vergl. Allgemeine deutsche Biographie II. 228.

den früheren Verhältnissen unter dem Bundestage noch immer ein großer Fortschritt in Aussicht gestellt, neben manchem Guten auch Uebertreibungen des parlamentarischen Systems beseitigt, welche theils durch die demokratische Partei, theils aber auch durch die österreichischen Abgeordneten, in der Absicht, die Reichsverfassung unannehmbar zu machen, in sie hineingekommen waren.

So schien es bei dem chaotischen Zustande des vom Bürgerkrieg zerfleischten Vaterlandes Pflicht, die sich neu eröffnende Aussicht nicht zu verschmähen, die Hand der verbündeten Königreiche zu ergreifen, um sie festzuhalten und jene beim Wort zu nehmen. Wie wenig Verlaß darauf, wie bedingt, widerwillig und unaufrichtig der Anschluß Sachsens und Hannovers, wie schwachmüthig und halb der Wille Preußens war,[1]) ahnte man nur zum Theil. Dagegen wußte man, daß Oesterreichs und Rußlands Diplomatie Alles in Bewegung setzte, um Preußen von einer selbständigen deutschen Politik abzubringen; daß auch in der preußischen und übrigen norddeutschen Bevölkerung die Stimmung für die Reichsverfassung infolge der Aufstände in Sachsen, Baden und der Pfalz und des Stuttgarter Rumpfparlaments erkaltet war. Daher sprachen besonders die in Gotha anwesenden Preußen, auch Simson, lebhaft für den Anschluß an die neue Vorlage, während die Süddeutschen vor Allem wünschten, aus dem Dreikönigsbündnisse keinen bloßen norddeutschen Bund hervorgehen zu sehen. Das Ergebniß der erzielten Uebereinstimmung war die Erklärung vom 28. Juni 1849, die 130 Unterschriften erhielt. Noch einmal gaben die Unterzeichneten, die

1) Besonders bezeichnend ist, was L. v. Ranke (Allgem. deutsche Biographie VII. 772) als eigenes Erlebniß mittheilt: „Man ergriff den Gedanken, einen engeren Bund zu schließen, auf welchen zunächst Sachsen und Hannover eingingen; allein von Anfang an nur mit dem größten Widerstreben; noch an dem Abend des Abschlusses habe ich einige der Herren gesehen; sie verhehlten nicht, daß sie das, was sie gethan hatten, in ihrem Herzen verwarfen.“

nicht als Nachparlament, sondern als Privatmänner zusammengetreten waren, ihrer Ueberzeugung Ausdruck, daß die deutsche Nationalversammlung durch Verkündigung der Reichsverfassung der Stellung gemäß gehandelt habe, welche die damalige Lage der Dinge ihr anwies. Da sie sich jedoch der Thatsache nicht verschließen konnten, daß die Durchführung dieser Verfassung in unverändeter Gestalt unmöglich geworden war, wollten sie unter gewissen Voraussetzungen, insbesondere der, daß die Vorlage der drei Königreiche als eine der Nation ertheilte unverbrüchliche Zusage zu betrachten sei, soviel an ihnen für die Betheiligung an den Wahlen zu dem neuen Reichstage und den Anschluß der übrigen Staaten — abgesehen von dem den deutschen Bundesstaat verneinenden Oesterreich — wirken.

Dies war die Versammlung, nach welcher die Partei, zunächst von ihren demokratischen Gegnern, mit dem Namen der „Gothaer“ belegt wurde.

Mit neu belebten Hoffnungen kehrte Simson über Koburg, wohin Briegleb ihn eingeladen hatte, zunächst nach Karlsbad zurück, von wo er weitere Nachrichten nach Hause gab.

Carlsbad, Montag 2. Julius 1849.

Meine Geliebten!

Ich bin gestern kurz nach Mitternacht hier glücklich angekommen, nachdem ich am Morgen in Koburg von meinem Gastfreunde Briegleb und meinen Mitgästen Beseler[1]) und Hergenhahn bewegten Abschied genommen hatte. Es war alle Anstrengung nöthig, um die Entfernung von Koburg (über Lichtenfels, Culmbach, Eger) bis Carlsbad in einer Tagereise zu zwingen und so bin ich denn auch heut noch herzlich müde. Das hat mich aber nicht abgehalten, mit dem Trinken zu beginnen und ein Sprudelbad zu nehmen; denn ich fühle mich

1) Georg Beseler.

recht wohl und die Gothaer Unterbrechung hat zu diesem Gefühl durch mannigfache gemüthliche Befriedigung gar wesentlich beigetragen. Die Rückfahrt durch den Thüringer Wald (über Reinhardsbrunn, Meiningen, Hildburghausen) war unter den vier so durchaus gleichgesinnten Männern vom schönsten frischen Wetter und dem Zufall begünstigt, daß man eben das ganze herrliche Werrathal hindurch die Heu-Erndte hielt, ein heiterer Schluß nach angestrengter Arbeit. Je schwerer das Auseinandergehen hielt, um so zuversichtlicher rechnete man auf das Wiedersehen unter glücklicheren Verhältnissen des Vaterlandes.

Jetzt will ich mich satt und gesund trinken und dann in aller Eile zu Euch: mir brennt der Boden unter den Füßen und ich sehne mich nach Euch, wie kaum jemals . . .

Auch die Früchte der von uns concipirten Erklärung waren in den sächsischen Herzogthümern und in Oberfranken schon erkennbar. Von H. Gagern hab' ich diesmal so wenig Abschied genommen, als in Frankfurt: aber gründlich und tüchtig zusammen gewesen — das sind wir! . . .

Carlsbad, 8. Julius 1849.

. . . Lehzen ist mir (trotz vielfacher Differenz der Ansichten) ein täglich lieberer Gesellschafter . . .

Carlsbad, Mittwoch 11. Julius 1849.

(An die Schwiegermutter.)

. . . Der Kreis unserer Bekanntschaft wächst in mannigfacher Richtung; die liebste für mich ist die von Bergleuten vom Fache, mit deren Dreien wir gestern eine sehr lehrreiche geognostische Excursion gemacht haben.[1]) Daß es auch an politischen Erörterungen nicht fehlt, können Sie denken; doch

1) Dies Interesse ging so weit, daß S. sich eine kleine Mineraliensammlung anlegte.

sind sie nicht im Uebermaaß und in keinem Sinne unerfreulich; denn die mit Hansemann, die nichts als Fortsetzungen unserer Frankfurter Streitigkeiten geworden wären, habe ich lange eingestellt . . .

Carlsbad, Sonntag 15. Julius 1849.

. . . Mit Spohr[1]) komme ich täglich enger zusammen; morgen will ich ihm der Mutter[2]) Reminiscenzen mittheilen. Wenn Lehzen von uns abginge, so würd' ich es herzlich beklagen: wir sind gar gute Freunde geworden. Er hat meine Auffassung der Wahlsache Stüve[3]) mitgetheilt und das hat mir heut einen Brief desselben auf vier engen Quartseiten eingetragen, der merkwürdig genug ist und Dich zu seiner Zeit interessiren soll.

Carlsbad, Sonntag, 22. Julius 1849.

. . . Für Grete[4]) wollte ich hier von Spohr — der sich der Mutter noch sehr gut . . . erinnert — ein Autograph mitbringen, dem von Dahlmann und Uhland[5]) vergleichbar. Ich konnte aber in den elenden hiesigen Musikalien-Handlungen nichts auftreiben und ihn selbst doch auch nicht um seine eigenen Exemplare bitten, aus denen er uns vorgespielt hat. So ist er denn heut abgefahren, mir für mein Leben durch Gediegenheit und Einfachheit des Sinnes eine liebe und erquickliche Erinnerung. Auch Lehzen mit den anderen Han-

1) Louis Spohr (1784—1859).

2) Der Schwiegermutter, welche Spohr als junges Mädchen kennen gelernt hatte, als er sich im Jahre 1802 auf einer Reise nach Petersburg mit seinem Lehrer Franz Eck in Königsberg aufhielt. Er erwähnt sie und ihr lebhaftes, anziehendes Wesen auch in seinen autobiographischen Aufzeichnungen.

3) Johann Karl Bertram Stüve (1798—1872), damals Vorstand des hannoverschen Ministeriums des Innern. Sein erwähnter Brief war eigentlich an seinen Kollegen und Freund Lehzen gerichtet, aber für Simson bestimmt. Mit der Wahlsache ist das oktroyirte preußische Wahlgesetz gemeint.

4) Die älteste Tochter Margarethe.

5) Vergl. o. S. 205.

noverischen Freunden verläßt uns heut, indessen der Director Schönborn[1]) aus Breslau — Verfasser eines Buches über den Faust — ein willkommener Zuwachs unserer Bekanntschaft geworden ist . . .

Daß auch Spohr, der ein warmer deutscher Patriot war, eine freundliche Erinnerung an den Verkehr mit Simson mitnahm, ersieht man aus dem folgenden Briefe:

Cassel, den 9. Sept. 1849.

Hochverehrter Herr Professor!

Die freundliche Weise, mit der Sie meine Annäherung in Carlsbad duldeten, giebt mir den Muth, mich in Ihr Gedächtniß zurückzurufen, indem ich Ihnen den Ueberbringer dieser Zeilen, Herrn Obersteuerdirector Pfeiffer, Bruder meines Schwiegervaters, der sehnlichst wünscht Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, zu gütiger Aufnahme empfehle. Er wird von der hiesigen Regierung nach Berlin gesandt, um den Berathungen über den Dreikönigsbund und die Einigung Deutschlands beyzuwohnen. Da er ganz die Ansichten theilt, die ich bey unsern Unterredungen in Carlsbad als die Ihrigen kennen lernte, so darf ich wohl hoffen, daß seine Bekanntschaft Ihnen nicht uninteressant seyn werde.

Meine Frau und ich erinnern uns noch oft mit Vergnügen des Zusammentreffens mit Ihnen in Carlsbad und wünschen, daß uns recht bald einmal wieder ein günstiges Geschick in Ihre Nähe führen möge!

Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung ganz

Ihr

ergebenster

Louis Spohr.

---

1) Karl Gottlob Schönborn (1803—1869), Direktor des Gymnasiums zu St. Maria Magdalena in Breslau. Vergl. Allgem. deutsche Biographie XXXII. 281—282.

Das damalige kurhessische Ministerium Eberhard, das später Hassenpflug Platz machen mußte, bewirkte den Anschluß Kurhessens an das Dreikönigsbündniß, und gerade Pfeiffer trat dann im Verwaltungsrathe der Union dem Abfall Hannovers in so kräftiger Weise entgegen, daß er dem hannoverschen Bevollmächtigten höchst unbequem wurde.

---

10. Parlamentszeit in Berlin und Erfurt (1849—1852).

Schon als er noch Präsident der deutschen National-versammlung war, hatte Simson eine Wahl zur preußischen Ersten Kammer in einem Wahlkreise des Regierungsbezirks Merseburg (Naumburg, Eckartsberga, Sangerhausen, Mansfeld) getroffen. Er konnte ihr jedoch schon darum nicht Folge leisten, weil er das für die Wählbarkeit zu dieser Kammer erforderte Alter von 40 Jahren noch nicht besaß. Dagegen nahm er an, als ihn sein heimischer Wahlkreis in die Zweite Kammer wählte, die auf den 7. August 1849 einberufen wurde.

Die damals sogenannte konstitutionelle, gemäßigt liberale Partei, welche in dieser Kammer die Linke bildete, gedachte anfangs Simson auch hier das Präsidium zu übertragen. Allein das Ministerium gab zu erkennen, daß diese Wahl seinen Wünschen widersprechen würde,[1]) ja, es drohte vorübergehend für diesen Fall mit seinem Rücktritt. So fiel die Wahl auf den Grafen Max v. Schwerin, dem Simson indessen als erster Vicepräsident zur Seite gestellt wurde.

Die Revision der Verfassung, welche zunächst die Haupt-aufgabe der Kammern bildete, schritt ziemlich schnell vorwärts; bei der eingetretenen rückläufigen Strömung und der Zusammen-setzung der Häuser allerdings fast ausnahmslos im Sinne der

1) Vergl. auch A. Springer, Fr. Chr. Dahlmann II. 356. 357.

Verstärkung der Regierungsgewalt, wenn auch um manchen Paragraphen heiß gestritten wurde. Um Mitte December war die Berathung vollendet. Da wurden die Abgeordneten durch eine königliche Botschaft vom 7. Januar 1850 überrascht, in welcher noch die Abänderung von 15 Punkten gefordert und die Beeidigung der Verfassung von dieser abhängig gemacht ward.

Simson, der die Bedenken überwunden hatte, welche die Oktroyirung des Wahlgesetzes vom 30. Mai, nach dem die Kammer gewählt war, hervorrufen mußte, stellte sich auch bei der Revision nicht auf einen doktrinären Standpunkt. Er erklärte sich sogar für die Bestimmung, welche im jetzigen Artikel 63 der Verfassung, dem s. g. Oktroyirungsparagraphen, Platz gefunden hat und dem Staatsministerium das Recht verleiht, in dringenden Nothfällen, wenn die Kammern nicht versammelt sind, Verordnungen mit Gesetzeskraft, mit der Maßgabe zu erlassen, daß sie der Verfassung nicht zuwiderlaufen dürfen und den Kammern nach ihrem nächsten Zusammentritt sofort zur Genehmigung vorgelegt werden müssen. Er führte dabei zwar selbst, im Gegensatz gegen eine von Dahlmann litterarisch vertretene Ansicht aus, daß dem englischen Staatsrecht eine derartige Bestimmung fremd sei, und war bemüht, das der Regierung hierdurch eingeräumte Recht an alle jene Restriktionen zu binden, welche in der entsprechenden Bestimmung der oktroyirten Verfassung vom 5. December 1848 gefehlt hatten. Aber er bezog sich andererseits auf ein Wort Lord Chathams, dessen Reden er eifrig studirte: er habe seiner Zeit der Krone eine Maßregel gerathen, obschon er wußte, daß sie streng genommen nicht gesetzlich gewesen sei, um eine verschmachtende Bevölkerung vor dem Hungertode zu retten, und sich dann dem Urteil seiner Landsleute unterworfen. Ebenso stand ihm noch lebhaft in Erinnerung, wie während seiner Anwesenheit in London im Herbst 1847 Lord John Russel, angesichts der herrschenden finanziellen

Krisis, einige Bestimmungen der Bankakte suspendirt hatte. Mithin erschien ihm eine solche Bestimmung dem Wesen des konstitutionellen Staates nicht widersprechend. Er vertrat sie, obwohl er sich damit in entschiedenen Widerspruch zu seinen nächsten politischen Freunden setzte und deswegen die heftigsten Angriffe erfuhr. Er war an Angriffe von links und rechts schon gewöhnt, und es war „ihm gleichgültig, von welcher Seite dies Schicksal ihm auch bereitet wurde." Selbst dann ward er an seiner Meinung nicht irre, als die ersten Anwendungen, welche die Regierung von der ihr eingeräumten Befugniß, in einer Preßordonnanz u. s. w. machte, nach seiner Auffassung entschieden mißbräuchlich und mit der Verfassung unvereinbar waren.

Simson glaubte auch nicht, daß das englische parlamentarische System, eine abwechselnde Parteiregierung wie die der Tories und Whigs sich auf Preußen übertragen lasse. Er verlangte keine parlamentarische Regierung, die ja auch unzweifelhaft schlimme Schattenseiten hat, obwohl die deutschen konstitutionellen Zustände ebenfalls an Mißständen und Unklarheiten leiden. Um so mehr war er für nicht zu karg bemessene Rechte der Volksvertretung, insbesondere für ihr volles Recht der Steuerbewilligung, und für eine ernste Verantwortlichkeit der Minister.

Er bekämpfte deshalb den Artikel 109 (damals 108), welcher der Volksvertretung jenes Recht entzieht, wie er auch später der Meinung war, daß, wenn dies Recht bestanden hätte, Regierung und Landtag beiderseits nicht in den Konflikt hinein getrieben worden wären.[1]

Insbesondere glaubte er mit seinen Gesinnungsgenossen, einem großen Theile der in jener königlichen Botschaft vom 7. Januar enthaltenen Forderungen, namentlich den wichtigsten, die sich auf die Umgestaltung der Ersten Kammer und die Gerichts-

---

1) Vergl. stenograph. Bericht vom 14. December 1866 (S. 1175. 1179).

barkeit bei politischen Prozessen bezogen, nicht nachgeben zu können. Sie glaubten Widerstand dagegen leisten zu müssen, auf Grund ihrer Ueberzeugung wie im Interesse des Ansehns der Volksvertretung, die den hauptsächlichsten neuen Vorschlägen nicht zustimmen konnte, ohne sich mit früher, theilweise sogar im Einverständniß mit dem Ministerium gefaßten Beschlüssen in Widerspruch zu setzen. Sie lehnten demnach auch die Verantwortlichkeit ab, falls an ihrer Opposition die Beeidigung oder selbst der definitive Abschluß der Verfassung einstweilen scheitern sollte. Auch die Verfassungskommission der Kammer empfahl die Ablehnung der erheblichsten Propositionen und wählte Simson zum Berichterstatter über diese wichtige Angelegenheit, wie er es auch schon bei der Revision für einige Abschnitte der Verfassung gewesen war.

Das Haus am Dönhoffsplatz, in welchem die Kammer tagte, wurde vom Publikum damals wenig aufgesucht, die Tribünen für die Zuhörer blieben ziemlich leer. Die Theilnahme an der Politik war nach den Aufregungen und Enttäuschungen der letzten Jahre abgespannt, man schenkte den Verhandlungen über die Verfassungsrevision wenig Beachtung. Infolge der königlichen Botschaft vom 7. Januar 1850 und angesichts der Krisis, welche sie herbeiführen konnte, erwachte das Interesse jedoch für den Augenblick wieder. In der Generaldebatte vertraten besonders Beckerath und Graf Dyhrn mit Nachdruck die Auffassung der Opposition. Simson nahm erst am folgenden Tage, dem 26. Januar 1850, in der Spezialdiskussion wiederholt das Wort. Bei der Frage, ob für politische Prozesse die Einrichtung eines besonderen Gerichtshofes als zulässig erklärt und dieselben den Geschworenengerichten entzogen werden sollten, nahm er auf das erst ganz kurze Bestehen des Institutes der Geschworenen in Preußen und seine in England darüber gesammelten Erfahrungen Bezug. Statt den Uebelständen, die

es im Gefolge haben sollte, durch Einsetzung eines Ausnahmegerichts abzuhelfen, wünschte er seine Wirkungen in Preußen erst länger erprobt und seine Organisation mehr nach englischem Muster gestaltet zu sehen. Die Aufgabe des Berichterstatters war an diesem Tage so anstrengend, daß man, auch mit Rücksicht auf seine Ermüdung, den Rest der Berathung auf eine Abendsitzung verschob, die sich bis in die Nacht hinzog. In dieser wurde über die noch übrige, wichtigste Frage, die künftige Zusammensetzung der Ersten Kammer, die Frage der „Pairie", wie man damals zu sagen pflegte, verhandelt. In seinem Schlußbericht hierüber, einer Kette rhapsodischer, aber wirkungsvoller Zurückweisungen der Argumente der Gegner, fand Simson zugleich Gelegenheit, seinen Standpunkt gegenüber dem Ministerium, welches die Kabinetsfrage gestellt hatte, hinsichtlich der inneren und deutschen Politik zu bezeichnen:

„Ein verehrtes Mitglied hat gestern behauptet, wir seien hierher gewählt, um das Ministerium zu unterstützen. Ich bezweifle nicht, daß das verehrte Mitglied in Betreff seiner die volle Wahrheit gesagt hat; er ist gewiß zu diesem Zwecke gewählt, und er muß dies Engagement auch angenommen haben. Von mir muß ich aber bemerken, daß niemand diese Zumuthung an mich gestellt hat; ich allein habe mich seit meinem Eintritt in die Kammer nach Kenntnißnahme von der Lage der Dinge dazu unter der Voraussetzung für verpflichtet gehalten, daß dieses Ministerium auf den Bahnen des 5. December 1848 und des 26. Mai 1849[1]) beharre. Von dem Augenblick an, wo ich die Ueberzeugung gewann oder (was gleich viel sagt) gewonnen zu haben glaubte, daß diese Bahnen von ihm verlassen

---

1) D. h. der oktroyirten preußischen Verfassung und des von Preußen in Gemeinschaft mit Sachsen und Hannover vorgelegten deutschen Verfassungsentwurfs.

seien, von diesem Augenblicke an habe ich mich von der durch mich allein mir auferlegten Verpflichtung entbunden . . ."

„Man hat uns demnächst auf Erfurt hingewiesen. Ich habe schwerlich nöthig, die Versicherung auszusprechen, daß ich mit meinem ganzen Herzen an der Aussicht gehangen habe, daß das Werk, welches eine andere, vielbewunderte und vielgescholtene Versammlung zu Ende zu führen nicht vermochte, seinem wesentlichen Inhalte nach durch eine Nachfolgerin derselben ans Ziel geführt werden möchte."

„Aber die letzten Tage haben mich doch in einem doppelten Sinne in dieser meiner Aussicht sehr scheu gemacht. Einmal habe ich in den Zeitungen unmöglich die Wirkung übersehen können, die das Bekanntwerden der königlichen Botschaft vom 7. Januar auch auf die deutschen Aussichten in diesen Dingen geübt hat. Es wird keinem unter Ihnen entgangen sein, nicht nur, wie der deutsche Radikalismus in seiner Unfähigkeit, etwas Positives in unserem Staatsleben zustande zu bringen, darüber in Jubel ausgebrochen ist, daß andere Leute nun auch nichts zustande bringen würden, sondern auch, wie die dynastischen und partikularistischen Interessen, die in manchen Theilen unseres Vaterlandes einen anscheinend tödtlichen Stoß in den letzten Wochen erfahren hatten, durch diese Vorgänge neu belebt worden sind . . . Dann aber habe ich noch ein Zweites in den letzten Wochen erfahren: man kann in sehr verschiedenem Sinne nach Erfurt gehen; um dort zu bauen, aber auch um dort jeden Bau zu hindern. Es sind allerlei Symptome in der Nähe und in der Ferne, die mich besorgen lassen, ein großer Theil der Erfurter Versammlung werde dieses letzteren Weges gehen und wir zum zweitenmale, wenn auch an anderen Männern, das Schicksal erleben, das uns den besten Theil unserer Freudigkeit, das uns unser eigentliches Herzblut in Frankfurt gekostet hat, das Schicksal, mit Männern unter einem Dache zu tagen, deren erste

Absicht ist, nichts von dem zustande kommen zu lassen, was uns das Herz ausfüllt, wenn wir an die Größe und Herrlichkeit unseres Vaterlandes und an seine Zukunft denken."

Die Rede schloß:

„Es sind uns außer dem Rücktritt des Ministeriums noch allerlei andere Folgen in Aussicht gestellt, die dieser Rücktritt nach sich ziehen könnte wenn ich recht verstanden habe, der Untergang des Systems, das bis dahin von diesen Namen vertreten worden ist. Wenn ich nun den Namen gegenüber den alten Satz geltend machen konnte: Nemini me mancipavi, nullius nomen fero, so gilt dies meinerseits dem konstitutionellen System gegenüber nicht. Wenn man mir bewiese oder beweisen könnte, daß wenn diese Männer den Konstitutionalismus an dem Ruder der Geschäfte zu vertreten aufhörten, wenn sie mit dem Aufhören ihrer Position anderen Männern Platz machten, die dies System weniger, die es gar nicht zu befolgen, die es zu vernichten trachten, damit der Konstitutionalismus in Preußen gefährdet wäre, so wäre das ein Argument, dem ich mich gefangen geben könnte. Ich meine aber, wem es daran liegt, den Konstitutionalismus auf preußischem Boden zu erhalten, der möge vor Allem zusehen, daß er das Gewicht der Volksvertretung aufrecht erhalte! Wer die zu Grunde gehen läßt (und sie geht zu Grunde, wenn man ihr nachweisen kann, daß sie keine Macht ist, daß sie in den entscheidenden Momenten einer anderen Macht mit halber, mit gar keiner Ueberzeugung sich habe beugen müssen), der zerstört den Konstitutionalismus für die Dauer, wenn solche Zerstörung für die Dauer überhaupt möglich sein sollte. In meinen Augen ist sie nicht möglich: „der Freiheit Morgen ist doch heraufgekommen, und es ist niemand anders als Gott, der die Sonne lenkt." Wie es aber auch mit dieser Gefahr stehen möge, wir wollen ihr heute männlich ins Auge sehen. Wir wollen den Konstitutionalismus nicht aus Furcht an einem Schein-

leben erhalten, das doch keinen sehenden Menschen täuschen könnte, und gerade dadurch seine Realität und sein Wesen heute und in Zukunft preisgeben.

„Ich lehne hiemit, meine Herren, die Anrechnung der Folgen, die man uns von der Ministerbank so ohne alle Berechtigung, ja ohne jeden Schein einer solchen Berechtigung hat obtrudiren wollen, förmlich und feierlich von denen ab, die mit der Majorität Ihres Ausschusses gegen die königliche Vorlage und Alles, was man an ihrer Stelle Milderndes und Abschwächendes versucht hat, stimmen werden.

„Ich befinde mich nach dem Allen mit der Ausführung des geehrten Mitgliedes für Prenzlau[1]) überall auch heute in diametralem Gegensatz; in dem von ihm zuletzt ausgesprochenen Wunsche bin ich dafür um so einiger mit ihm!

„Ja, ich wünsche, daß die Befürchtungen, die ich und diejenigen, die mit mir über diese Frage übereindenken, an die Annahme der königlichen Vorschläge oder irgend eines zu ihrem Ersatz hingestellten Amendements knüpfen, ich wünsche aus der Tiefe meines Herzens, daß diese Befürchtungen zu Schanden werden mögen, daß die waltende Hand der Vorsehung auch nach solchem Ausgange sich fort und fort erweisen möge als die über diesem geliebten Lande unabänderlich und unverrückt herrscht, daß nie der Tag kommen möge, wo

— — die heilige Ilios hinsinkt,
Priamos auch und das Volk des lanzenkundigen Herrschers!"

Die Propositionen der königlichen Botschaft wurden von der Kammer fast durchweg, wenn auch theilweise in amendirter Gestalt, angenommen; auch der Hauptpunkt, die „Pairie", zwar in der Fassung der Vorlage mit großer Majorität abgelehnt, dagegen mit einem Abänderungsantrage des Grafen v. Arnim=

1) Graf Arnim=Boytzenburg (1803—1868).

Boytzenburg, wonach sie erst ein paar Jahre später ins Leben treten sollte, mit einer Mehrheit von 12 Stimmen genehmigt. Ueber dies Ergebniß, welches übrigens auch der äußersten Rechten eigentlich unwillkommen war, [1]) schrieb der Abgeordnete v. Bismarck einem Bekannten: „Von dem angeblichen Siege der Regierung in der Botschaftssache, am Sonnabend, werden Sie in den Zeitungen schon gelesen haben. Noch ein solcher Sieg, und wir sind verloren." [2]) In der That war die Opposition nur gerade und nur numerisch geschlagen. Beckerath konnte nach Hause berichten, „daß der moralische Eindruck sowohl in der Versammlung als auf den mit 500 bis 600 Menschen angefüllten Tribünen, wie ich von allen Seiten vernehme, durchaus zu unseren Gunsten war; besonders hat der Schlußvortrag Simsons, ein wahres Meisterstück parlamentarischer Beredsamkeit — die Hörer hingerissen." [3])

Auch der greise Staatsminister Theodor von Schön, der im Allgemeinen zur Anerkennung nicht sehr geneigt war, enthielt sie Simson diesmal nicht vor. Er schrieb in einem Briefe vom 2. Februar 1850 an seinen Schwiegersohn, den Abgeordneten v. Bardeleben, welcher ihn Simson im Original mittheilte: „ich danke Ihnen dafür, daß Sie mir von der Sitzung am 26. gleich Nachricht gegeben haben. Sie haben Recht, Simson hat eine Klarheit und Größe entwickelt, welche ich ihm nicht zugetraut habe. Besonders seine Rede über die Geschworenengerichte ist ein Meisterstück; ich bitte Sie, für mich ihm die Hand zu reichen und ihm meine volle Achtung zu versichern. Sagen Sie ihm, nun mein Bild von ihm in so hellem Lichte da stände, bedauerte

1) Sie mußte mehr den Bruch zwischen Regierung und Kammer wünschen, der ein Ministerium ihrer Farbe in Aussicht zu stellen schien, ließ sich aber dennoch bestimmen, auf das Amendement Arnim einzugehen.

2) Bismarckbriefe 1836—1872. 6. Aufl. herausg. von Horst Kohl S. 48.

3) Kopstadt, Hermann von Beckerath S. 163.

ich sehr, bey seiner letzten Anwesenheit hier nicht mehr mit ihm verhandelt zu haben."

Nach dem erwähnten Ausgange entschloß sich der König, die Verfassung am 31. Januar zu unterzeichnen und zu verkündigen. Am 6. Februar beschwor er sie vor den Mitgliedern beider Kammern. Auf die Eidesleistung folgte ein Festmahl im Schloß, bei welchem der Monarch den Kammern den Dank des Vaterlandes aussprach und Rudolf v. Auerswald als Präsident der Ersten Kammer den Trinkspruch auf den König ausbrachte. Die Tafelordnung war so eingerichtet, daß die Präsidenten und Vicepräsidenten beider Kammern zwischen den Ministern saßen. Der König, der sich in guter Stimmung befand, gab mit Bezug hierauf scherzend seinen Neid auf die außerordentlich sichere Position des Justizministers Simons „zwischen Simson und Baumstark" [1]) zu erkennen. Nach aufgehobener Tafel bewegte er sich längere Zeit unter den Versammelten. Auch die konstitutionell gesinnten Abgeordneten wurden von ihm und den Prinzen freundlich angeredet. Als Beckerath äußerte, der heutige Tag werde einen segensreichen Eindruck im Lande machen, drückte er ihm mit Wärme die Hand und erwiderte lebhaft: „Wie freut es mich, das aus Ihrem Munde zu hören!" Zu Simson sagte er, nachdem er erfahren, daß derselbe eine Wahl zum Reichstage in Erfurt angenommen habe, hinsichtlich der deutschen Sache: „Lassen Sie uns, was auch kommen möge, den Kopf oben behalten, und wenn es eines guten Beispiels im muthigen Ausharren bedarf, so soll es an mir nicht fehlen. Dem Muthigen gehört die Welt." [2]) Diese freundliche Behand-

---

1) Eduard Baumstark (1807—1889), Professor in Greifswald, damals Vicepräsident der Ersten Kammer.

2) Kopstadt. H. von Beckerath S. 168. Vergl. die Bemerkung Simsons in der Sitzung des Volkshauses zu Erfurt am 18. April 1850 (Stenogr. Ber. S. 234; auch ebd. S. 113); ferner die Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopold von Gerlachs I. 428.

lung von Abgeordneten, welche die Forderungen der königlichen Botschaft kurz vorher entschieden bekämpft hatten, erregte ein gewisses Aufsehn. Simson hörte hinter sich die Worte: „Dadurch muß freilich die Opposition ermuntert werden!"

Leider kann sich nur eine Ermuthigung nicht leicht weniger bewährt haben. Der alte Minister v. Schön hatte Simson in einer Nachschrift zu dem Briefe an Bardeleben mit besserem Recht vor Erfurt warnen lassen: „Sagen Sie Simson: Er möge die auf ihn gefallene Wahl für Erfurth ablehnen. Für solche Spiegelfechtereyen stände er zu hoch. Sein Ruf würde dabey leiden. Da gehören ein A., ein St. u. s. w. hin, aber Niemand, der so steht, wie S. am 26. Januar in der Kammer stand." —

Einen näheren Einblick in jene Tage seines Lebens erhält man aus Simsons eigenen Briefen.

Berlin Freitag 10. Aug. 49.

Ueber die hiesigen Kammer-Verhältnisse läßt sich natürlich im Augenblick noch gar nichts sagen; nur über das Präsidium darfst Du vollkommen ruhig sein. Bei der morgenden Wahl werden Graf Schwerin, Graf Arnim-Boitzenburg und Canonikus Lensing gewählt werden. Eine beträchtliche Partei hatte mich zu ihrer Fahne machen wollen, und gewiß, mein liebes Herz, ich hätte es nie über mein Gewissen gebracht, sie im Stich zu lassen; nicht, weil es an Leuten fehlte, die der Kammer zu präsidiren verständen (sie wird über alle Begriffe zahm und mäßig sein!), sondern, weil es einen Zusammenhang, eine Continuität der Bestrebungen dieser Versammlung mit der Frankfurter enthalten hätte, die für die deutsche Sache bei aller Geringfügigkeit meiner Person außerhalb Preußens heilsam gewesen wäre: für die deutsche Sache, in der mir nun einmal das A und das O des Heils für uns, noch mehr für unsere Kinder, zu liegen scheint. Aber das Ministerium, das von Anfang an bei der Präsidenten-Wahl indifferent sich

zu verhalten beschlossen, hatte vorgestern aus meiner Nicht-Wahl eine Kabinetsfrage gemacht, dies zwar angeblich — ich sage angeblich, weil ich natürlich (eben, weil ich der Gegenstand der Discussionen bin) die Vereinigung der Deputirten in der Friedrichstädtischen Halle noch mit keinem Fuße besucht habe und somit auf Mittheilungen Anderer beschränkt bin — gestern wieder zurückgenommen, aber doch durch die bloße Drohung seines Rücktritts meine Nicht-Wahl vollständig gesichert, und daß ich für meine Person mit diesem Ausgang höchlich zufrieden bin, der mir bei hinreichender Arbeit (meine Abtheilung hat mir schon mancherlei Vertrauen erwiesen) doch mehr Behagen verspricht, darf ich Dir nicht erst sagen.

Mein eigentlicher Trost ist hier Robert[1]) . . . und die Frankfurter Freunde: Beckerath, Duncker, Dahlmann (jetzt ist auch Droysen hier), Camphausen I und II, Schwerin, Schlotheim, Selchow, Plehn, Keudell u. s. w., zu denen sich — bei aller Verschiedenheit der politischen Meinung — von alten Freunden Kanitz, von neuen Geppert, der Unterstaatssecretär Müller, Graf Dyhrn, Patow u. A. schnell gesellt haben, Alfred Auerswald und Bardeleben nicht zu vergessen . . . Mevissen kommt bald; auch von G. Beseler ist es möglich.[2]) — Ob und was wir erreichen, das steht in Gottes Hand: an „Rath, Mäßigung und Geduld" soll es gewiß, vielleicht auch an „Weisheit" nicht fehlen und in alle Wege ein unbelastet Gewissen heim gebracht werden! Mich trägt der Gedanke, daß ich mit solcher redlichen Anstrengung mannigfache alte Versäumniß[3]) einigermaßen gut machen kann und gut machen muß. Und so schmerzlich mich die Abende, da

---

1) Simsons Schwager Robert Warschauer.

2) Georg Beseler trat Ende August 1849 in die Kammer ein; vergl. Erlebtes und Erstrebtes S. 95.

3) Bezieht sich nur auf seine litterarische Inproduktivität.

das Geschäft und die Zerstreuung nachläßt, an meine Vereinsamung von 1829 erinnern, nur daß jetzt zu der damaligen Sehnsucht nach den Eltern und Geschwistern sich die nach Weib und Kind, Schwiegermutter u. s. w. gesellt, so treu will ich doch, wenn Gott will und ferner Segen gibt, um aller meiner Lieben willen ausharren, so lang die Kräfte reichen . . .

Berlin Sonnabend 25/8 49.

(An seinen Bruder August.)

. . . Ich bin einmal wieder auf hoher See eingeschifft, nicht ohne Hoffnung, daß diesmal das Ziel erreicht werden könnte. Ich trage schwer an meiner Vereinsamung, täglich schwerer; aber ich meine, eine alte und vieljährige Versäumniß damit abzutragen, daß ich arbeite, so weit meine Kräfte reichen, und das hält mich . . .

Berlin 31. August 49.

Gestern in der Vormittagssitzung des Verfassungs„Ausschusses kam die Aufforderung des Königs zum Mittage nach Charlottenburg zu mir; wir sind von 3—6 Uhr (im Ganzen etwa 20 Männer, da die Königin in Pillnitz ist) bei ihm gewesen und ich habe mich der freundlichsten Unterredung vor und nach Tische zu erfreuen gehabt; auf Politica sind wir aber freilich nicht gekommen. Auch Prinz Adalbert[1]) hat mich sein altes Wohlwollen empfinden lassen.

Berlin 27. September 1849.

Sonntag waren wir im Neuen Palais bei dem Könige. Er ist gegen mich vorzugsweise gütig gewesen und hat mich mit Theilnahme nach meiner Gesundheit, den Nachrichten, die ich von den Meinigen und der entfernten Heimath hätte,

1) Der spätere Prinz-Admiral (1811—1873), der in Frankfurt a. M. als Vorsitzender der technischen Reichs-Marine-Kommission an der Gründung der deutschen Flotte theilgenommen hatte.

und nach dem dortigen Cholerazustand gefragt. Als ich ihm diesen Gottlob! als ganz erträglich darstellte und auf seine Bemerkung, er wünsche, daß es in Berlin ebenso stünde (er hat nämlich große Scheu vor der Krankheit) erwiderte, die Krankheit scheine doch auch in Berlin allmählig zu verschwinden, erwiderte er: „das ist zwar richtig, aber sie sputet sich abscheulich langsam“ . . .

Berlin. Dienstag 27. November 1849.

. . . . Der neuliche trostlose Beschluß der Ersten Kammer über ihre eigene Bildung[1]) hat die Aussicht auf endliche Erledigung dieser brennenden Frage abermals verschoben. Heut Mittag bin ich mit den beiden Auerswalds, Camphausens, Beckerath u. s. w. zu einer dießfälligen Vorberathung zusammen, auf deren Grund wir morgen jeder in seinem Ausschuß berichten werden. — Die Sachen spitzen sich wenigstens unverkennbar zur Krise zu. In der deutschen Sache ist gestern ein Großes geschehn: Der König hat (angeblich nach langem Widerstreben) das Wahlgesetz für Erfurt vollzogen. Erst von nun ab halte ich die diesfällige Politik — ohne vollständigen Bankerott an Ehre und Würde — für unwiderruflich . . .

Berlin 11. Januar 1850.

. . . Mein Kopf geht mit Grundeis: man hat mich zum Referenten des Verfassungs-Ausschusses für die neue königliche Vorlage gemacht und ich soll bis Montag oder Dienstag fertig sein; die Berathung schließt aber frühestens morgen . . . Halte Du Dich tapfer und erquicke mich bald mit willkommener Nachricht, mag dann alles Uebrige werden wie es

---

1) Die Erste Kammer hatte, nach langen Verhandlungen und Verwerfung der zu den betreffenden Artikeln der oktroyirten Verfassung eingebrachten Verbesserungs-Vorschläge, am 24. November einen Antrag angenommen, nach welchem ihre Bildung einem besonderen Gesetze vorbehalten bleiben sollte.

will und kann! Unendlich werth wäre mir sofort zu erfahren, wie die königliche Vorlage bei Euch gewirkt hat! Laß mir darauf antworten; wir werden es an Tapferkeit und Ausdauer nicht fehlen lassen! . . .

12. Januar 1850.

. . . Den morgenden Tag werde ich zur Anfertigung des Berichts für den Verfassungsausschuß verwenden . . .

14. Januar 1850.

. . . Bei mir ist auf die große Anstrengung des Sonnabends gestern die größere — aber kürzere — gefolgt, im Laufe des Vormittags (von 9 — 3 3/4 Uhr) den Inhalt der bisherigen Berathungen der Verfassungs-Commission über die königliche Vorlage in einem Bericht zusammen zu fassen. Dadurch, daß Schwerin mir einen trefflichen Schreiber zum Diktiren zuwies, ist mir dies schwere Stück Arbeit möglich geworden . . .

Die Verfassungssache kommt frühestens heut über 8 Tage in das Plenum. — Möchte bis dahin noch ein leidlicher Ausgang entdeckt werden können; ich glaube nicht daran und bin meinestheils entschlossen, in keinem Fall irgend ein Erhebliches anders als gegen Bewilligung der einen Streichung von Art. 108[1]) nachzugeben.

Gott sei auch weiter mit Euch und uns und gönne mir insbesondere, als Gegengewicht gegen alles hier zu Ertragende, gute und glückliche Nachricht von meiner geliebten Cläre und allen meinen andern Lieben!

Berlin 28. Januar 1850.

. . . An mir ist inzwischen wieder ein gewaltiges Stück Leben hier vorübergegangen. Der Anstrengung nach steht der

1) Der jetzige Artikel 109 der Preußischen Verfassung (Die bestehenden Steuern und Abgaben werden forterhoben . . .).

letzte Sonnabend keinem Frankfurter Tage nach. Die Mißstimmung im Laufe des Tages, als wir Punkt für Punkt fallen sahen, darf mit der jenes traurigen Mittwochs verglichen werden, da der Welcker'sche Antrag[1]) fiel. Daß wir gleichwohl (um Mitternacht) das Haus aufgerichtet verließen, rührt daher, daß unsere heftigsten Gegner uns mit der Bemerkung entgegen kamen, der moralische Sieg sei unser gewesen. Daß ich zu diesem auch mein bescheiden Theil habe beitragen können, befriedigt und beruhigt auch mich, so gewiß ich das enthusiastische Lob meiner Freunde, wie tief es mich auch bewegt und gerührt hat, in dem mir zutheil gewordenen Maaße nicht verdiene.

Es ist möglich, daß ich von meiner Schlußrede, die meine Freunde separat abdrucken lassen, Euch schon mit der morgenden Frühpost einige Exemplare schicken kann. Wahrscheinlich werden die Anträge der Regierung, so wie sie in unserer Kammer modifizirt sind, nun auch in den nächsten Tagen in der I. Kammer angenommen, und Herr v. Bodelschwingh erzählte, daß der König dann noch im Laufe dieser Woche schwören werde . . .

Der gestrige Vormittag bis 4 Uhr und der heutige bis 1 Uhr ist mit der Correctur der mehreren „Buch" stenographischer Niederschrift hingegangen . . .

Berlin 31. Januar 1850.

. . . In politicis hat man die Meinung, daß der König Sonntag die Verfassung beeidigen werde. Ein für diesen Akt von den Ministern entworfenes Programm legten sie gestern Auerswald und Schwerin zur Begutachtung vor; dann sollte es dem Könige unterbreitet werden. Infolge dessen mußte ich Schwerin einige Stunden vertreten . . .

1) In der Frankfurter Nationalversammlung (Mittwoch, 21. März 1849). Vergl. o. S. 166.

Berlin 2. Februar 1850.

... Für Mittwoch — den Tag der Beeidigung — stehen große Feierlichkeiten in Aussicht, Diner, Illumination pp.

Daß ich in Frankfurt a/O. gegen Urlichs [1]) durchgefallen bin, habt Ihr wohl aus den Zeitungen ersehen; ebenso, daß von unsern Freunden bisjetzt Beseler, Camphausen, Beckerath, Duncker gewählt sind. [2])

Auch in das Volkshaus des Deutschen Reichstags in Erfurt wurde Simson als Abgeordneter seiner Vaterstadt gewählt und auch hier wünschten seine politischen Freunde, daß er das Präsidium übernehmen möge. Er verhielt sich zwar anfangs gegen diesen Wunsch durchaus abwehrend und schlug vielmehr vor, dies Amt dem früheren preußischen Staatsminister Ludolf Camphausen, und, da dieser ablehnte, es dem Minister Ernst v. Bodelschwingh [3]) zu übertragen. Da man indessen hartnäckig auf seine Kandidatur zurückkam, [4]) auch Heinrich v. Gagern, der erst nachträglich zum Abgeordneten gewählt wurde, dem Parlament einstweilen noch nicht angehörte, entschloß er sich die Wahl anzunehmen.

Das Amt des Präsidenten war in dieser Versammlung im Allgemeinen bei weitem nicht so anstrengend wie in den stürmischen Sitzungen in der Paulskirche. Indessen kamen einzelne Tage, die an Frankfurt erinnerten, nur daß es jetzt nicht eine republikanisch gesinnte Linke, sondern die hochkonservative Rechte

1) Der Philolog Karl Ludwig Urlichs (1813—1889), damals Professor in Greifswald.

2) Zu dem Parlament in Erfurt.

3) Bodelschwingh war Vorsitzender des Verwaltungsraths des intendirten Bundesstaats gewesen.

4) Nach R. Haym, Das Leben Max Dunckers S. 117 war namentlich Duncker eifrig für Simsons Wahl thätig — Simson erhielt 98, der Gegenkandidat, Prinz zu Hohenlohe-Ingelfingen, 63 Stimmen; die übrigen zersplitterten sich.

war, welche die Aufrechterhaltung eines ruhigen Tones der Verhandlungen schwierig machte. Den Heißsporn der Rechten, den Abgeordneten v. Bismarck-Schönhausen, hat ein hervorragender Historiker, der Mitglied des Volkshauses war, Stenzel aus Breslau,[1]) besonders lebendig, wenn auch vom Standpunkte des Gegners, gezeichnet: die hohe, straffe Gestalt mit blondem Bart und spärlichem Haupthaar, die Art seiner Rede — „er spricht nicht fließend, sondern stößt die Worte heraus" —, die Nichtachtung, die er der Versammlung bezeigte. Simson wurde damals durch ihn am meisten an einen Mann von ganz entgegengesetzter Richtung, der in Frankfurt einer der Führer der Linken gewesen war, erinnert, nämlich an Karl Vogt. Als Schriftführer gehörte Herr v. Bismarck auch dem Vorstande des Hauses an und beschwor dadurch, daß er die Berichterstatter der Frankfurter Oberpostamts-Zeitung und der Augsburger Allgemeinen Zeitung, Roerdantz und v. Rochau, mit Entziehung des Platzes auf der Journalistentribüne bedrohte, einen Konflikt mit den Vertretern der Presse herauf.[2]) Hinsichtlich des Herrn Roerdantz, der deswegen an den Präsidenten in angemessener Form schrieb, wurde das Verfahren des Herrn v. Bismarck seitens des Präsidiums nicht gutgeheißen, dagegen Herrn v. Rochau, weil er dem Schriftführer in verletzender Weise geantwortet hatte, die Karte zur Journalistentribüne in der That entzogen, was einen Protest der Vertreter der Zeitungen hervorrief, die dem Büreau ihre Karten zurückschickten. Der Vorfall hatte keine erheblicheren Folgen,

---

1) Gustav Adolf Harald Stenzels Leben von K. G. W. Stenzel (Gotha 1897) S. 442. 443.

2) Vergl. Bismarck-Jahrbuch, herausg. von Horst Kohl I. 147—151 (auch einen Brief Bismarcks an den General v. Gerlach vom 22. Juni 1851, Bismarckbriefe 1836—1872. 6. Aufl. S. 71); ferner das Buch von A. L. v. Rochau und Oelsner-Monmerqué über das Erfurter Parlament, in dem Bismarck wie Simson infolge dieses Vorganges außerordentlich scharf beurteilt werden.

weil er beinahe schon mit dem Schluß des Parlaments zusammenfiel, indessen knüpfte sich an ihn auch eine lebhafte Erörterung zwischen dem Schriftführer und dem Präsidenten. Als Bismarck hiebei die Andeutung fallen ließ, seine Lage gegenüber v. Rochau könne vielleicht nur von einem Edelmanne gewürdigt werden, bezog sich Simson ihr gegenüber auf seine uralte Abstammung — eine Entgegnung, die Bismarck höflich aufnahm.

Auch sonst nahm Simson aus der Erfurter Zeit manche interessante Erinnerung mit, an Beziehungen und Begegnungen mit dem koburgischen Diplomaten Baron v. Stockmar, dem früheren Minister Eichhorn, der im Staatenhause saß, u. a., vor Allem aber an den General v. Radowitz, welcher als Vorsitzender des Verwaltungsraths der Union die preußische Regierung bei dem Parlament vertrat und die eigentliche Seele der Unionspolitik war. Simson kannte den geistvollen Staatsmann schon von der Nationalversammlung in Frankfurt her,[1]) wo er an die Spitze der äußersten Rechten getreten war, durch seine Reden, namentlich über militärische Fragen, die größte Aufmerksamkeit erregte und als ein in den Sinn und die Absichten Friedrich Wilhelms IV. tief eingeweihter Vertrauensmann des Königs be-

1) Die eigenthümliche Art, in welcher sich die persönliche Bekanntschaft anknüpfte, hatte sich Simsons Gedächtniß lebhaft eingeprägt. „Eines Morgens", erzählte er, „— es war bereits kurze Zeit seit dem Zusammentritt der Nationalversammlung verflossen — saß in der Paulskirche hinter mir ein auffallend stattlicher Mann, mit bedeutendem, geistreichen Kopfe. Bald nach Eröffnung der Sitzung betrat ein Mitglied der äußersten Linken die Rednerbühne und erging sich in den Phrasen des extremen Radikalismus. Ich sagte vor mich hin: „Das sind ja heitere Scherze!" Der Mann hinter mir hatte diese Worte vernommen und bemerkte, wie an sie anknüpfend: „Ich würde sagen, das sind blutige Scherze!", worauf ich erwiderte: „Ich bediene mich des Ausdrucks in dem Sinne, den etwa Studenten damit verbinden, für puren Unsinn." „Dann, mein Herr Kollege", entgegnete er, „sind wir völlig einverstanden." Damit brach unsere Unterhaltung ab, und ich habe an jenem Tage nicht einmal den Namen des so interessant aussehenden Mannes erfahren."

trachtet wurde. In Erfurt kam es zu einem näheren Verkehr, infolge ihrer damaligen amtlichen Beziehungen und des Umstandes, daß beide durch ihre Stellung am Besuch der Parteiversammlungen verhindert und dadurch gewissermaßen isolirt und auf einander angewiesen waren.

Nach dem Eindruck, den Simson, wie so mancher Andere empfing, war Radowitz insofern ganz eigenthümlich beanlagt, als sich bei ihm an eine, so zu sagen, streng mathematische Grundlage seines Denkens eine dichterische, phantastische, von allen Regeln des Gedankens freie Auffassung der Dinge anschloß, zu der er ohne irgend welche Vermittelung überging und dann verwundert war, wenn man ihm nicht dahin zu folgen vermochte. Er liebte es in den Gesprächen mit Simson, zum Behuf klarer Verständigung, sich was er gesagt, wiederholen zu lassen, wie auch seinerseits die ihm gegebene Antwort zu wiederholen. Wenn er sich jedoch an der Richtigkeit der Auffassung und Wiedergabe seiner Gedanken bis zu einem gewissen Punkte erfreut hatte, geberdete er sich geradezu unglücklich, wenn das weitere Verständniß und die Uebereinstimmung nun plötzlich stockte.

Simsons Beziehungen zu Radowitz waren allmählig vertraute geworden. Wenn Radowitz ihm Briefe Friedrich Wilhelms IV. vorlas, in denen dieser seine tiefe Anhänglichkeit an die deutsche Sache aussprach, und Simson die gläubigen Hoffnungen, die der General auf diese Versicherungen baute, wenig theilen konnte, ihn auch daran erinnerte, wie er ihm wiederholt selbst gesagt habe, „die Intentionen des Königs scheiterten an seinen Verhältnissen zu Petersburg, Warschau[1]) und Wien" — so gab er zu verstehen, sein Verhältniß zum Könige sei wie das eines Bruders, derselbe habe keinen Grund, irgend einen Gedanken vor ihm zu verbergen.

1) Daß Radowitz auch Warschau genannt habe, glaubte sich Simson mit Bestimmtheit zu entsinnen.

Als Simson etwa ein Jahr später in der Zweiten Kammer, im Hinblick auf eine Denkschrift des Generals, „eines hochbegabten Mannes, mit dem in enger geschäftlicher Berührung gestanden zu haben, ihm eine nie versiegende Quelle denkwürdiger Erinnerung sein werde“, seine Verwunderung darüber aussprach, daß Radowitz erst seit dem Sommer 1850 hinter das öffentliche Geheimniß gekommen sei, daß die Regierung die Union am liebsten los werden möchte, nahm das Verhältniß zwischen beiden plötzlich ein Ende. Auch als Radowitz ein paar Jahre darauf nach Königsberg kam, besuchte er Simson nicht, sondern ließ ihn nur durch den Philosophen Rosenkranz grüßen. Da jedoch während seines dortigen Aufenthalts gerade die Taufe von Simsons jüngster Tochter stattfand, entstand das falsche Gerücht, er habe den General zu Gevatter gebeten, was einem Witzblatte zu dem spaßhaften Glückwunsch Anlaß gab, es möge dem kleinen Täuflinge ein längeres Leben beschieden sein als anderen Kindern, denen der berühmte Pathe den Namen gegeben.[1]) —

Simson war keineswegs mit hochgespannten Hoffnungen nach Erfurt gegangen. Konnte er auch in die Geheimnisse der preußischen Politik nicht eingeweiht sein, so entnahm er doch schon aus der Wahl der Abgeordneten, welche die Regierung in das Staatenhaus entsandte, ein ungünstiges Symptom. Während das Parlament tagte und seine Aufgabe in der kurzen Zeit vom 20. März bis zum 29. April 1850 erledigte, hob sich, wie er überhaupt zu optimistischer Auffassung der Dinge neigte, seine Stimmung wieder.[2]) Die Mehrheit, welche zu einem er-

1) Nämlich der Union.

2) Bei seiner Wiederwahl zum Präsidenten am 20. April 1850 sagte er: „Nach einer kaum vierwöchentlichen Thätigkeit ist es dem hohen Hause gelungen, den wichtigsten und schwierigsten Theil derjenigen Aufgabe zu erledigen, die ihm von den verbündeten Regierungen und ihren Völkern gestellt war. Die Prüfung der Verfassungs-Vorlagen ist beendigt, die Annahme derselben durch dieses hohe Haus, einen der dazu berufenen Faktoren,

heblichen Theil aus Mitgliedern der alten Frankfurter Erbkaiser-partei (wie Heinrich und Max v. Gagern, Soiron, Bassermann, Beckerath, Georg Beseler, Max Duncker, Hergenhahn, Mathy, Mevissen, Riesser) bestand, war bestrebt, die von den Regierungen vorgelegte Verfassung und den Bundesstaat so schnell wie möglich unter Dach und Fach zu bringen. Die Zeit drängte, und die Lage war äußerst schwierig. Preußen hatte die Berufung des Reichstags fortwährend verschoben, und doch stand es, abgesehen von dem bereits thatsächlich erfolgten Abfall Sachsens und Hannovers, den einzelnen Staaten frei zurückzutreten, wenn der Bundesstaat nicht bis zum 1. Juni konstituirt war. Außerdem hatten die Regierungen die Vereinbarung getroffen, daß sie nur an den unveränderten Verfassungs-Entwurf gebunden sein sollten und jede Abänderung allseitiger Zustimmung bedürfe. Dennoch gelang das Werk, insoweit es sich um die Arbeit des Parlaments handelte. In beiden Häusern

vollzogen. Ihr dießfälliger Beschluß — in seiner schließlichen Fassung von mehr als zwei Drittheilen dieser hohen Versammlung genehmigt — darf sich rühmen, jede Rücksicht mit Gewissenhaftigkeit und Treue erwogen und eingehalten zu haben. Es ist nichts darin enthalten, was an Form oder Inhalt, an Ausdruck oder Absicht nach irgend einer Seite hin auch nur bedenklich erscheinen könnte. So trägt uns das Bewußtsein, dem von den verbündeten Regierungen begonnenen Werk unsererseits nur Beistand und Förderung gewährt zu haben! In diesem Bewußtsein sind wir zu der Annahme berechtigt, die große Angelegenheit werde in gleichem Sinne an jeder Stelle ergriffen werden, deren Thätigkeit zu der unsrigen vollendend und abschließend hinzutreten muß, wenn die neue Gestaltung der vaterländischen Dinge unter Gottes Segen in mäßiger Frist friedlich und freudig zu Dasein und Wirksamkeit gelangen soll . . ." Allein dieser bescheidene und gedämpfte Ausdruck der Hoffnung auf das Gelingen des Werkes schien der Rechten, die es für verderblich hielt und vereiteln wollte, bereits über die Befugniß des Präsidenten hinauszugehen. Der konservative Abgeordnete Wantrup bat um das Wort zur Geschäftsordnung und bemerkte: „Meine Herren! ich finde es nicht in der Ordnung, daß der Herr Präsident vorhin in seiner Ansprache einen Gegenstand berührte, der nicht auf der Tagesordnung stand, nämlich die Annahme der Verfassung, und daß er, der doch berufen ist, auch die Minorität in ihrem Rechte zu schützen, darüber eine

wurde die Verfassung zunächst im Ganzen angenommen, um ihren Bestand sicher zu stellen, und darauf den Regierungen noch eine Reihe von Abänderungen angeboten. Ein größeres Entgegenkommen ließ sich nicht denken. Verfassungsmäßig schien die Union hiemit gesichert. Der Erfolg hing diesmal erst recht nur von Preußen ab. Allein man hatte das erwähnte Verfahren nur durchführen können, nicht allein gegen die hochkonservative Minderheit, an deren Spitze, außer Bismarck, Gerlach und Stahl standen, sondern auch gegen die preußische Regierung und selbst gegen Radowitz, die durch die Intentionen des Königs seltsamerweise genöthigt waren, die Rolle der Penelope, die ihr eigenes Gewebe wieder auftrennt, zu übernehmen. Das Parlament wurde zwar unter Anerkennung der von ihm bewiesenen Vaterlandsliebe und Pflichttreue geschlossen, seine Wiedereinberufung vorbehalten, auch eine bescheidene Hoffnung auf den definitiven Abschluß der Union ausgesprochen. Simson selbst

---

Rede hielt im Sinne der Majorität, während uns durch die Geschäftsordnung die Gelegenheit abgeschnitten war, uns dagegen zu verwahren." Die Bemerkung war in der Form noch unangemessener als im Inhalt. Dergleichen ließ sich Simson, trotz aller Milde, nicht bieten. Er wies diese Censur, unter lebhaftem Beifall, kräftig zurück: „Meine Herren! zuvörderst finde ich es nicht in der Ordnung, daß irgend jemand in diesem Hause sich herausnimmt, über das Thun des Präsidenten das Wort „nicht in der Ordnung" zu gebrauchen. Wenn irgend ein Theil dieses Hauses mit dem, was ich thue, nicht einverstanden ist, so steht ihm der Weg der Beschwerde offen; der Beschwerde, die dann von dem Hause geschäftsordnungsmäßig behandelt werden wird. Ich lehne aber entschieden ab, daß es irgend jemandem zustände, mir in dieser Weise und in diesem Stile Vorwürfe zu machen, wie so eben geschehen ist. Ich hätte nicht nöthig, auf diese Vorwürfe überhaupt zu antworten; ich thue es, weil ich es will. Ich habe die Minorität gegen die Majorität und umgekehrt in den Verhandlungen zu schützen: aber wenn ich das Wort führe auf Grund einer Wahl dieses Hauses, so ist die Ansicht, die ich auszusprechen habe, die der Majorität. Es war meine Schuldigkeit, dies auch im vorliegenden Falle zu thun, und ich habe es nach meinen Kräften zu thun versucht. Damit erkläre ich diese Angelegenheit für erledigt und schließe die heutige Sitzung." (Stenogr. Ber. S. 241. 242).

wurde später von dem Könige nach Charlottenburg beschieden und durch eigenhändige Verleihung eines Ordens ausgezeichnet. Auch war der König augenblicklich durch Oesterreichs rücksichtsloses Vorgehen in eine gereizte Stimmung gegen den Kaiserstaat versetzt. Aber der Erfurter Reichstag sollte nie wieder zusammen treten. Auf der abschüssigen Bahn nach Olmütz, that Preußen sein Möglichstes, um seinen Verbündeten den Austritt aus der Union zu erleichtern. Es ließ die Union fallen, ohne den einen Paciscenten, die Volksvertretung, auch nur um ihre Zustimmung zu fragen![1])

Wirklich ins Leben getreten, hätte die Union vielleicht das übrige außerösterreichische Deutschland mit ähnlich unwiderstehlicher Schwerkraft angezogen, wie es der Zollverein von viel winzigeren Anfängen aus gethan hat. Das war jedenfalls die Ueberzeugung des Fürsten Schwarzenberg, der auch diesen Versuch eines deutschen Bundesstaats unter Preußens Hegemonie als Todfeind bekämpfte.[2]) —

Erheitert wurde Simson der Aufenthalt in Erfurt durch den willkommenen Besuch seines jüngsten Bruders John. Seine Briefe erzählen auch von Ausflügen in die Umgegend, besonders nach Weimar, das er einst in Goethes Zeit als Jüngling betreten hatte.

---

1) Auch den preußischen Kammern gegenüber war die Regierung eigentlich durch Artikel 118 der preußischen Verfassung moralisch gebunden, an der von ihr vorgelegten Verfassung für den deutschen Bundesstaat festzuhalten. „Sollten," lautet dieser Artikel, „durch die für den deutschen Bundesstaat auf Grund des Entwurfs vom 26. Mai 1849 festzustellende Verfassung Abänderungen der gegenwärtigen Verfassung nöthig werden, so wird der König dieselben anordnen und diese Anordnungen den Kammern bei ihrer nächsten Versammlung mittheilen . . ." Die Regierung war hienach ohne Zweifel nicht berechtigt, die Bundesverfassung eigenmächtig aufzugeben.

2) R. v. Liliencron urteilt in seinem Artikel über Radowitz, Allgem. deutsche Biographie XXVII. 148: „Unter verstimmenden Mißverhältnissen zwischen den Commissarien der preußischen Regierung und der zur Union haltenden Majorität, im Kampfe gegen die preußischen Ultra-Conservativen,

Erfurt. Mittwoch, 20. März 1850.

. . . Aus den Zeitungen habt Ihr ersehen, daß die Eröffnung des Parlaments im Regierungs-Gebäude und die der Kammern[1]) in ihren allerdings sehr schönen Lokalen still, ruhig, vernünftig, aber auch sehr trocken und poesielos vor sich gegangen ist. An die Stelle des Jünglings, der vor zwei Jahren „mit tausend Masten in den Ozean schiffte, sind die Greise getreten, die auf dem geretteten (?) Boot in den Hafen zu treiben versuchen." Möchten sie ihn wenigstens als Lohn unsäglicher Anstrengung erreichen!

Mittags haben wir auf der Eisenbahn ganz leidlich zusammen gegessen: Riesser, M. Gagern[2]) (H.[3]) kommt erst in etwa 10 Tagen), Beseler, dem der Abschied von Hause auch unendlich sauer geworden ist, Beckerath mit Frau, die Dich auf's beste grüßt, Claessen desgleichen, Bürgers, Graf Keller, Dyhrn und Hergenhahn nebst vielleicht hundert ferner Stehenden. Auch das Wiedersehn dieses trefflichen Freundes hat zu meiner Erheiterung nicht beitragen können: denke Dir, er hat vor c. 6 Wochen seinen prächtigen dritten, fast 15jährigen Sohn am Nervenfieber verloren, und Du kannst Dir leicht denken, wie er aussieht und welchen Eindruck er macht. Auch Vincke, Soiron, die Camphausens pp. waren von der Gesellschaft: alle, denk' ich, mehr oder minder gestimmt wie ich,

---

die mit dem Entschlusse nach Erfurt gegangen waren, das Verfassungswerk überhaupt zu vereiteln, kam dennoch die Revision des Entwurfes vom 28. Mai 1849 zu Stande, welche alle Bürgschaften für einen möglichen und dem nationalen Bedürfnisse entsprechenden Ausbau des Bundesstaates unter preußischer Leitung enthielt. Es war zu spät, das Vertrauen in die wirkliche Entschlossenheit der preußischen Regierung, an der Union festzuhalten, war leider auch bei den Freunden schon erschüttert." Dieser Artikel enthält jedenfalls eine der besten Darstellungen der damaligen preußischen Politik.

1) Des Staatenhauses und Volkshauses.

2) Max v. Gagern (1810—1889).

3) Heinrich v. Gagern.

wie es denn auch zu keinem Toast oder dergleichen kam . . . Abends will man zu allgemeiner Besprechung zusammen kommen, ich bin für heut zu müde und habe mich gegen alle und jede Zumuthung wegen des Präsidiums unbedingt und unumwunden ausgesprochen, sowohl in Ansehung meiner als Gagern's und Schwerin's, und dazu den älteren Camphausen angelegentlich empfohlen, ein Gedanke, der vielen Anklang fand . . .

Erfurt. Freitag 22. März 1850.

. . . Der Gedanke, die Verfassung en bloc anzunehmen, hat die Zustimmung des Verwaltungsrathes und des Königs, so viel ich irgend darüber habe in Erfahrung bringen können. Ich glaube sogar zu wissen, daß Radowitz autorisirt war, diesen Gedanken in der Eröffnungsrede auszusprechen. Es folgt nichts daraus, daß er es nicht gethan hat.

Von Partei-Formationen ist noch nicht die Rede; nach meiner Auffassung ließen sie sich — in Betracht der dem Unternehmen im Augenblick wenigstens durchaus und ernstlich zugewendeten Stimmung des Ministeriums — vermeiden und ich halte ihre Vermeidung zur Zeit wenigstens für heilsam. In diesem Sinne habe ich, nachdem Camphausen unter Berufung auf seinen gänzlichen Mangel an Befähigung zum Präsidiren die Candidatur von sich abgelehnt hat, gestern Abend dringend die von Bodelschwingh vorgeschlagen und unterstützt; aber bis dahin vergebens. Gagern wird frühestens am 27. erst gewählt und die Wahl ist gewiß schon Montag; sie läßt sich auch nicht weiter verschieben. So kommen denn meine Freunde mit großer Hartnäckigkeit auf mich und, so gewiß ich für Bodelschwingh alles Erdenkliche thun werde und auf eine Majorität für ihn hoffe, so entschieden mußt Du Dich doch auch an einen andern Ausfall in Gedanken gewöhnen. Von Anstrengung irgend welcher Art dürfte keine

Spur dabei sein; noch weniger von der entferntesten Bedrohlichkeit. Das ist meine innigste Ueberzeugung, so wahr ich wünsche, daß Ihr mir und ich Euch erhalten werde! . . .

Erfurt. Montag, 25. März 1850.

Es ist so gekommen, wie ich mir seit dem Ende voriger Woche eigentlich mit Gewißheit vorstellte. Da die Nachricht von der Präsidentenwahl bereits am Vormittag nach Berlin telegraphirt wurde, weißt Du sie — wenn anders die Weichsel nicht Aufenthalt verursacht, Mittwoch Abend, während Du dieses Blatt und den Brief, den Dir Anton v. W. geschrieben hat, erst Donnerstag früh empfangen kannst. Es wäre mir sehr wehe, wenn die Nachricht Dich irgendwie alterirte — Gott weiß, daß dazu keinerlei Grund vorhanden ist. Die Versammlung verspricht so kurz und friedlich zu werden, wie je eine existirt hat, und daß von äußerlicher Gefahr hier keine Rede sein kann, muß Dir doch am Ende auch klar geworden sein. Was mir die Sache so unwillkommen macht, ist die dadurch abermals herbeigeführte Isolirung von dem Leben in der Fraction und mit meinen Freunden, ohne daß ich, wie in Frankfurt, mir dafür in meinem Hause gesellschaftlichen Ersatz zu schaffen vermöchte. Auch bringt mich die Sache aller Wahrscheinlichkeit nach um den Oster-Aufenthalt in Berlin. — Indessen auch diese Zeit wird überwunden werden; Schenk[1]) und Rüber,[2]) jener der bisherige kurf. hessische Minister der auswärtigen Angelegenheiten (den Du im vorigen Frühjahr in Frankfurt gesehn hast) und dieser unser gemeinschaftlicher trefflicher Freund, sind mir willkommene und ausgezeichnete Helfer . . .

1) v. Schenk zu Schweinsberg. Er und Rüber wurden zu Vicepräsidenten gewählt.

2) Maximilian Heinrich Rüber (1808—1880); vergl. Allgem. deutsche Biographie XXIX, 455—456.

Erfurt, 27. März 1850.

Ich sitze im Verfassungs-Ausschusse, dem ich nicht als Mitglied, sondern vermöge meiner Stellung zu dem Hause angehöre, zu dem sich auch Herr v. Radowitz eingefunden hat, und höre halb zu, da ich nur im Nothfall mitzureden entschlossen bin, und meine Seele ist im Uebrigen bei Euch. Heut [1]) vor einem Jahr um diese Stunde saßen wir in Frankfurt zusammen, und die Kaiserwahl war vorüber, und der Erzherzog ließ mich rufen zu einer Szene, die das erste Vorspiel zu dem Scheitern unserer Plane und Mühen abgab. Und so sitz' ich hier in gewissem Maaß mit der Empfindung Galileis: „Und sie bewegt sich doch!"

Vor Allem lasse mich hoffen, daß Du das erste Mißgefühl wegen meiner Wahl bei ruhiger Ueberlegung losgeworden bist. Ich spreche Dir meine innerste Ueberzeugung aus, wenn ich sage, Mühsal und Aufregung sind im Verhältniß gegen Frankfurt, soweit menschliche Augen reichen, null; in Ansehung der Wirkung aber, die meine Freunde von der Wahl des ehemaligen Frankfurter Präsidenten auf die Sympathieen der kleinen deutschen Staaten für unser Werk vorausgesagt haben, so darf ich — mannigfachen brieflichen Mittheilungen gegenüber — nicht verabreden, daß sie Recht gehabt haben. Und so kann ich sie auch nicht widerlegen, wenn sie von einer andern Wahl ein entgegengesetztes oder doch anderes Resultat erwarten zu müssen glaubten. Ich habe die Empfindung, eine sehr schwere Pflicht gegen meine Gesinnungsgenossen erfüllt zu haben und ich weiß, ich würde die Empfindung nicht ertragen, einem Werke, dessen Gelingen von tausend und aber tausend Bedingungen abhängt, auch nur eine dieser Bedingungen entzogen zu haben.

---

1) Vielmehr am 28. März 1849. Vergl. o. S. 169.

Was ich dabei persönlich einbüße, liegt zu Tage. Ich verliere die Möglichkeit des direkten Antheils an den Entscheidungen der Ausschüsse, der Fractionen, ja des Plenums und die Lust, meine persönliche Meinung auf der Tribüne für mich und Andere geltend zu machen. Meine Abende werden einsam sein; denn meine liebsten Freunde werden dann von der Führung der Geschäfte in Anspruch genommen sein und ich höchstens auf die Männer zweiter Linie mich verwiesen finden . . .

Brief von Frau Simson.

Königsberg, 28. März 1850.

. . . Du weißt aus eigner Erfahrung, daß alles Ungewisse uns doppelt angreift, und so war es auch hier wieder der Fall, daß ich noch bekümmerter war, als Dein Präsidium erst in Aussicht stand; nun ist der Würfel gefallen, und ich denke, es ist Bestimmung und ich muß mich darin fügen und Dir Muth machen, in Deiner neuen Stellung mit Lust und Kraft in der Dir gewohnten Pflichttreue zu beharren, wozu der Allmächtige seinen besten Segen auf Dein geliebtes Haupt herabsenken möge. Ich freue mich, daß Du wieder für alle Deine schweren Kämpfe und Opfer eine Anerkennung gefunden, aber daß ich es demungeachtet nicht wünschen konnte, daß Du es annähmest, ist mir auch nicht zu verdenken, denn ich habe ja die mannigfaltigsten Gründe dafür: ich fürchte, es greift Dich körperlich zu sehr an, es setzt Dich größeren Verantwortungen, Irritationen aus, Du wirst, an der Spitze der Versammlung stehend, noch drückender als Andere es empfinden, wenn nichts aus Erfurt werden sollte, und das wird doch von vielen Seiten, wie ich höre, so sehr befürchtet, und tausend anderes, was ich nicht wiederholen will, um Dich nicht zu ermüden. Könntest Du nicht veranlassen, daß Du

nur bis Gagern eintritt das Präsidium behieltest? Das würde mir außerordentlich recht sein, auch aus Pietät gegen Gagern außerordentlich gefallen. Sollte ich Thorheiten aus Unkenntniß der Dinge sagen, so weiß ich, Du wirst mit Deiner gewohnten Milde das beurtheilen und wirst am Ende doch das Herz dahinter versteckt sehen, das zwar nicht recht weiß, wie Dich die Dinge am Meisten beglücken können, vor Allem aber Dich glücklich sehen möchte. — Also, Glück auf zum neuen Amt! — . . .

Nun vor Allem den innigsten Dank für die mir erwiesenen Freundlichkeiten zu meinem Geburtstage und die Versicherung, daß Alles ganz vortrefflich ausgefallen.

Das Buch von Humboldt[1]) kam heute an, und da ich nicht weiß, ob Du es schon gesehen, theile ich Dir die sehr hübsche Inschrift mit, die also lautet:

„Der anmuthigen Gattin" (was sagst Du dazu?) „meines edlen geistreichen staatsmännischen Freundes, Clara Simson, empfiehlt sein Buch von der Natur, zur Zeit etwa wiederkehrender Lebensstürme, der uralte Reisende vom Orinocco und den nordasiatischen Steppen

Alexander v. Humboldt.
Berlin, 18. März 1850."

Erfurt, 1. April 1850.

. . . Aus meinen Reisen nach Gotha und Weimar ist nichts geworden. Gestern hielten mich Besuche bis nach 3 Uhr zu Hause, heut thut es der Verfassungs-Ausschuß, in dem ich auch diese Zeilen schreibe.

Mein gestriges Hierbleiben ist köstlich belohnt worden. H. Gagern, vorgestern gewählt, war die Nacht durch gefahren

1) „Ansichten der Natur." Simson hatte das Buch seiner Frau geschenkt und den berühmten Verfasser um eine Inschrift gebeten.

und überraschte uns am Mittag. Ich saß nächst der Thür, und so kam er zuerst in meine Arme. Er sieht sehr frisch und wohl aus; wenige Worte der Unterhaltung bei Tisch, wo er mein Nachbar war, und dann auf einem Spaziergang haben mich von der Fortdauer des innigsten unveränderten Zusammenhangs und der vollsten Uebereinstimmung versichert . . .

Daß mir mein Präsidium bis dahin noch keine Mühe gemacht hat, versteht sich von selbst. Ein diskutirbarer Bericht des Verfassungs-Ausschusses wird kaum vor nächstem Montag dem Hause vorliegen, in dieser Woche also wohl nur Mittwochs eine kurze Sitzung stattfinden . . .

Die unendliche Schwierigkeit des Werks, das uns obliegt, verringert sich freilich nicht, und ich unterschätze dieselbe wahrlich am wenigsten. Aber daß viel in dieser Richtung auch gelogen wird, entgeht Euch nicht. Der Abfall von Oldenburg gehörte in diese Kategorie; Ihr werdet Euch davon inzwischen überzeugt haben. Hält die preußische Regierung — vielleicht sollt' ich sagen: der König — an dem Gedanken des Bundesstaats fest, so wird er meines Ermessens schon jetzt Leben und Bildung gewinnen; si no — no.

Ein juristisches Mittel, zum Abspringen geneigte Regierungen faktisch festzuhalten, scheint mir nicht zu existiren; so wenig man losgewordene Zähne oder Haare auf die Dauer befestigen kann. Alle auf die Auffindung eines solchen Mittels verwendete Mühe halte ich darum für verschwendet und lobe das Bestreben des Ausschusses, sich zuerst das Detail kurz und bündig zu vergegenwärtigen, die wünschenswerthen Aenderungen in einem Bericht vorzutragen und den Regierungen zu erklären, daß, falls sie nicht innerhalb einer bestimmten Frist in dieselben willigen, man die Verfassung vom 26. Mai en bloc annehmen werde. Dahin neigen heute die Meinungen . . .

Erfurt 7. April 1850.

Hier geht — in der Parlamentspause — die Ausschußarbeit ruhig fort; morgen wird der Bericht des Verfassungs-Ausschusses festgestellt werden und somit hoffentlich Donnerstag zur Diskussion kommen. Es ist allerdings eine Calamität, daß der Ausschuß sich zu keiner Majorität für irgend einen Antrag hat zusammenfinden können; aber bei der großen und glücklichen Uebereinstimmung von vielleicht $^3/_4$ des Hauses über die Materie der zu fassenden Beschlüsse hat mich dieser Vorfall doch nicht so ernstlich affiziren können, als er bei oberflächlicher Kenntniß zu thun geeignet scheint. Ich habe einen sehr bestimmten Vorschlag über die Geschäftsbehandlung an alle Theile des Hauses gelangen lassen und finde dafür vielfachen Anklang. Er enthält bei aller anscheinenden Begrenzung auf Form und Methode doch eigentlich die Substanz; das wird auch nirgend verkannt und nährt in mir die Hoffnung, ihn durchgehen zu sehn. Ich selbst habe nie eine politische Lage nach den sie bestimmenden Fäden deutlicher erkannt, als die vorliegende, und Einsicht gibt Muth, wenn sie auch die Hoffnung vom Ueberfluthen abhält.

Von äußerlich Erlebtem ist wenig zu sagen. Freitag Nachmittag habe ich in einer hiesigen Kirche Pergolese's Stabat mater gehört. Ich bin nie in besonderem Grade davon eingenommen gewesen; die hiesige Aufführung war überdies — trotz der Schönheit der concurrirenden Altstimme — sehr mittelmäßig ... Gestern habe ich einen stundenlangen Spaziergang mit Gagern, Schenk, Bodelschwingh u. A. gemacht ... Heut war eine Feierlichkeit im Martinsstift, dem Hause, darin wir tagen. Es war mir eine wundersame Empfindung, als der Rector uns nach dem Ende der Feier durch die Zelle Luthers und dessen hier vorhandene Reliquien in der sog. Martinskammer herumführte ...

Herr v. Radowitz gibt von jetzt ab drei wöchentliche Soirées, an jedem Montag, Mittwoch und Freitag.

Erfurt 9. April 1850.

... Heut kann ich vor Abgang der Post Euch nur in der Anlage einige Exemplare des in diesem Augenblicke fertig gewordenen Berichts schicken, der (in dem Camphausen'schen Theil) meines Ermessens ein Meisterstück aus feinen und reinen Händen ist ...

Erfurt. Donnerstag 11. 4. 50.

Ich bin gestern trotz der ernstlichsten Vornahme nicht dazu gekommen, Dir zu schreiben. Ich habe nicht weniger als vier (vertraute) Unterredungen, jede stundenlang, durchzumachen gehabt, mit Bodelschwingh, Radowitz, Stockmar (nebst Arnim)[1]) und Manteuffel. Als ich von der letzten gegen 9 Uhr nach Hause kam, hatte ich nicht mehr die Frische, um die Zeitung zu lesen. Die mit R. und M. werden sich im Laufe des heutigen Tages wiederholen. Morgen beginnt die Diskussion des Berichts, von dem ich Dir vorgestern die Exemplare gesendet habe und von dem auch Du wenigstens die ersten 16 Seiten mit Genuß lesen oder gelesen haben wirst. Ich schätze die Diskussion auf längstens neun Sitzungen und halte — ohne vorzugreifen, „denn eifersüchtig sind des Schicksals Mächte" — das Durchgehen des Bodelschwingh'schen Mittel-Antrages oder eines ihm an Inhalt und Methode wesentlich gleichen für den wahrscheinlichen Ausgang der Berathung. Ich habe mich bemüht, die preußischen Machthaber für dies Votum zu stimmen; es ist möglich, daß ich reüssirt habe. Ich würde diesen Ausweg für wünschenswerth halten; denn er macht den Vertrag zwischen den verbündeten Regierungen und uns perfekt und erleichtert ihnen andererseits dessen ohnehin

1) Heinrich v. Arnim.

mühevolle Erfüllung, die mit dem Vertrags-Abschlusse natürlich nicht zusammenfällt und zu deren Erzwingung wir keine Macht haben. —

Ueber meine Stimmung muß ich im Allgemeinen wiederholen, daß ich — bei recht guter körperlicher Gesundheit, im Ganzen frugaler Lebensweise und ausreichender Bewegung — mich wohl auch darum so ruhig fühle, weil ich trotz dem Concurs der wunderlichsten und zum Theil widerstreitenden Motive, die sich auf dem Schlachtplan kreuzen, doch die ganze Lage einer politischen Frage noch nie mit solcher Klarheit gesehen habe, als mir diesmal gegönnt scheint. Daraus fließt ein sehr entschiedenes Wissen von dem, was man zu thun hat, — der Muth, auf die Entschlüsse Andrer, wenn es Noth thut, Einfluß zu üben — und die gewisse Zuversicht, auch in dem unglücklichen Falle des Fehlschlagens, den Gott verhüte, mit ruhigem Gemüth und Gewissen nach Hause zu kommen. Möchte ich Euch dann alle durch Deine liebe, treue Sorgfalt — von der Dein Brief ein so rührendes Zeugniß ablegt — erhalten und gefördert finden und uns Beiden gemeinschaftliches und ausschließliches Wirken für die Kinder beschieden sein . . .

Dienstag habe ich in guter Gesellschaft hier im s. g. Vogel'schen Garten (aber im Zimmer) zu Mittag gegessen, mit den beiden Gagern, Brünneck, den Auerswalds, Soiron, Fürst Wied, Arnim, Stockmar, den Camphausens, Vincke pp.; dann die Zeit bis zur Absendung der Berichte an Euch in der Druckerei und dem Büreau, den Rest des Abends in einer Parthie Whist mit R. v. Auerswald, Beseler und Hergenhahn zugebracht . . .

3½ Uhr N. M.

Seit 8 Uhr früh habe ich an diesem Brief geschrieben, von mindestens 20 Besuchen unterbrochen; eben geht Manteuffel von mir; um 5 Uhr gehe ich zu Radowitz. Aber ich

schließe den Brief jetzt, weil ich nicht übersehe, ob ich am Abend noch zu einer Fortsetzung gelange, so gewiß ich hoffe, wenigstens den Kern der Absichten der Regierung noch vor Abend zu erfahren.

Erfurt 14. April 1850.

... Indessen ich mich bisher über die Aufnahme, die mir die Versammlung angedeihen läßt, nicht zu beklagen habe, ist der Ausgang der gestrigen Abstimmung jedenfalls ein für die Haltung und Würde der Volksvertretung erfreulicher. Geht das Staatenhaus desselben Weges — und man glaubt sich hier dieser Hoffnung hingeben zu dürfen — so ist jedenfalls die Ehre dieses Parlaments und der Rechtsboden des Bundesstaats gerettet und selbst, wenn seine Realisation abermals auf für den Augenblick unüberwindliche Hindernisse stieße, wir kommen mit gutem Gewissen in die Heimath und geben einen unangreifbaren Anspruch in die Hände derer, die uns folgen.[1]) Ich weiß nicht, ob Ihr die stenographischen Berichte lest — bisher war es nicht der Mühe werth. Die Diskussion der beiden letzten Tage, namentlich die gestrige und in ihr vor Allem Bodelschwingh, H. Gagern und Camphausen, werden Euch sicherlich lebhaft befriedigen. — Morgen geht es nun an das Detail und ich habe mich noch auf die mühselige Fragestellung vorzubereiten.

... Das gestrige Gewitter, das Camphausens Schlußbericht herrlich begleitete, hat die Luft sehr abgekühlt und kalten Regen nach sich gezogen ...

---

1) Aehnlich sagte Ludolf Camphausen am 13. April: „Uebrigens handelt es sich aber bei weitem nicht so sehr um die legislative Perfektion des Aktes, den wir vollziehen sollen, als auch um des Volkes Anspruch, um des Volkes Glauben und um des Volkes Hoffnung, und wenn sie das Einzige wären, was durch unsere Annahme erhalten werden könnte, so würde ich mich nicht überwinden können, es hinzugeben."

Erfurt 16. April 1850.

Zwei angestrengte Sitzungen liegen hinter mir und — wenn ich recht schätze — zwei dergleichen noch vor mir, bis wir mit diesem Stadium der Verfassungsarbeit zu Stande sind . . .

Die Tage waren so angestrengt, wie sie nur in Frankfurt vorgekommen und — unter uns — die äußerste Rechte hier gibt der äußersten Linken in Frankfurt nichts nach . . . Auch hier haben mir Unparteilichkeit und Ernst bis dahin geholfen und heut hatte sich der Ton im Allgemeinen schon beträchtlich gemildert. Gleichwohl kann und wird es an einigen heftigen Stößen nicht fehlen. „Dem Muthigen gehört die Welt.“ [1])

Erfurt. Mittwoch 24. April 1850.

. . . Sonnabend, Sonntag und Montag waren überdies bewegte Tage. Sonnabend ging auf Veranstaltung des Grafen Keller eine Gesellschaft von Männern der Bahnhofs-Parthei — zum Theil mit ihren Frauen — über Weimar, Belvedere, Tiefurt nach Kösen und von da zurück. Diese Weimarischen Orte regen mir alle Zeit den tiefsten Grund des Herzens auf; in dem Park von Belvedere ging ich überdies mit Heinrich Gagern wohl zwei Stunden allein und wir schütteten gegen einander aus, was wir über die vaterländischen Dinge auf dem Herzen hatten. In Kösen gab es unter großem Zudrang des Publicums, namentlich der Lehrer und Schüler der Schulpforta, ein heiteres Diner. Ich trank die Gesundheit der Schulpforta — in bewegtem Andenken an meine Jungen — mußte einem trefflichen Knaben, dem Sohn des Professor Koberstein, [2]) ein Stammbuchblatt schreiben und empfing den lebhaften Dank der Professoren, die bis zum

1) Vergl. o. S. 237.

2) Des Litteraturhistorikers August Koberstein (1797—1870).

späten Abend mit uns blieben. Auf dem Weg nach der Rudelsburg traf ich Tischgenossen von dem Feste vom 28. August 1829,[1]) deren Mehrzahl freilich längst dahin gegangen ist. Auf Sonntag waren Einige von uns — wie ich Euch wohl schon geschrieben habe — durch den Minister v. Watzdorf an des Großherzogs Tafel geladen (die Auerswalds, die Gagerns, Brünneck, Graf Schwerin, Graf Dönhoff, die Fürsten Hohenlohe und Fürstenberg pp.), die — nach einer ausführlichen Vorstellung gar artig verlief. Meine Tischnachbarin war die Prinzessin Anna, des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar Tochter, wie die alte Großherzogin[2]) mir vor Tisch mit Recht sagte „ein vorzüglich gut unterrichtetes Kind“ (von c. 20 Jahren). — Am Abend hörten wir die mächtige Musik des „Tannhäuser“ von R. Wagner ...

Am Montag Morgen ließ der Erbgroßherzog[3]) einen Theil der gestrigen Gäste seines Vaters zu Tisch einladen. Wir trafen nach einer fast fünfstündigen Sitzung der vereinigten Ausschüsse noch gerade recht um 4 Uhr ein; es gab ein sehr behagliches — und nebenbei vortreffliches — Diner: ich freute mich in langen Unterhaltungen mit dem Erbgroßherzog, dessen linker Nachbar ich war, der vollen Uebereinstimmung seiner politischen Anschauungen mit denen meiner gnädigen Fürstin, die jetzt in Coblenz weilt.[4])

Nach Tisch sahen wir die Fresken im Schlosse und brachten den Abend bei der Gräfin Beust in der anmuthigsten Gesellschaft zu. Zwischen beiden Gesellschaften hatte ich Frau[5]) und Fräulein von Pogwisch[6]) besucht; das schöne Mädchen

1) Goethes achtzigstem Geburtstag; vergl. o. S. 31.
2) Maria Paulowna (1786 - 1859).
3) Carl Alexander.
4) Prinzessin von Preußen.
5) Freifrau Henriette v. Pogwisch (1776—1851).
6) Ulrike v. Pogwisch, vergl. o. S. 29. 38. 40. 41.

von 1829 war in den 21 Jahren eine freundliche Ruine geworden.

Gestern gab es eine 10 Minuten lange Sitzung; nach Tisch einen schönen Spaziergang — trotz heftigem Regen; am Abende besuchten mich Graf Schwerin, Beseler und Hergenhahn zu einer Parthie L'hombre. Morgen ist Diner bei Radowitz, Soirée bei General Voß. — Daß ich neulich — bei du Vignau — Lißt wieder gefunden, ihn auch Sonntag aufgesucht habe, wißt Ihr durch Johns[1]) Brief, der — nach seiner lebhaften Art — auch von diesem geistfunkelnden Menschen mächtig angezogen ist. — Die Gräfin Beust hat mir einige schöne Autographen geschenkt; darunter eines von Karl August. Wie trat mir dabei der Anfang meiner dießfälligen Liebhaberei in den Abenden im Goethe'schen Hause vor die Seele![2]) Dies Zurücklaufen eines Lebens in seine eigenen früheren Stadien hat mir von je die wunderlichsten Empfindungen erzeugt.

Ueber den nächsten Fortgang unserer hiesigen Dinge werde ich in wenigen Tagen mit Gewißheit berichten können. Daß der Wind von Berlin im Augenblick durchaus günstig weht, kann nicht bezweifelt werden; ebenso wenig daß wir unsere Vorlagen bis zum Eingange der nächsten Woche erledigen. Darnach folgt unzweifelhaft ein Haltepunkt; ob aber in der Form der Schließung dieses Parlaments, oder einer Vertagung — und wenn dies, einer wie langen, darüber bin ich nicht unterrichtet und erfahre es auch vor morgen gewiß nicht; denn Manteuffel, mit dem ich mich gestern beim Besuchen abermals gekreuzt habe, kommt erst morgen früh von Gotha zurück. — Die Nachricht, daß in Gotha ein Fürstencongreß zusammentritt, das Verfassungswerk auch von der Seite abzuschließen,

1) Simsons jüngster Bruder.
2) Vergl. o. S. 42 ff.

gewinnt täglich an Consistenz; ich halte diese Wendung der Dinge der Euch hoffentlich bekannt und verständlich gewordenen neuesten österreichischen Intrigue[1]) gegenüber für fast unerläßlich und den Geschmack daran in dem Naturell des Königs tief begründet. Mit dem Ablauf der Woche werden wir auch über diese Intentionen und ihren Fortgang im Klaren sein und Ihr sollt auf der Stelle von mir das Erforderliche hören . . .

Die nächste Session der preußischen Kammern wurde im November 1850 mit einer anscheinend kriegerischen Thronrede eröffnet. Wirklich zum Kampf für Preußens Ehre und Recht entschlossen war das Volk, jubelnd waren die Mannschaften zu der Fahne geeilt, und der wiedergewählte Präsident der Zweiten Kammer, Graf Schwerin, gab dieser patriotischen Stimmung unter lebhaftem Beifall Ausdruck. Aber man hatte, noch schlimmer als in Erfurt mit dem Reichstage, mit den Gefühlen des Volkes und des Heeres nur ein Spiel getrieben. Bald darauf folgte die Reise des Ministers v. Manteuffel zu dem Fürsten Schwarzenberg und die Convention von Olmütz. Die Zweite Kammer hatte beschlossen, die Thronrede mit einer Adresse zu beantworten. Nachdem die Adreßkommission von dem Ministerium nur äußerst dürftige Aufklärungen erhalten hatte, begann die Plenardebatte am 3. December. Nicht ohne lebhafte Bewegung kann man noch heute die Rede Georg v. Vinckes lesen, der erst vor kurzem in die Kammer eingetreten

1) Oesterreich lud ein paar Tage später (26. April) die deutschen Regierungen zu Verhandlungen über die Herstellung des Bundestages nach Frankfurt a. M. ein, nachdem schon am 19. April ein ähnlicher Schritt erfolgt war. Der letztere ist hier gemeint. Dagegen schlug Herzog Ernst von Koburg-Gotha eine Zusammenkunft der Unionsfürsten in Gotha vor, welche dann in Berlin stattfand.

war. Sie schloß mit dem Rufe „Weg mit diesem Ministerium!" — denn nur die Entlassung des Ministeriums schien eine Möglichkeit zu eröffnen, Preußen von der demüthigenden Convention zu befreien. Zugleich brachte Vincke, im Einvernehmen mit seinen Parteigenossen, einen Verbesserungsantrag zu dem Adreß-Entwurf ein, der die Bitte aussprach, daß es dem Könige gefallen möge, dem System ein Ende zu machen, durch welches das Land in diese verhängnißvolle Lage gebracht und dessen Träger die gegenwärtigen verantwortlichen Rathgeber der Krone seien. Man begreift es, wie der Minister v. Manteuffel unter der Wucht der Vincke'schen Angriffe klagte: „Ich sage Ihnen, ich würde lieber dort stehen, wo die Spitzkugeln fliegen, als hier, wo die spitzen Reden klingen."

Vollkommen zutreffend betonte Vincke, daß es vor Allem der Wille Rußlands sei, dem man sich unterwerfe. Heinrich v. Treitschke hat im letzten Bande seines großen Werkes[1]) aus einer offiziellen russischen Denkschrift nachgewiesen, daß dies auch die russische Auffassung der Verhältnisse im Herbst 1850 war und daher „die deutschen Patrioten vollkommen im Rechte waren, wenn sie die Tage von Warschau und Olmütz als einen Triumph Rußlands und eine Demüthigung Preußens betrachteten." So wenig erforderlich diese Bestätigung war, ist sie doch nicht ohne Interesse. — Von der Gegenpartei sprach der Abgeordnete v. Bismarck-Schönhausen den Wunsch aus, Preußen möge nicht eher entwaffnen, als bis die in Aussicht genommenen freien Konferenzen über die Reform des deutschen Bundes ein positives Resultat ergeben hätten.[2]) Ein anderer Abgeordneter, der sonst die Regierung zu unterstützen pflegte, in der nunmehr geschaffenen Lage jedoch nicht umhin konnte die Gefühle der

1) Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert V. 761.

2) Otto Fürst v. Bismarck, Gedanken und Erinnerungen I. 62—63. 68—74.

Opposition zu theilen, Stiehl,[1]) gab der zuversichtlichen Voraussetzung Ausdruck, es werde in Olmütz Preußen überlassen sein, den geeigneten Zeitpunkt zur Abrüstung abzuwarten. Was dort wirklich hierüber beschlossen war, wußte man, wie es scheint, nicht, wenn es sich auch aus den Andeutungen des Kriegsministers v. Stockhausen errathen ließ. Dieser Kriegsminister, den man nicht unwitzig als „Friedensminister“ bezeichnet hat, begann seine Bemerkungen an jenem 3. December mit den Worten: „Wenn es mich allerdings sehr betrübt, daß ich in diesem Hause, von welchem ich hoffte, daß es nur die Segnungen des Friedens über dem Lande ausbreiten würde, den wiederholten Ruf zum Kriege gehört . . .“ Preußen hatte in Olmütz baldige vollständige Abrüstung zugesagt, während Oesterreich seine Entwaffnung dann zwar sogleich folgen lassen wollte, aber nur zum Schein, jedenfalls nicht vollständig und mit einer Klausel, welche seinen Verbündeten die Möglichkeit offen hielt, ihre Streitkräfte auf dem Kriegsfuße zu belassen.[2])

Man hat dem damaligen preußischen Kriegsminister vorgeworfen, daß er die militärischen Vorbereitungen nicht mit dem gehörigen Nachdruck betrieben oder sogar absichtlich vernachlässigt habe, weil er die deutsche Politik des Generals v. Radowitz, der sie dienen sollten, verwarf.[3]) Man hat ihn allerdings gegen

1) Vergl. Allgem. deutsche Biographie XXXVI. 182.

2) Vergl. v. Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Bd. 2. S. 61—64. Er setzt hinzu: „Die Annahme eines solchen Artikels zwingt zu dem Schlusse, daß Manteuffel mit der Ratification des Vertrags seinen einheimischen Gegnern jeden Widerspruch gegen seine und Schwarzenbergs Politik unmöglich machen wollte.“ Wie Sybel erwähnt, findet sich übrigens merkwürdigerweise ein Original der Olmützer Punktation in den preußischen Staatsakten nicht vor.

3) Vergl. u. a. den schon erwähnten lichtvollen Artikel von R. v. Liliencron über Joseph Maria v. Radowitz in der Allgemeinen deutschen Biographie XXVII. 148. 150.

diese Vorwürfe auch wieder in Schutz genommen.[1]) Sicher ist, daß, nach dem Urteil des Prinzen von Preußen wie nach dem des Königs, Preußen in militärischer Hinsicht mit zuversichtlichem Vertrauen in den Kampf eintreten konnte. Unmöglich hätte der König es sonst bald nachher dem englischen Gesandten gegenüber als die glücklichste Folge der Olmützer Uebereinkunft preisen können, daß dadurch ein Sieg Preußens über Oesterreich verhindert worden sei, welcher bei der inneren Zerrissenheit des Kaiserstaats unvermeidlich gewesen wäre.[2]) Ebenso war Moltke verwundert, daß man in Allem nachgab, nachdem die bei der Mobilmachung hervorgetretenen Mißstände überwunden waren und eine gewaltige Streitmacht bereit stand.[3])

Nachdem beschlossen war, die Adresse den Umständen entsprechend abzuändern, wurde die Fortsetzung der Debatte auf die nächste Sitzung verschoben. Auch Simson hatte sich zum Wort gemeldet und sollte es am folgenden Tage (4. December) gerade erhalten, als die Kammer sofort nach Beginn der Sitzung plötzlich durch königliche Verordnung bis zum 3. Januar 1851 vertagt wurde.

Das Ministerium würde, falls der Adreßdebatte ihr Lauf gelassen worden wäre, höchst wahrscheinlich eine parlamentarische Niederlage erlitten haben, die es vermeiden wollte, um die eingeschlagene Friedenspolitik ungestört durchführen zu können. Auch sollte sich zeigen, daß es richtig gerechnet hatte.

1) Namentlich Fürst Bismarck a. a. O.; auch Poten in der Allgem. deutschen Biographie XXXVI. 292. Poten thut es jedoch nur in sehr eingeschränkter Weise. Er räumt ein, daß Stockhausens Anordnungen nach dem Urteil der meisten Sachkundigen wenig zweckmäßig gewesen seien, und bezeichnet sogar die scharfe Verurteilung seines Verhaltens durch Max Duncker nur als „vielleicht nicht in allen Stücken" gerechtfertigt.

2) v. Sybel a. a. O. II. 68.

3) Vergl. Max Jähns, Feldmarschall Moltke I. 181. 249 und Moltkes Brief an seinen Bruder Adolf vom 25. Februar 1851 (Gesammelte Schriften IV. 149).

Als nach Ablauf der Vertagung die unterbrochene Berathung fortgesetzt werden sollte, ward am 7. Januar 1851 mit 146 gegen 142 Stimmen beschlossen, über den Bericht der Adreßkommission zur einfachen Tagesordnung überzugehen. Simson hatte gegen diese Tagesordnung gesprochen. „Eine Kammer", sagte er, „die von solcher Gelegenheit, von solchem Rechte Gebrauch zu machen absteht, welche eine solche Pflicht zu erfüllen unterläßt, die geht meines Ermessens nicht blos über die Adreßdebatte, die geht über sich selber zur Tagesordnung über, die schreibt sich selber ad acta!" Nach diesem Ausgange dachte er mit Gleichgesinnten, wie Beseler, Vincke, Duncker, an einen gemeinsamen Austritt der Partei aus der Kammer; jedoch ließen sie sich bestimmen, von diesem Schritt abzustehen, weil er die Kammer vollends zu einem willenlosen Werkzeuge des Ministeriums machen zu müssen schien.[1])

Die Regierung hatte, obwohl der Convention von Olmütz bei ihrer Ausführung noch weitere Demüthigungen Preußens gefolgt waren[2]), nach dem abermaligen Zusammentritt der Kammern hauptsächlich darum die Unterstützung der Mehrheit gefunden, weil eine starke Mittelpartei ihr Beistand lieh, die als die „konservativ-konstitutionelle" bezeichnet und von dem früheren Minister Ernst v. Bodelschwingh und dem Justizrath Geppert geführt wurde. Diese Partei hatte noch in Erfurt an der Seite der sogenannten Gothaer gestanden, glaubte aber, der Regierung auch nach deren Umkehr von dem früher in der deutschen Politik eingeschlagenen Wege ihre Unterstützung nicht entziehen zu dürfen. Daraus entstand die Kluft, welche sie nun von der Partei, der Simson angehörte, trennte. Ihr Verhalten erregte

1) Haym, Max Duncker S. 137.

2) Selbst Heinrich Abeken, einer der Urheber der Convention, bereute es, wie seine Lebensbeschreibung (S. 215) ergibt, nachträglich lebhaft, zu ihr mitgewirkt zu haben.

den Unwillen der Liberalen sogar in stärkerem Maaße, als das der alten Gegner von der äußersten Rechten, denen man wenigstens Consequenz zugestehen mußte. Auf sie hatten auch Simsons Angriffe bei den letzten Gelegenheiten besonders gezielt. So geschah es, daß Simson, der noch am 4. Januar von Neuem zum ersten Vicepräsidenten gewählt worden war, bei der abermaligen Wahl am 31. Januar gegen Geppert unterlag, während seine beiden Kollegen im Vorstande, Graf Schwerin und Lensing (der letztere allerdings mit sehr knapper Mehrheit) wieder gewählt wurden. Man kann sich nicht wundern, daß die Majorität dieser Versammlung jetzt gegen ihn stimmte. Simson selbst hatte es vorher als natürlich, ja im Interesse der Klärung der Verhältnisse als wünschenswerth angesehen, daß die Kammer auch ihr Präsidium wechsele, um sich deutlich zu der Farbe zu bekennen, die sie mehr und mehr angenommen hatte. Nun sie nur gerade ihn allein hatte fallen lassen, sich auch eine gewisse Schadenfreude der Gegner darüber kundgab, empfand er doch ein vorübergehendes Gefühl der Kränkung.

Bald darauf wurde über einen von Simson eingebrachten Antrag verhandelt, in dem die Regierung aufgefordert wurde, die von ihr im Juni 1850 erlassene und nachträglich noch erheblich verschärfte Preßverordnung, welche den Kammern nicht sofort nach ihrem Zusammentritt und zunächst nur der Ersten Kammer vorgelegt worden war, ungesäumt auch der Zweiten Kammer zu unterbreiten. Da die Gegner diesen Antrag mit Rücksicht auf die Sachlage, nach der ohnehin weitere die Presse betreffende Vorlagen zu erwarten waren, als einen überflüssigen, rein theoretischen und doktrinären bezeichneten, nahm Simson Gelegenheit, sich gegen die Angriffe auf die Doktrinäre ein für allemal (im Anschluß an eine Ausführung Lessings) zu verwahren:

„Man hat sich bekanntlich seit Jahr und Tag bei uns, wie seit ein Paar Jahrzehnten in Frankreich, daran gewöhnt, mit

dem Namen „Doktrin“ Alles zu bezeichnen, was Einem mißliebig ist, sei es in politischen und intellektuellen, sei es in moralischen Fragen. Nun weiß ich so gut wie ein Anderer, daß die größten Staatsmänner, welche die Erde getragen hat, nicht Doctrinairs gewesen sind. Der große Oranier, der England die Freiheit gab, Chatham — ich will keinen Weiteren daneben nennen — verdienten dieses Prädikat sicherlich nicht. Aber wer, auf diese Exempel gestützt, von der Doktrin, d. h. doch auf deutsch übersetzt von der Wissenschaft, abstrahiren zu dürfen glaubt, der muß gleich ihnen den Vorzug haben, ein Genie zu sein.

„Wäre ich das, dann würde ich auf die Doktrin vielleicht auch mitleidig herabsehen; jetzt aber kann mich (um ein altes Bild zu gebrauchen) die Schmähschrift auf die Krücke unmöglich ergötzen, die uns das, was die Natur versagt hat, mühselig einigermaßen ersetzen kann und soll. Jetzt muß ich mich vielmehr berechtigt halten, drei Klassen oder Kategorien von Staatsmännern zu unterscheiden: die Genies, die Doctrinairs und die Ignoranten.

„Zur ersten Klasse gehöre ich leider nicht; zur letzten möchte ich täglich weniger gehören; ich bin daher sehr dankbar, wenn man mir heute schon einen Platz in der zweiten gönnen will!“

Das Ergebniß der Debatte war die Annahme einer motivirten Tagesordnung, in der wenigstens der Anspruch der Volksvertretung auf gleichzeitige Vorlage oktroyirter Verordnungen an beide Kammern festgehalten wurde.

Schon kamen auch die Fragen zur Erörterung, an die sich später der Verfassungskonflikt geknüpft hat. Simson war, im entschiedensten Gegensatze zu dem Abgeordneten v. Bismarck, der Meinung, daß die Verfassung der Regierung, wennschon einen fortwährenden Rechtstitel zur Erhebung der Steuern, so doch nicht zur Verwendung derselben, außer auf Grund des jährlichen Etatgesetzes, gewähre, und wies durch eine Blumenlese aus den

Reden der Abgeordneten von der Rechten nach, daß bei der Revision der Verfassung auch von dieser Seite die gleiche Ansicht durchaus getheilt und unzweideutig ausgesprochen worden war.

Eine Interpellation, die er mit seinen Gesinnungsgenossen am 30. April 1851 einbrachte und begründete, bezog sich auf das Gesetz über die Verantwortlichkeit der Minister.

Schon die Märzminister des Jahres 1848 hatten sofort nach ihrem Amtsantritt erklärt, daß sie, trotz dem vorläufigen Mangel eines Verantwortlichkeitsgesetzes, sich allen Folgen unterwürfen, welche das Bestehen eines solchen für sie haben könnte. In die revidirte Verfassung waren die Grundzüge eines Ministerverantwortlichkeits-Gesetzes aufgenommen, jedoch die näheren Bestimmungen vorbehalten. Schon in der königlichen Botschaft vom 7. Januar 1850 war sodann eine Aenderung der betreffenden Paragraphen vorgeschlagen, die ziemlich unverfänglich aussah, aber wohl den Zweck hatte, den Begriff der konstitutionellen Verantwortlichkeit der Räthe der Krone zu verflüchtigen, und die es damals gelang abzuwehren. Im Anfange der nächsten Session legten die Minister ein Verantwortlichkeitsgesetz vor. Es wurde in der Justizkommission unter Simsons Vorsitz berathen und von der Zweiten Kammer in allen wesentlichen Punkten mit überwiegender Mehrheit angenommen. Als es jedoch in die andere Kammer gelangte, wurde dort zunächst ein Versuch unternommen, die Verfassung in diesem Punkte zu ändern, der Entwurf sodann mehrfach abgeändert und endlich im Ganzen verworfen. Dabei verhielt sich das Ministerium völlig passiv; ja, es schien die seinem Entwurfe bereitete Niederlage nicht nur stillschweigend, sondern freudig hinzunehmen. Dieser Verlauf der Sache, dazu das Verhalten der reaktionären Presse und Partei, von denen derartige Zusagen der Verfassung als bloße „revolutionäre Drohungen" bezeichnet und das Schicksal des Verantwortlichkeitsgesetzes mit Jubel begrüßt wurde, erregten lebhaften

Unwillen und die Besorgniß, daß jene Verfassungsbestimmung dauernd vereitelt werden würde. Simson erörterte diese Vorgänge in scharfen Worten. Die Interpellanten fragten, was das Staatsministerium nunmehr zu thun beabsichtige, um den betreffenden Artikel (61) der Verfassung zur Ausführung zu bringen. Formell konnte sich der Ministerpräsident dieser Frage gegenüber auf die Antwort zurückziehen, Gesetzvorschläge, welche durch eine der Kammern verworfen seien, dürften in derselben Sitzungsperiode nicht wieder eingebracht werden, und einen neuen Entwurf vorzulegen sei in dieser Session nicht mehr möglich. Das damalige Ministerium hat aber überhaupt nie wieder daran gedacht, einen solchen Entwurf einzubringen, und das Verantwortlichkeitsgesetz steht bis auf den heutigen Tag aus.

Zur Durchführung der deutschen Politik wgr der Regierung im März 1850 ein außerordentlicher Kredit von 18 Millionen Thaler für militärische Ausgaben bewilligt worden. Mit seltener Einmüthigkeit hatten die Kammern sie in den Stand gesetzt, ihr Werk nöthigenfalls mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen. Da sie diese Politik preisgegeben hatte, konnte die Opposition nicht anerkennen, daß die bewilligten Mittel bestimmungsgemäß verwendet worden seien. Aus diesem Anlaß kam Simson (am 9. April 1851) noch einmal auf die Geschichte der bundesstaatlichen Bestrebungen, die Vereitelung der Ergebnisse der Parlamente von Frankfurt und Erfurt durch das Verhalten der preußischen Regierung zurück:

„Die Aufnahme und Verwendung der Anleihe war für einen einzigen Zweck bestimmt, für die Durchführung der Unionspolitik. So lange die Regierung bei dieser politischen Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Union blieb, war es ihre Pflicht und ihr Recht, die Anleihe aufzunehmen und zu verwenden. Sobald sie aber diesen Gedanken fallen ließ — woraus ich ihr in der gegenwärtigen Diskussion weder im Sinne

der Entwickelung des Herrn Minister-Präsidenten ein Elogium, noch im Sinne unserer Partei einen Vorwurf machen will — sobald sie diesen Zweck aufgab, fehlte es für sie an jeder Berechtigung, die 18 Millionen auf den Grund des Gesetzes vom 7. März 1850 zu verwenden, und so wird es, meine ich, auch für die Kammer an jeder Veranlassung, ja an jeder Möglichkeit fehlen, in einer Resolution auszusprechen: „die Regierung habe die 18 Millionen ihrem Zwecke gemäß verwendet."

„Nun, meine Herren, haben wir heute gehört, was für „schwere Bedenken" das „kühne Beginnen" der Union von Hause aus in der Seele unserer leitenden Staatsmänner erregt habe. Diese Bemerkung überrascht gewiß niemand. Wir hatten das Schwanken in diesem „kühnen" Entschlusse, ich denke, die ganze vorige Session über wahrgenommen. Erinnern Sie sich, meine Herren, daß in diesem hohen Hause die deutsche Politik der Regierung niemals von einem der verantwortlichen Räthe der Krone, sondern immer durch einen Regierungs-Kommissar[1]) vertreten wurde. Und selbst wenn dieser den Gedanken vertrat, zu dem er, wie ich glaube, in einer eigenthümlichen persönlichen Beziehung stand, so wurde uns immer und immer von neuem insinuirt, man werde mit den Plänen der Union nicht über die Grenzen der Möglichkeit hinausgehen, als ob man jemals den Staatsmännern überhaupt oder gerade den gegenwärtigen Vertretern der Regierungs-Politik das Unmögliche zugemuthet hätte!

„Man hat uns zwar vor einigen Wochen oder Monaten versichert, dieses Projekt der Union sei mit seinem Vater gestorben. Meine Herren! Ich habe bereits an einem anderen Orte darauf eine kurze Entgegnung versucht: und zwar die, daß der in Rede stehende Vater,[2]) wie aller Welt bekannt ist,

1) v. Radowitz.

2) Derselbe.

lediglich ein Adoptivvater war; die wirklichen Schöpfer der Verfassung, von der einige theils verbesserte, theils verstümmelte Stücke die Grundlage des Bündnisses vom 26. Mai ausmachten, saßen bekanntermaßen in der verfassunggebenden Reichsversammlung in Frankfurt a. M. Dieser Ursprung des Kindes aus dem Volke mag es in manchen Augen verächtlich gemacht haben: hoffentlich nicht in den unsrigen. Ich bilde mir ein, es wird ein langer Zeitraum — lang selbst im Verhältniß zu dem rapiden Tempo, in dem die Ereignisse fortschreiten — über unseren Häuptern und denen unserer Kinder hingehen müssen, bis zu einem ähnlichen Werke, wie dem des Frankfurter Parlaments (das man leicht verstümmeln, aber schwer verbessern konnte) wieder einmal eine Versammlung zusammentritt, deren geistiger und rechtlicher Beruf zu solcher Arbeit in den gesammten Gauen des deutschen Vaterlandes so viel Anerkennung finden wird, als diejenige, die zuletzt zerstört zusammensank, weil ihr nicht rechtzeitig von da Anklang und Unterstützung zutheil ward, von wo sie die Hülfe von Gottes und Rechts wegen zu erwarten hatte!

„Die Regierung Sr. Majestät nahm in der Verfassung vom 5. December 1848 einen wesentlichen Theil der Arbeiten der vielgeschmähten Berliner Nationalversammlung an Kindesstatt an, in derselben Weise adoptirte sie am 26. Mai den wesentlichsten Theil der Arbeiten der Frankfurter National-Versammlung. Beiderlei Arbeiten verdanken also ihre Existenz andern Personen als ihren nachmaligen Adoptivvätern; sie gehen nicht mit diesen dahin, wie ich denn, beiläufig bemerkt, noch nie als physiologische Wahrheit habe behaupten hören, daß ein Kind dann und darum sterben müßte, weil sein Vater gestorben sei. Genug davon!

„Wenn aber jemand während der vorjährigen Session darüber auch nur zweifelhaft gewesen wäre, ob der Gedanke der Union ernstlich in den Häuptern unserer leitenden Staatsmänner

ruhen möge, so mußte ihn die Botschaft vom 7. Januar des Jahres 1850 darüber gewiß aufklären. Diese Botschaft, gegen welche den wesentlichen Angriff mit geführt zu haben ich mir noch heute zum Ruhme rechne, wie sie die Entwickelung unserer inneren Freiheit bedrohen mußte, so legte sie auch die Axt an die Wurzeln von Erfurt. Es waren wenige Tage seit ihrem Bekanntwerden ins Land gegangen, und eine loyale und friedliche Bewegung, die einen Theil des Südens unseres Vaterlandes zu Gunsten der Union ergriffen hatte, war zur Ruhe gebracht; die Vorlage vom 7. Januar hatte genügt, sie zu beschwichtigen. — Es hat mir nicht mehr imponiren können, daß man seitens des Ministeriums bei Vertheidigung der Vorlage sagte, man möge die Minister nicht durch Ablehnung der Königlichen Botschaft vom Ruder drängen, ihre fernere Wirksamkeit sei die Bürgschaft dafür, daß das Werk der deutschen Verfassung zu Stande käme.[1]) Ich habe dieser Versicherung nicht mehr geglaubt.

„In Erfurt aber, denke ich, sind die letzten Schuppen von den Augen gefallen. Es klingt eigenthümlich genug, daß der

---

1) Der Minister des Innern v. Manteuffel hatte am 26. Januar 1850 gesagt:

„Eine fernere nothwendige Folge der Verwerfung der Botschaft würde der Rücktritt des gegenwärtigen Ministeriums sein. Meine Herren! Wir gehören nicht zu denen, die Personen für unentbehrlich erachten, am wenigsten die unsrigen. Wir können darüber um so unbefangener sprechen, als wir unsere Plätze bereitwillig aufgeben. Aber, meine Herren, lassen Sie uns die Thatsache nicht verkennen: wer vermag die Bürgschaft dafür zu übernehmen, daß der Wechsel der Personen in diesem speziellen Falle nicht weitergreifende Folgen nach sich zieht? Die Namen, um die es sich hier handelt, stehen zum großen Theil unter der Verfassung vom 5. December. Diese Namen sind eingesetzt für die Bestrebungen zu Deutschlands Wiedergeburt. Diese Namen sind also unauflöslich verwebt mit dem gegenwärtigen Regierungssystem. Wenn aber ja in diesem System ein Wechsel eintreten sollte, dann wird — dessen bin ich mir klar bewußt — das Ziel der deutschen Einheit, welches wir vielleicht mit manchen Irrungen und mit schwachen Kräften, gewiß aber mit redlichem Willen angestrebt haben, in weite Ferne hinausgeschoben werden."

Herr Minister uns von der Erfurter, wie in seiner Kritik der untergegangenen Frankfurter National-Versammlung von dieser sagt, es wären viele treffliche Männer dort versammelt gewesen: nur habe man mit diesen trefflichen Männern niemals in Uebereinstimmung kommen können. Ich denke, der Grund lag nahe. Man hatte eine Proposition für das Verfassungswerk mit der ausdrücklichen Erklärung vorgelegt, daß die neue Verfassung in dem Augenblick feststehen solle, wo die nach Erfurt berufenen Männer sie acceptirt hätten. Als nun diese Männer die Verfassung, wie sie ihnen vorgelegt war, ohne Aenderung eines Buchstabens annehmen wollten, da rief man ihnen zu: „Besinnt Euch! bedenkt, was Ihr thut! Ihr wollt die Fürsten fangen!“

„Wer uns das Revidiren der Verfassung in Erfurt in dem Sinne zumuthen konnte, wie es in Erfurt geschehen ist und heute nachträglich empfohlen wurde, der muß zum Mindesten ein staatsrechtlicher und privatrechtlicher Dilettant erster Sorte gewesen sein! Jeder Andere mußte wissen, daß in dem Augenblicke, wo wir dem Rathe gefolgt wären, das „Netz“ oder das „Band“ um die Fürsten gelöst war, daß wir den Offerirenden ihre Propositionen zurückgaben; daß wir uns an der Schuld betheiligten, wenn der Nation abermals die Möglichkeit genommen wurde, endlich einen haltbaren Rechtszustand für Deutschland herbeizuführen.

„Das Verfahren in Erfurt und was ihm folgte hat bewiesen, daß es mit der Annahme fremder Pläne nicht genug ist, und daß derjenige, der sie annimmt, ohne das Herz, ohne die Neigung, sie zum Ziele zu führen, mit dem Manne zu vergleichen ist, von dem der Dichter sagt, daß der Ankauf des Instruments ihm wohl die Macht verliehen habe, es zu zerstören,

„Doch nicht die Kunst, den Silberton zu rufen
Und in der Töne Fülle zu zerschmelzen.“

Im Ganzen war die Session für Simson ebenso anstrengend wie unerfreulich, zumal er wiederum von einem Leberleiden heimgesucht wurde, das im Frühjahr eine abermalige Kur in Karlsbad erforderlich machte.

Indessen nahm er auch an der letzten Session der Legislaturperiode im nächsten Winter noch Theil.

Ein Antrag G. Beselers, welcher die preußische Verfassung gegen etwaige Eingriffe des wiederhergestellten Bundestages zu sichern bezweckte, gab Simson in der Sitzung vom 30. Januar 1852 Gelegenheit zu Aeußerungen über die deutsche Frage, die sich, wie mir scheint, als richtig bewährt haben. Das Programm der Mehrheit des ehemaligen Frankfurter Parlaments, so bemerkte er, „schloß selbst die deutschen Provinzen Oesterreichs von dem Reich in der Ueberzeugung aus, von der ich auf jede Gefahr hin ausspreche, jedes kommende Jahrzehnt werde mehr und mehr bestätigen, was man schon heutzutage aus dem vierten Bande von Steins Leben,[1]) ja schon als Zuschauer der Vorgänge von 1813 und 1814 hätte lernen können, daß für Oesterreich und Preußen zwar in zwei neben einander gebauten Häusern Raum ist, daß sie, so eingerichtet, in dem innigsten Verhältniß von Freundschaft und Nachbarschaft stehen können, daß sie aber ohne Beschädigung Preußens unter einem Dache nicht mit einander wohnen können."[2]) — „Nach Ihrer Auffassung", so wandte er sich im weiteren Verlaufe der Rede an die Gegner, „ist die ganze Frage, die wir seit dem gestrigen Morgen diskutiren, gar keine Rechtsfrage, sondern eine Machtfrage. Sie sagen, mag doch das Bundesrecht sagen, was es will, eine halbe Million Preußischer Landeskinder unter Waffen kann möglicherweise etwas anderes sagen, und wenn diese beiden Aus-

---

1) G. H. Pertz, Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein. Der 4. Band war 1851 erschienen.

2) Vergl. auch oben S. 152.

sprüche mit einander in Kollision gerathen sollten, so sind Sie nicht im Zweifel, auf welche Seite sich die Schale des Sieges neigen werde, und ich bin es auch nicht. — Aber bedenken Sie, was Sie thun; Sie machen mit dieser Betrachtung aus dem Bundestage, den Sie scheinbar schaffen, auch nichts mehr als wieder ein Institut des Scheines, des Scheinrechts auf deutschem Boden. Sie reißen abermals eine Rechtswurzel aus der Ueberzeugung der Nation und wollen doch die durch das Ausreißen entstandene Stelle nicht als leer geworden bezeichnen!"

Die Hauptforderung der mehrerwähnten königlichen Botschaft vom 7. Januar 1850 war, wie berührt, mit einem Amendement des Grafen Arnim angenommen worden, nach welchem die neue Gestaltung der Ersten Kammer am 7. August 1852 ins Leben treten sollte. Aber noch war dieser Tag nicht erschienen, als bereits die neue Forderung folgte, die Bildung der Ersten Kammer ganz der Krone zu überlassen. Natürlich gehörte Simson zu denen, welche sich dieser Forderung nicht fügten, die auch in der That einstweilen noch abgelehnt wurde.

Auch hier mögen einige Auszüge aus seinen Briefen aus jenem Zeitraum folgen.

Berlin 22. 11. 50.

... Die politische Lage übersehe ich noch um kein Haar mehr als in Königsberg und selbst die Stimmung der Kammer nicht sicherer. — In der I. Abtheilung, der mich das Loos zugewiesen hat, sind wir, wie die gestrigen Vorstandswahlen erwiesen haben, in einer Minorität von 17 gegen 25, so daß ich z. B. gewiß nicht in die Adreß-Commission und vielleicht überhaupt in keine erhebliche Commission komme. — Bei der Präsidentenwahl glaubt man, wie Du aus den Zeitungen ersehen haben wirst, das ganze vorjährige Büreau durchsetzen zu können. Eben ist die Präsidentenwahl im Gange.

Erfreulich ist uns bisher allein Vinckes[1]) heutige Ankunft gewesen. Mir ist, als wäre uns dadurch ein Husaren-Regiment zu Hülfe gekommen. Er, Saucken,[2]) Beckerath und Schubert grüßen Dich. Alle unsere Freunde fragen nach Dir mit dem alten lebhaften Interesse. Nur Camphausen[3]) und Bürgers haben schon jetzt ihre Frauen hier, Andere haben in diesem Betracht genau dieselben Absichten, wie ich und, je nachdem sie mehr oder weniger an Krieg glauben, mehr oder weniger Hoffnung, schon hier bald mit den Ihrigen zusammen zu kommen. In vierzehn Tagen müssen wir wissen, woran wir sind und wie sich unsere Geschicke wenden und vollenden.

Von den Ministern hab' ich noch niemand gesprochen und werde sie erst, wenn mir amtliche Veranlassung gegeben wird, aufsuchen.

— — — —

Eben — $11^1/_2$ Uhr — ist Schwerin mit 207 von 292 Stimmen gewählt und hat sein Amt mit einer musterhaften Rede angetreten, die Ihr heut Abend in den Zeitungen findet. Mit der äußersten Rechten, die Graf Arnim[4]) ihre Stimmen gab, sind diesmal auch die 14 Polen gegangen!

Vor $^1/_4$ Stunde bin ich selbst mit 195 von 278 Stimmen an Schwerins Seite gekommen; Lensing kommt jetzt ohne Zweifel als 2ter Vice-Präsident heran . . .

Berlin 23. November 1850.

. . . Bei der heutigen Wahl zur Adreß-Commission ist unsere Partei nicht allein in *meiner* Abtheilung, wie ich

---

1) Georg v. Vincke (1811—1875), der im Jahre 1849, weil er das oktroyirte Wahlgesetz nicht anerkennen wollte, eine Wahl zur Zweiten Kammer abgelehnt, jetzt jedoch die im Kreise Aachen-Geilenkirchen angenommen hatte.

2) v. Saucken-Julienfelde (1798—1873).

3) Ludolf Camphausen.

4) Graf v. Arnim-Boytzenburg.

Euch voraus schrieb, durchgefallen, sondern hat im Ganzen von 21 Stimmen nur 7—8 erworben! . . .

O. D. (Berlin 25. November 1850).

. . . Gestern bis 12 Uhr hat sich Besuch auf Besuch in meinem neuen Zimmer . . . abgelöst . . . Um 12 Uhr aber versammelte sich die Adreß-Commission, der ich nun doch — wie Du aus der Constitutionellen Zeitung ersehn hast — auf Schwerins Motion als stillschweigendes — nur zu seiner Vertretung im Vorsitz berufenes Mitglied beiwohne. Sie saß bis nach 3 Uhr — beiläufig, ohne irgend erhebliche Aufschlüsse von dem versammelten Staatsministerium zu erlangen, und vertagte sich dann bis heut Nachmittag 5 Uhr, wo aber das Staatsministerium seine Abwesenheit entschuldigt und damit die Verlegung der Sitzung auf morgen bewirkt hat. Ich aß gestern kurz und bündig mit Harkort, Seckendorff und andern Rheinländern im Rheinischen Hof, ging dann in mein Hôtel . . . und wurde bald durch einen Besuch Vinckes erfreut, der bis 9 Uhr blieb und mich so — zu meiner großen Befriedigung — von allen weiteren Beschäftigungen und Besuchen abhielt . . . Dann ging es in das Plenum; nach demselben wollte ich einen Augenblick zu Robert und Marie und dann Euch schreiben. Auf der Straße aber traf mich (mit Beseler) der Koburger Herzog und lud uns zu einem Spaziergang ein . . .[1])

---

1) Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg-Gotha schreibt am folgenden Tage (Berlin 26. November 1850) offenbar nicht ohne Uebertreibung: „Ich hatte von jeher viel Einfluß hier und jetzt mache ich ihn geltend, um aus dem Schiffbruch wenigstens das Beste zu retten, vor Allem unsere Ehre. Ich bin den ganzen Tag belagert von den Mitgliedern der Kammer, die ich von früher von Frankfurt und Erfurt her kenne. Leute wie Simson, Beseler rc., Patrioten aus der Armee und aus dem Publikum schaaren sich um mich. Ich beruhige und dämpfe die Leidenschaften auf dieser Seite . . . Es heißt hier Krieg um jeden Preis, und dort Frieden um jeden Preis,

Berlin 4. Decbr. 1850.

Geliebte Cläre.

Ich wollte heut nach dem Schluß meiner Rede[1]) mein langes Stillschweigen brechen und Dir mein Herz wieder einmal schriftlich ausschütten. Ich habe aber keine Rede gehalten und werde Dir mein Herz mündlich ausschütten. Wir sind — unmittelbar ehe ich das Wort erhalten sollte, bis zum 3. Januar vertagt und ich gehe übermorgen — Freitag — früh, so Gott will, zu Euch und umarme Euch Sonntag früh.

Kommt mir gesund und heiter entgegen! Ich bin das Erstere; Ihr sollt mich zum Zweiten machen.

Berlin. Donnerstag 5. December 1850.

... Nachdem gestern den ersten Eindruck der Vertagungsnachricht bei mir die plötzliche Aussicht, meine Lieben so bald wieder zu umarmen, neutralisirt hatte und ich darüber in eine Art von Freudigkeit gerathen war, wie Mancher von meinen Freunden — hat sich meiner und unser allmählig doch mit dem Hinblick auf die Lage des Landes und dessen muthmaßliche frühere oder spätere Zukunft bald wieder große Bedenklichkeit, ja Niedergeschlagenheit bemächtigt. Ich habe — nachdem ich gestern noch in der Fraction und zum Abend bei Schwerin gewesen war, die Nacht fast kein Auge geschlossen und fühle mich so matt und erschöpft, daß ich bei N. und O. mich habe wegen des Abschiedes entschuldigen lassen und ebenso bei einem Mittagessen bei Mielenz, zu dem sich heut die Freunde noch einmal versammeln wollten ...

---

heute folgt der König dem Einen und morgen dem Andern; da haben die Wenigen, zu denen ich gehöre, einen schweren Stand, welche die Mittelstraße gehen wollen und ganz ruhig sind, da in den Stunden der Gefahr mit Leidenschaftlichkeit und ebenso mit Feigheit gar nichts zu erlangen ist. Die Lage ist eine entsetzliche, weil man bereits alles verpfuscht hat." (Aus meinem Leben und aus meiner Zeit. I. Berlin 1887. S. 607.)

1) Vergl. o. S. 269.

und Erörterung mit Dir werth zu sein. Sie alle durchzieht die eine Absicht, dieser Trennung bald möglichst ein Ende zu machen, die um so unerträglicher wird, je erfolgloser die Thätigkeit ist, die ich in der Entfernung von meinen Geliebtesten treiben muß . . .

Berlin. Sonntag 2. Februar 1851.

. . . Nach diesem Abriß meines Lebens in diesen Tagen komme ich auf den Vorgang vom Freitage[1]) zurück. Ich täusche mich darin gewiß nicht: er hat Euch erschreckt, weil Ihr annehmen müßt, daß er mich betroffen gemacht hat. Eine solche Betroffenheit würdet Ihr für unmöglich halten müssen, wenn alle drei Präsidenten nicht wieder gewählt wären. Die Sache hätte in Euern Augen zweifelhaft gestanden, wenn Schwerin wiedergewählt und Lensings und meine Stelle anderweit besetzt worden wären. Nun aber nur ich nicht wiedergewählt bin, stellt Ihr Euch Euern entfernten Freund betroffen und gekränkt vor, und er thut Euch leid.

Der Zusammenhang der Sache ist Euch inzwischen wohl durch die Zeitung klar geworden.

Die Fraction der Conversationshalle (70) und die Partei Bodelschwingh-Geppert (90) konnten sich über einen Ersten Präsidenten nicht vereinigen: vielleicht darum nicht, weil Bodelschwingh selbst bei der entscheidenden Sitzung seiner Fraction zufällig nicht zugegen war. Zu den c. 130 Stimmen unserer und der Riedel'schen Fraction kamen also etwa $^1/_8$ der Geppert-Bodelschwingh'schen Anhänger und die c. 24 Polen und Ultramontanen, und die Majorität für ihn[2]) war gesichert.

Mir persönlich trug und trägt die Bodelschwingh-Geppert'sche Partei meine beiden Januar-Reden — gegen die einfache

1) S. war bei der Neuwahl des Präsidiums der Zweiten Kammer als erster Vicepräsident nicht wiedergewählt worden. Vergl. o. S. 271.

2) D. h. für Graf Schwerin.

Tagesordnung[1]) und für meinen Antrag in Betreff der Preß-verordnung —, die allerdings noch weit mehr gegen ihr halbes und unentschiedenes Treiben, als gegen die wenigstens konsequente äußerste Rechte gingen, begreiflicher Weise unversöhnlich nach. Geppert mußte schon bei dem ersten Scrutinium durchkommen, wenn nicht ein Paar Mitglieder der äußersten Rechten an ihm hätten rächen wollen, daß seine Leute in so großer Zahl für Schwerin gestimmt hatten, und die 24 Polen und Ultramontanen bei dieser Gelegenheit eine Manifestation für paßlich gehalten hätten. Denn die Polen haben mir nie vergeben, daß ich im vorigen Jahre — im Ausschuß — für die Dismembration des Großherzogthums stimmte und die Ultramontanen verzeihen mir weder Frankfurt noch Erfurt. Bei der zweiten Abstimmung schlugen sie sich also zu Geppert gegen mich; aber natürlich zu Lensing — dem katholischen Priester — gegen den sehr protestantischen Herrn v. Selchow. — Sie haben also bei diesen Wahlen den Ausschlag gegen mich gegeben, wie am 26. Januar 1850 für die königliche Botschaft vom 7. Januar.

Der Vorgang selbst — oder vielmehr sein Resultat — wird auch unter meinen Freunden sehr verschieden beurteilt... In Spaß und Ernst legen sie das hauptsächliche Gewicht auf die große Klarheit, die dadurch in der politischen Stellung des Individuums hervorgebracht ist. Es ist fast zu persönlicher Feindseligkeit zwischen Saucken-Julienfelde und einem Mitglied der Geppert-Bodelschwingh'schen Partei gekommen, dem er — auf seine Frage — erwiderte: S. ist ein zu guter Preuße — drum hat er die Polen; — ein zu guter Deutscher, drum hat er die Ultramontanen, und ein zu guter „Doktrinär" — drum hat

---

1) Ueber den Antrag auf Erlaß einer Adresse an die Krone, nach dem Wiederzusammentritt der Kammer im Januar 1851. Vergl. o. S. 270 ff.

er die „Ignoranten" gegen sich.[1]) — Aber keiner verkennt, daß die Partei eine Niederlage erlitten habe, und das Subject zu sein, an dem sich eine solche Niederlage manifestirt, bleibt in hohem Grade unerfreulich. — Es hat mir wenigstens für den Augenblick die — ohnehin geringe — Lust am Mitreden fast gänzlich genommen und es steht dahin, ob und wann ich sie wieder gewinnen werde.

Nun aber genug und übergenug von mir. Diese Zustände können ja ohnehin nicht ewig dauern! Nach dem nun klaren Fehlschlagen von Dresden muß ja die Entwickelung im Allernächsten erfolgen.

Berlin. 18. Febr. 1851.

(An seinen Bruder August.)

Erst heut komm' ich zu der Beantwortung Deines Blattes vom 7., mit dessen Empfang mir ein lebhafter und relativ alter Wunsch in Erfüllung gegangen ist. Ich weiß sehr gut, daß Ihr Alle meiner mit nicht ermüdendem Antheil gedenkt und daß am Wenigsten fast wir beide, deren Leben mit einander verwachsen ist, wie selbst das von Brüdern selten sein mag, jemals von einander lassen können, aber ich kann Euch nicht oft und dringend genug sagen, wie sehr ich — in der tiefen Unerquicklichkeit meiner Lage, aus der ich mich heraussehne, wie schwerlich schon früher aus einer Situation meines Lebens — auch Eurer Zuschriften bedarf, wie wohl Ihr mir dadurch thut und wie wohl Du, mein ältester Freund, mir durch Deinen Brief gethan hast.

Dein Urteil über mein parlamentarisches Leben ist mir auch überaus werth und willkommen; ich gehöre einmal zu den Naturen, die — wenn auch vielleicht nicht Anerkennung, doch wenigstens Aufmerksamkeit brauchen, die mir freilich in

1) Vergl. o. S. 272.

diesen drei Jahren in dem unverdientestem Maaß — im Guten und Schlimmen — zutheil geworden ist. Die Mißstimmung wegen des Ausganges der Präsidentenwahl ist längst vorüber, aber die wegen des traurigen Charakters der Kammer ist nicht bloß stehn geblieben, sondern fast von Tag zu Tage gestiegen. Ich suche mich manchmal damit zu trösten, daß — si parva licet componere magnis — auch Fox, Grey, Sheridan u. s. f. Jahrzehnte hindurch vergeblich gegen eine Majorität rangen ... Aber der traurige wirkliche Unterschied jener Tage und der unsrigen ist die gänzliche Theilnahmlosigkeit der Nation bei unsern Bestrebungen. Sie läßt das Schiff ohne Wasser und wundert sich, daß dasselbe nicht vorwärts kommt ...

Berlin Freitag 4. April 1851.

... Freitag überwies die Kammer der Justiz-Commission die Harkort'sche Sache.[1]) Nach drei Sitzungen fiel mir das Loos, darin zu referiren, und ob der Bericht gleich im Druck nur sechs Seiten einnimmt, hat er mir doch große Schwierigkeiten gemacht, weil die Sache aus vielen Gründen mit spitzen Fingern anzufassen war. Dazu kam ein Protest gegen die Verordnung wegen der Kriegsleistungen[2]), den wir heut der

1) Es handelte sich um die Genehmigung zur Einleitung des Strafverfahrens gegen den Abgeordneten Harkort wegen seines „Bürger- und Bauernbriefes", den ersten derartigen Fall seit dem Bestehen der Kammern in Preußen. Die Strafkammer hatte die polizeiliche Beschlagnahme der Schrift aufrecht erhalten, weil sie den Bürger- und Bauernstand gegen das Junkerthum aufreize — ein Begriff, der in der betreffenden Debatte zu näherer Erörterung kam. Simson meinte, daß man einen Angriff auf das Junkerthum ebenso wenig als Störung des öffentlichen Friedens betrachten könne wie beispielsweise einen Angriff auf das sogenannte Philisterthum. Dagegen that Bismarck bei dieser Gelegenheit die bekannte Aeußerung, er rechne sich zur Kategorie der Junker und werde den Namen des Junkerthums noch zu Ehren bringen. Vergl. L. Berger, Der alte Harkort S. 458 bis 460.

2) In Betreff der 18 Millionen Thaler, welche der Regierung zur Durchführung der Unionspolitik bewilligt waren.

Kammer überreicht haben und den ich verfaßt und in wiederholten Erörterungen in der Fraction durchgebracht habe . . .

Berlin. Sonnabend 5. April 1851.

(An die Schwiegermutter.)

. . . Von Franz Lißt hab' ich ein artig Briefchen mit einem Buch über die in Weimar beabsichtigte Goethestiftung erhalten.[1]) Es erinnert mich vielfach an die Erfurter Zeit und ist somit ein „Angedenken verklungener — Leiden"!

Berlin 5. Mai 1851.

. . . Heut ist mir andeutungsweise der Wunsch des Dr. Haym zugekommen, durch mich am 19. d. vor den Assisen vertheidigt zu werden. Ich hoffe ihn wie H. v. Arnim und Harkort[2]) auf den gleichen mir kundgegebenen Wunsch davon zu überzeugen, daß dessen Erfüllung nicht in ihrem und ihrer Sache wahrem Interesse liegt. Hätten sie gleichwohl darauf be-

1) Der Brief lautet:

„La flatteuse et amicale bienveillance que vous voulez bien me témoigner depuis nombre d'années, me fait espérer que vous accueillerez avec indulgence mon travail sur la *Fondation-Goethe,* dont je prends la liberté de vous offrir un exemplaire.

Cette brochure contient le développement des idées et l'exposé du plan dont j'ai eu l'avantage de vous entretenir lors de notre dernière rencontre à Weymar. Si, comme il y a lieu de l'espérer, la cour de Weymar accepte sérieusement les charges et les bénéfices du protectorat sur la *Fondation Goethe,* qui lui est naturellement dévolu, cette institution pourra se maintenir à la hauteur de sa mission et payer en quelque sorte la dette glorieuse du passé à l'avenir.

Quoiqu'il en soit, veuillez agréer ce petit volume comme un faible témoignage de la haute estime et considération

de votre affectueusement
dévoué serviteur

Weymar 22 mars 1851. F. Liszt."

2) Rudolf Haym (geb. 1821); Heinrich v. Arnim (1798—1861); Friedrich Harkort (1793—1880). Es handelte sich um Preßprozesse der Genannten. Vergl. o. S. 289.

standen, oder thäte es H., so würde ich mich politischen Freunden sicherlich nicht entziehn; ich entzöge mich nicht dem Fremdesten, der in einer ihm drohenden Gefahr des Glaubens wäre, daß ich ihm helfen könnte . . .

Berlin. Mittwoch 7. Mai 1851.

. . . Die heutigen Zeitungen enthalten eine Geschichte von einem Duell zwischen Graf Rittberg[1]) und mir; die National-Zeitung bereits die Notiz, daß die ganze Sache aus der Luft gegriffen sei. — Da ich Eure ängstlichen Gemüther, namentlich das des geliebten Papa's kenne, so bestätige ich hiemit die Notiz der Nationalzeitung auf das Heiligste und Theuerste. — Ich habe die erste Kammer nicht nur mit keinem Wort beleidigt, sondern in derselben Rede[2]), in der man diese Beleidigung hat (an gewissen Orten) finden wollen — ausdrücklich erklärt, daß ich die Kritik der andern Kammer für etwas absolut Unzulässiges erachte! . .

Leipzig. Hôtel de Bavière, Dienstag 13. Mai 1851.

. . . Den Abend hab' ich gestern im Theater zugebracht. Man gab unter Anderm „Müller und Schulze“, mit allerlei Zusätzen zur Verhöhnung Preußens. Wo sind wir hingekommen! Ich hatte Mühe auszuhalten. Aber, so schmerzlich die Erfahrung als Bestätigung meiner Befürchtungen war, so lehrreich war sie doch. Der Kelch muß bis auf die Hefen geleert werden . . .

Simson hatte sich in der abgelaufenen Sitzungsperiode zwar, seinem Naturell entsprechend, auch nicht übermäßig oft, aber doch lebhaft an den Debatten betheiligt. Er stand gerade

---

1) Präsident der Ersten Kammer.

2) Bei Erörterung des Schicksals, welches das Gesetz über die Ministerverantwortlichkeit in der Ersten Kammer erlitten hatte; vergl. o. S. 273.

in der Vollkraft der Jahre. Er hatte sich in einer Versammlung, von der ein erheblicher Theil dem ehemaligen Präsidenten des deutschen Parlaments und Ueberbringer der verschmähten Kaiserbotschaft abhold war, eine geachtete Stellung und selbst die Sympathie manches Gegners erworben. Nicht nur seine Freunde, sondern auch anders oder entgegengesetzte Gesinnte erkannten seine parlamentarische Begabung an. Ernst v. Bodelschwingh nennt ihn einmal „den ausgezeichnetsten Redner dieser Kammer.“[1]) Daß seine Ausführungen scharfsinnig und elegant waren, wurde nicht bestritten, wenn man ihnen auch wohl vorwarf, sich zu oft in technisch juridischen Wendungen zu bewegen, und selbst sein politischer Freund Georg v. Vincke ihn gelegentlich mit seiner Vorliebe für die lateinische Sprache neckte.

Vor Allem konnte er das Bewußtsein nach Hause mitnehmen, nach besten Kräften gegen die Trübung und Zerstörung, für die Stärkung des gesetzlichen Sinnes in der Nation eingetreten zu sein. Er hatte den Schmerz erlebt, daß die Frankfurter und Erfurter Verfassung, beide unter seinem Vorsitz beschlossen, beide nicht ins Leben getreten waren. Die preußische Verfassung war ins Leben getreten, aber bald darauf hatte zugleich mit der Preisgebung der deutschen Politik Preußens der „Bruch mit der Revolution“, die entschiedene Reaktion eingesetzt. Man suchte die bei der Revision bereits verkürzten konstitutionellen Rechte in der Ausführung noch enger einzuschränken. Im letzten Hintergrunde lag, wie jetzt als ziemlich unzweifelhaft gelten kann, der Wunsch des Königs, die Verfassung zu beseitigen und durch einen „königlichen Freibrief“ zu ersetzen.

Das nil admirari konnte man bereits vollkommen lernen. Auch die kleinlichen und gehässigen Maßregeln hatten schon

1) Stenogr. Ber. 1849/50 V. S. 2521.

längst begonnen. So hatten z. B. die Vexationen der Freien Gemeinde in Königsberg zu einer Beschwerde derselben geführt, welche Simson so entschieden für begründet erklärte, daß der damalige Königsberger Polizeipräsident, trotz der verfassungsmäßigen Redefreiheit der Abgeordneten, den Versuch unternahm, seine Aeußerungen darüber vor Gericht zu ziehen. Er erhob Anklage gegen ihn bei der Staatsanwaltschaft in Königsberg, welche sie jedoch auf Grund des Artikels 84 der Verfassung zurückwies.

Die stetig zunehmende politische Apathie hatte so weite Kreise ergriffen, daß die Reaktion auch bei äußerster Rücksichtslosigkeit keinen ernstlichen Widerstand zu fürchten brauchte. Nicht Wenige sehnten sich bereits wieder in den Schooß des Absolutismus zurückzukehren.

Simsons Auffassung dieser Sachlage spiegelt sich treu in seinen eigenen Worten wieder, wie er sie in den Verhandlungen bei verschiedenen Gelegenheiten aussprach. „Man durfte darüber streiten, wieviel Recht diesen Kammern beizulegen sei, aber über die Frage, ob die Kammern von diesem ihrem Rechte auch nur das kleinste Titelchen opfern dürfen — sie, die dabei Andere und nicht sich selbst zu vertreten haben — darüber kann ein Kampf der Parteien in diesem Hause unmöglich stattfinden.“ „Lassen Sie uns nicht dulden, daß das junge Rechtsgebäude, in dem wir nach manchem Sturm Hort und Schutz finden können, innerlich unterhöhlt werde dadurch, daß man, was darin von wirklichem Rechte vorhanden ist, zum Scheinrecht degradirt und durchlöchert.“ „Wir sind des Dafürhaltens, daß unsere Zustände, um zu wirklicher und dauernder Regelung zu kommen, schlechterdings in einer wahren, aufrichtigen, pünktlichen, ja pedantischen Ausführung der Verfassung fortgeführt werden müssen.“

Durch die innere Reaktion im Lande glaubte er auch die deutsche Zukunft Preußens auf die Dauer gefährdet, und diese

Frage blieb ihm die Hauptsache, wie spöttisch man auch auf die gescheiterten Einheitsbestrebungen der Jahre 1848—1850 herabsehen mochte.

In solchem Sinne rang er während jener Jahre mit Gegnern, von denen einzelne ihm durch ihre parlamentarische Begabung einen bedeutenden Eindruck machten. So besonders Graf Arnim-Boytzenburg, ein sehr gewandter Dialektiker. Auch Friedrich Ludwig Keller aus Zürich, der Nachfolger Savignys und Puchtas, in seiner Heimat einst der Führer der Radikalen, jetzt in Preußen ein Wortführer der Konservativen, verleugnete immerhin auch im Parlament seine großen Fähigkeiten nicht. Bismarcks Genie blieb noch unerkannt, wenn auch nicht seine Originalität.

Es war ein unerfreuliches, meist vergebliches Ringen. Johann Gustav Droysen schrieb um jene Zeit (im Februar 1852) an Simson: „Mit großem Interesse folge ich Ihren parlamentarischen Verhandlungen und bewundere die Geduld, mit der Sie und alle Freunde die Mühsal ertragen, mit solchen Gegnern mit solcher Hoffnungslosigkeit zu streiten." Thatsächlich bleiben jedoch solche Kämpfe niemals fruchtlos und sind es auch in Preußen weder damals noch später gewesen. So erhob sich auch Simson meist über trübe Hoffnungslosigkeit, mochte er ihr auch in einzelnen Stunden verfallen. Dann blickte er in die Zukunft der Verfassung mit der Zuversicht der Goethe'schen „Hoffnung":

> Jetzt nur Stangen, diese Bäume,
> Geben einst noch Frucht und Schatten.

Dann dachte er, daß diese Anfänge parlamentarischen Lebens vergessen werden würden über der Vollendung künftiger Jahre. Dann sprach er wohl mit tiefem Bedauern von der fast unbedingten Willfährigkeit, welche die Mehrheit der Kammer der Regierung entgegengebracht hatte — auch nach dem Gange nach Olmütz: „diese Thatsachen sind aus der Geschichte des Landes

nicht mehr auszumerzen." Aber er hoffte auf eine neue Lebensregung, die, vielleicht von außen ihren Impuls empfangend, die gespaltenen und zerrissenen Kräfte zusammenführen würde in dem einen preußisch-deutschen Gedanken.

Solche Wünsche erfüllten seine Seele, als er, wonach ihn schon lange verlangte, sich zunächst aus dem öffentlichen Leben zurückzog.

Frage blieb ihm die Hauptsache, wie spöttisch man auch auf die gescheiterten Einheitsbestrebungen der Jahre 1848—1850 herabsehen mochte.

In solchem Sinne rang er während jener Jahre mit Gegnern, von denen einzelne ihm durch ihre parlamentarische Begabung einen bedeutenden Eindruck machten. So besonders Graf Arnim-Boytzenburg, ein sehr gewandter Dialektiker. Auch Friedrich Ludwig Keller aus Zürich, der Nachfolger Savignys und Puchtas, in seiner Heimat einst der Führer der Radikalen, jetzt in Preußen ein Wortführer der Konservativen, verleugnete immerhin auch im Parlament seine großen Fähigkeiten nicht. Bismarcks Genie blieb noch unerkannt, wenn auch nicht seine Originalität.

Es war ein unerfreuliches, meist vergebliches Ringen. Johann Gustav Droysen schrieb um jene Zeit (im Februar 1852) an Simson: „Mit großem Interesse folge ich Ihren parlamentarischen Verhandlungen und bewundere die Geduld, mit der Sie und alle Freunde die Mühsal ertragen, mit solchen Gegnern mit solcher Hoffnungslosigkeit zu streiten." Thatsächlich bleiben jedoch solche Kämpfe niemals fruchtlos und sind es auch in Preußen weder damals noch später gewesen. So erhob sich auch Simson meist über trübe Hoffnungslosigkeit, mochte er ihr auch in einzelnen Stunden verfallen. Dann blickte er in die Zukunft der Verfassung mit der Zuversicht der Goethe'schen „Hoffnung":

> Jetzt nur Stangen, diese Bäume,
> Geben einst noch Frucht und Schatten.

Dann dachte er, daß diese Anfänge parlamentarischen Lebens vergessen werden würden über der Vollendung künftiger Jahre. Dann sprach er wohl mit tiefem Bedauern von der fast unbedingten Willfährigkeit, welche die Mehrheit der Kammer der Regierung entgegengebracht hatte — auch nach dem Gange nach Olmütz: „diese Thatsachen sind aus der Geschichte des Landes

nicht mehr auszumerzen.“ Aber er hoffte auf eine neue Lebensregung, die, vielleicht von außen ihren Impuls empfangend, die gespaltenen und zerrissenen Kräfte zusammenführen würde in dem einen preußisch-deutschen Gedanken.

Solche Wünsche erfüllten seine Seele, als er, wonach ihn schon lange verlangte, sich zunächst aus dem öffentlichen Leben zurückzog.

---

11. Rückkehr in die heimischen Verhältnisse.

Immer entschiedener stellte sich für Simson die Schwierigkeit, ja beinahe die Unmöglichkeit heraus, seine Familie stets von Neuem auf längere Zeit zu verlassen. Die Entfernung zwischen Königsberg und Berlin hatte damals noch eine ganz andere Bedeutung als heute; die Eisenbahnverbindung war noch lange nicht vollendet, Nogat und Weichsel noch nicht mit festen Brücken überspannt. Simson litt schwer unter der Trennung von den Seinigen, zumal bei der trüben Lage der öffentlichen Angelegenheiten. Vor Allem forderte die Erziehung der zahlreichen, heranwachsenden Kinder ihr Recht. Im Winter 1851/2 war es zwar möglich gewesen, die Familie nach Berlin mitzunehmen, wo die Söhne das Joachimsthal'sche Gymnasium, das damals noch in der Burgstraße lag und unter der Leitung August Meinekes blühte, die größeren Töchter eine Privatschule besuchten. Aber wiederholen ließ sich eine solche Uebersiedelung nicht. Hauptsächlich aus diesem Grunde gab Simson die parlamentarische Thätigkeit einstweilen auf. In Königsberg beherrschte ohnehin die reaktionäre Strömung bereits die Wahlen, und obwohl Simson in Gumbinnen im Herbst 1852 mit nicht unansehnlicher Mehrheit zum Abgeordneten gewählt wurde, lehnte er, zum lebhaftesten Bedauern seines dort mit ihm gewählten Freundes v. Saucken-Julienfelde, das Mandat ab und nahm seine richterliche und akademische Thätigkeit in der Heimat wieder auf.

Allerdings hatte sich ihm noch vor der Heimkehr die Aussicht auf eine Berufung nach auswärts eröffnet. Droysen und Moritz Seebeck, der seit kurzer Zeit die Stelle eines Kurators der Universität Jena bekleidete, hegten den Wunsch, Simson für einen dort vakant gewordenen Lehrstuhl zu gewinnen. Beide kannten ihn persönlich, Droysen als ehemaliges Mitglied des deutschen Parlaments, Seebeck als früherer Vertreter der thüringischen Regierungen bei der provisorischen Centralgewalt und in der Union. Der Gedanke mußte bei den damaligen Zuständen in Preußen, dem freieren Geiste, der in Thüringen lebendig geblieben war, und aus anderen Gründen auch Simson in manchem Betracht lockend oder mindestens annehmbar erscheinen. Da er die ersten Eröffnungen, wie es scheint, günstig aufgenommen hatte, richtete Seebeck am 24. Juni 1852 eine vorläufige Anfrage an ihn, ob er geneigt wäre, einem Rufe als Pandektist an Stelle Eduard Feins, der nach Tübingen übergesiedelt war, und „Ordinarius der Juristenfakultät“ Folge zu leisten. „Ist“, so schrieb ihm Seebeck, „für die eine Aufgabe vorzüglich auf Wissenschaft und Lehrgabe zu sehen, so erfordert die andre, um genügend erfüllt zu werden, auch Uebung in der Rechtspraxis, directives Talent, persönliche Würde und eine schon im voraus anerkannte Reinheit und Tüchtigkeit des Charakters . . . In Jena ist Manches zu vermissen, was nicht immer leicht entbehrt wird; aber dasselbe giebt auch viel, was anderwärts nicht so gewährt ist. Es giebt vor Allem eine freie geistige Athmung, eine unbeengte Bethätigung des innersten persönlichsten Wesens und in der Mannigfaltigkeit der ungleichsten Bestrebungen ein gegenseitiges Verträgniß, wie es auf unsren deutschen Universitäten wohl nicht häufig sich findet. Es würden Ihnen auch schon näher befreundete Gemüther das erste Einleben in die neue Umgebung leicht zu machen suchen, und eine freundliche Anrede hat die Natur, die uns hier umgiebt, an jeden, der in sie ein-

tritt. Vor Allem aber glaube ich, daß der oben bezeichnete Beruf Sie ansprechen würde. Der Ordinarius ist das Haupt der Juristenfacultät und als solcher statutenmäßig in allen Rechtsangelegenheiten der Universität der ständige Berather des jedesmaligen Prorectors und, was mehr bedeutet, Präses des hiesigen Schöppenstuhls, der in Deutschland nächst dem in Leipzig das meiste Ansehn hat und viel und weither befragt wird. Daneben würde es aber auch sich sehr wünschenswerth machen, daß Sie zugleich in dem hiesigen Ober-Appellationsgericht auf der academischen Bank mit Sitz und Stimme übernähmen, wenn auch eine zeitraubende Belastung mit Arbeit Ihnen thunlichst erspart werden müßte."

Indessen konnte Simson, bei näherer Erwägung, sich doch nicht entschließen, auf das Anerbieten einzugehen. Nicht nur fiel ihm der Gedanke der Trennung von seinen Eltern und vielen anderen Verwandten und von Preußen schwer, sondern er hegte auch Bedenken, ob er für die Aufgaben, welche ihm in Jena zugedacht waren, in jeder Beziehung geeignet sein und den von ihm gehegten Erwartungen entsprechen würde. Er glaubte die Einsicht gewonnen zu haben, daß Natur und Anlage ihn zum Fachgelehrten eigentlich nicht bestimmt hätten. Außerdem mochte das Studium des römischen Rechts neben dem des preußischen bei ihm einigermaßen zurückgetreten sein. Dieselben Gründe haben ihn später bestimmt, auf die akademische Thätigkeit zu verzichten und sich ganz dem praktischen Berufe zu widmen. Wie unangenehm seine unerwartete Ablehnung jedoch empfunden wurde, zeigt der folgende Brief Droysens.

Jena 10. Juli 1852.

Verehrter Freund.

Wenn man Ihnen überhaupt jemals böse werden könnte, so hätte ich wenn nicht Lust doch ein wenig Grund es zu sein. Da haben wir uns nun gemüht die Dinge hier so zu-

recht zu machen, daß Sie sich nur hineinzulegen brauchten, und das, wie wir glauben mußten, ganz Ihrem Wunsch gemäß und Sie — refusiren sich uns jetzt. Ich sehe ganz davon ab, daß nur Ihre bestimmten Aeußerungen gegen mich unsren trefflichen Seebeck bestimmen konnten, seine Hand bis zu Ihnen emporzustrecken, und daß ich ein wenig bloßgestellt bin und Seebeck den Regierungen gegenüber mit mir, indem er zu diesen so gesprochen, als wenn die Sache Ihrerseits nicht weitere Schwierigkeiten finden würde. Wie gesagt, ich sehe davon ab, um desto ernstlicher mein Bedauern auszusprechen, daß Sie eine wie ich glaube nach jeder Richtung hin für Sie geeignete Stelle zurückweisen. Sie müssen es mir nicht übel nehmen, wenn ich Ihr zu feines Zartgefühl, Ihre zu weit gehende Selbstverleugnung anklage; mir sind jene Scenen in Frankfurt, als es sich um die angemessene Besetzung des Präsidiums handelte, lebhaft in Erinnerung und noch heute freue ich mich, daß ich damals unter denen war, die auf das Rücksichtsloseste gegen Ihre Einwendungen gesprochen.

Ich habe mich verpflichtet geglaubt, Ihren Brief sofort an Seebeck mitzutheilen. Wir beide verehren und lieben Sie zu sehr, als daß wir nicht Sie selbst, ganz Sie selbst in der Auffassung der Sache, die Sie mir schrieben, hätten wiedererkennen sollen. Seebeck ging so eben von mir, ohne zu äußern, wie er die Sachlage ansehe, ob er dennoch weiter auf Sie rechne oder die Sache für abgethan halte. Ich für mein Theil aber habe mich gedrungen gefühlt, Ihnen sofort meine Ansicht auszusprechen. Ich darf — freilich als eine durchaus vertrauliche Mittheilung — hinzufügen, daß zwei Ihrer hiesigen juristischen Collegen, denen die Sache mitgetheilt worden war, Michelsen und Luden, mit der höchsten Befriedigung sich darüber aussprachen und sich und der Universität Glück wünschten. Sagen Sie selbst, lieber Simson, ist solche Zuversicht

nicht werth, Ihre Bestätigung zu erhalten? Und ist die allgemeine Lage der Dinge nicht von der Art, daß man einen Punkt fester und sichrer Einwirkung ergreifen muß, zumal wenn man wie Sie ohne allen Egoismus und ohne alle Eitelkeit thätig ist? Bleibt uns überall noch eine Hoffnung für das Vaterland, so haben wir doppelt und zehnfach Grund das nachwachsende Geschlecht so stark als möglich zu erfassen und in die Jugend hinein die Hoffnungen und Gedanken zu pflanzen, die wir nicht zur Wirklichkeit reifen sehn sollten. Und kein Punkt deutscher Erde ist dazu mehr angethan als dieses Bethlehem unter den Universitäten. Es bedeutet etwas, daß man hier im Herzen des armen deutschen Vaterlands ist.

Und was ist es, das Sie dagegen geltend machen? Sie sagen, wir Freunde überschätzten Sie! Lehren oder lehrten Sie denn nicht schon so lange Jahre in Königsberg? saßen Sie nicht im Tribunal? nun hier sollten Sie zugleich einem Schöppenstuhl präsidiren und daß Sie präsidiren können, weiß man. Selbst angenommen, daß Sie von sich selber als Lehrer noch mehr fordern als Sie bisher geleistet haben — höchstens kostet es die Mühe eine Zeit lang die Gedanken eben auf das Lehren und das römische Recht zu concentriren. Und uns, die wir Sie kennen, dürfen Sie nicht sagen, daß Sie trotzdem unter unserer Erwartung bleiben würden. Mit solchen immer frischen Anfängen bleibt man selbst frisch und jung. Sie würden — nach allem, was seit 1848 erlebt worden ist — sich wohl fühlen, wenn Sie so mit frischem Muth und neuem Anfang sich ganz auf die Jugend wendeten. Sie dürstet nach jenen höheren Fassungen, nach jenen tieferen Impulsionen, nach jener ethischen Erhebung und Belebung, welche die Virtuosen, die Specialitätsmeister nimmermehr bringen und welche, erlauben Sie mir das zu sagen, an Ihrem Wesen und Schaffen das Beste und Stärkste ist. Als Gegenwort

haben Sie immer wieder nur, daß wir Freunde Sie überschätzten! Ich beklage, daß Sie nicht auf Seebecks Vorschlag eines Rendezvous eingegangen sind. Ich wäre mit gekommen und hätte jede Ihrer Paraden ohne große Mühe durchhauen. Denn diesmal, so scheint es mir, meinem Interesse für Sie, für die Universität, zumeist aber für die Sache, die uns allen am Herzen liegt und der Sie sich schulden — diesmal haben Sie Unrecht.

Poscimur!

Trotzdem in alter wahrhafter Verehrung

Ihr

Joh. Gust. Droysen.

Die Angelegenheit war hiemit noch nicht ganz zu Ende. Seebeck suchte Simson bald darauf noch persönlich in dem Bade Kreuznach auf. Allein es gelang nicht, ihn umzustimmen. Er sollte, abgesehen von der späteren Uebersiedelung nach Leipzig im Reichsdienst, der doch immer eine fortgesetzte amtliche Beziehung zu Preußen mit einschloß, nicht aufhören ein preußischer Beamter zu sein und hat sich auch entschieden als solcher gefühlt.

Das Tribunal des Königreichs Preußen war bei der neuen Gerichtsorganisation im Jahr 1849 eingegangen. Simson trat daher jetzt als Rath bei dem Appellationsgericht in Königsberg ein, das allerdings einige Jahre später, in Erinnerung an die früheren Verhältnisse, den Namen „Ostpreußisches Tribunal“ erhielt. Sein Chef war der Präsident, spätere Kanzler v. Zander, Vicepräsident Herr v. Rohr, dann Herr v. Goßler, der Vater der beiden Minister.

Indem er auch seine akademische Lehrthätigkeit nach mehrjähriger Pause wieder aufnahm, zeigte sich — sei es, weil man sich seiner entwöhnt hatte, sei es, weil er nach obenhin eine mißliebige Persönlichkeit geworden war — zuerst eine gewisse

Ebbe in seinem Auditorium.[1]) Indessen änderte sich dies sehr schnell wieder, und er wurde von Neuem der gern gehörte, besonders beliebte Lehrer wie ehemals.

Wie Rudolf v. Gottschall Simson als jungen Professor geschildert hat,[2]) so hat ein anderer Dichter, ein ostpreußischer Landsmann Simsons, der Geheime Justizrath Ernst Wichert, in liebenswürdigster Weise aus eigenem Antrieb einige von ihm aufgezeichnete Erinnerungen zur Verfügung gestellt, die sich auf Simsons Wirksamkeit als Universitätslehrer und Richter in diesem späteren Abschnitt seines Lebens beziehen. Ich mache dankbar von ihnen Gebrauch, indem ich sie, mit einigen Kürzungen, hier einschalte:

„Ich habe in den Jahren 1850—53 in Königsberg Jura studirt. Von den Professoren der juristischen Fakultät war damals, wenn ich nicht irre, Eduard Simson der einzige, der über die alte, fast nur von Ostpreußen besuchte Universität hinaus einen Namen hatte, und wir Studenten waren wenig geneigt, zwischen dem Politiker und Juristen einen Unterschied der Schätzung zu machen. Von ihm durften wir eine geistige Erfrischung erwarten . . . Leider war Simson bis in das Jahr 1852 hinein durch seine parlamentarische Thätigkeit außen so in Anspruch genommen, daß wir uns stets vergeblich auf das im Lektionskatalog etwa angekündigte oder sonst erwartete Kolleg freuten. Gelesen hat er aber während meiner Studienzeit, denn ich erinnere mich mit ganzer Sicherheit ihn gehört zu haben, wenn auch vielleicht wegen der Examenvorbereitung nicht ganz regelmäßig oder gar nur als Hospitant. Sein Auditorium

1) Mit Bezug hierauf schrieb er später (aus Frankfurt a. O., 11. Mai 1864) einem Sohn zum Troste: „ich habe — nach der Rückkehr von Frankfurt a. M. — mehr als vierzigjährig, den Wieder-Anfang mit gleich kleinen Zahlen machen müssen!“

2) Vergl. o. S. 62.

war stets gefüllt, nicht nur von Juristen, sondern auch von Studenten anderer Fakultäten, die ihn sprechen hören wollten, und auch von älteren Herren, damals dort, abgesehen von den Rosenkranz'schen Vorlesungen über Aesthetik, eine ungewöhnliche Erscheinung. Er imponirte schon durch seine vornehme Haltung, sprach ganz frei, lebhaft und mit Wärme, mitunter mit Pathos, fließend und elegant, ungemein anregend. Wir merkten da, was wir anderwärts vermißten, die Wechselwirkung von Wissenschaft und Leben, den Blick in die Gegenwart mit ihren neuen Forderungen und interessanten Aufgaben . . .

„Als ich mehrere Jahre später als Referendar beim Oberlandesgericht in Königsberg meine Vorbildung erhielt, hatte ich Gelegenheit, Simson als praktischen Juristen kennen und bewundern zu lernen. Er gehörte damals, obgleich nach wie vor als Universitätslehrer thätig, dem Gerichtscollegio an und nahm von Zeit zu Zeit an dessen Sitzungen als stimmberechtigtes Mitglied Theil . . . Wir hatten damals bekanntlich das schriftliche Verfahren. Nachdem die Schriftsätze eingegangen waren und den Prozeßstoff begrenzt hatten, wurde aus den Akten von einem Referendar unter Aufsicht eines Raths ein umständliches Referat angefertigt, das meist viele Bogen füllte. Dieses Referat kam in der Sitzung zur Vorlesung . . . Das Votum des Referenten und Korreferenten war ebenfalls schriftlich fixirt und wurde größtentheils abgelesen . . .

„Nun erinnere ich mich noch sehr lebhaft, daß einmal in einer höchst verwickelten und schwierigen Sache ein sehr wenig klares und übersichtliches Referat verlesen war, von dem wir Referendare wenigstens den Eindruck gewannen, daß kein Mensch aus der Geschichte klug werden könnte. Eine Ueberfülle von Material schien zusammengehäuft, um zu verwirren und abzulenken; aus jeder neuen thatsächlichen Anführung wuchs eine neue juristische Streitfrage heraus . . . Es entstand eine wüste

Debatte, in die der Präsident unwillig eingriff ... Zuletzt wußte offenbar keiner, um was es sich noch handelte. Simson hatte die ganze Zeit still in seinen Sessel zurückgelehnt dagesessen. Als nun die Noth aufs Höchste gestiegen war, erbat er sich das Wort und sagte in seiner ruhigen Weise, jeden Satz glatt ausrundend: er habe vielleicht das Sachverhältniß noch nicht vollständig erfaßt; wenn die Herren es ihm gestatten wollten, möchte er einmal versuchen, dasselbe, soweit es ihm verständlich geworden, kurz zusammenzufassen. Und nun gab er, ohne je die Akten eingesehen zu haben, ein mündliches Referat von einer alles Wesentliche knapp berührenden Vollständigkeit, Uebersichtlichkeit und Klarheit, daß Alles erleichtert aufathmete, um dann in seinem ebenso klaren und präcisen Votum zu zeigen, daß der Rechtsfall als solcher eigentlich gar keine Schwierigkeit von Belang biete, wenn man ihn der überflüssigen Umhüllungen entkleide und die wissenschaftlichen Grundsätze auf ihn anwende. Der Präsident verbeugte sich zustimmend und nach wenigen Minuten hatte man sich über die Entscheidung geeinigt. Es ist mir dies jederzeit auch später noch, als ich selbst in der Lage war, mir auf Grund bloßen Zuhörens in schwierigen Sachen eine Meinung bilden zu müssen, eine bedeutende Leistung erschienen. Damals hatte ich in einer Stunde mehr gelernt, als vorher in Monaten, und ein Vorbild gewonnen, das meinem Gedächtniß fest eingeprägt blieb. —"

In dieser Zeit wurde Simson zum erstenmal zum Prorektor der Albertus-Universität gewählt, und zwar für das Studienjahr 1855/6, in welches die Gedenkfeier des sechshundertjährigen Bestehens der Stadt Königsberg fiel. Er bekleidete auch dies Amt mit soviel Würde und Beifall, daß es ihm durch das Vertrauen seiner Kollegen auch für das folgende Jahr 1856/7 übertragen wurde. In dieser Stellung konnte er dazu mitwirken, daß der Bau des neuen Universitätsgebäudes, dessen Grundstein

bereits bei dem Jubiläum der Hochschule 1844 gelegt war, endlich in Angriff genommen wurde.[1]) Bei einem Besuche Friedrich Wilhelms IV. in Königsberg ergriff er mit Erfolg die Gelegenheit, dem Könige, der nun schon beinahe 50 Jahre Rektor der Universität war, die Dringlichkeit der Sache ans Herz zu legen.

Gleichfalls als Prorektor wurde er im Jahre 1856, zusammen mit dem Orientalisten Justus Olshausen, der von Kiel als Professor und Oberbibliothekar nach Königsberg berufen war, zum vierhundertjährigen Jubiläum der Universität Greifswald deputirt — einem Feste, das, durch die Gegenwart des Königs, des Prinzen von Preußen und des Prinzen Friedrich Wilhelm erhöht, einen sehr erfreulichen Verlauf nahm. Im Februar 1858 wohnte er noch glänzenderen Festen bei, da er neben dem damaligen Prorektor, dem Mediziner Wilhelm Cruse, nach Berlin entsandt wurde, um die Königsberger Universität bei den Feierlichkeiten zum Einzuge des Prinzen Friedrich Wilhelm mit seiner jungen Gemahlin, der Princeß Royal von Großbritannien und Irland, zu vertreten. Der beispiellos herrlichen Einzugsfeier leuchtete eine glückverheißende Sonne. Simson sah sie von der Berliner Universität aus, wohin der Rektor derselben die Rektoren und Exrektoren der anderen preußischen Universitäten eingeladen hatte.

Eine stets willkommene, erfrischende Erholung bot ihm in jenen Jahren das Montagskränzchen, in welches er aufgenommen wurde. Es bestand schon seit 1815 und war aus jener „Gesellschaft studirender Jünglinge in einer der ersten Städte Norddeutschlands“ hervorgegangen, welche von Goethe eine Erläuterung seines Fragments „Die Geheimnisse“ erbat und erhielt. Von anderen Königsberger Universitätslehrern nahmen damals der

1) Vergl. auch H. Prutz, Die K. Albertus-Universität zu Königsberg i. Pr. im neunzehnten Jahrhundert S. 248—249.

Physiker Franz Neumann, der Philosoph Karl Rosenkranz und der Mediziner Georg Hirsch daran Theil. — Die großen Ferien im Spätsommer brachte die Familie gern an der See, in Neukuhren, wo man sich in einer Bauernhütte einmiethete, zu. —

Schon längst war Simson in Berührung mit dem Manne getreten, welcher in der ersten Hälfte des Jahrhunderts der vornehmste Repräsentant Ostpreußens war, dem Oberpräsidenten Theodor von Schön. „Ein großer Staatsmann, der aus der glänzendsten Epoche unseres Staatslebens, den Jahren 1807—16, fast allein noch überdauert und zu dessen Füßen ich früh das Glück gehabt habe sitzen zu dürfen" — so wird er von ihm einmal in einer parlamentarischen Rede genannt. Schon bei der Rückkehr von seiner zweijährigen Studienreise im Jahre 1831 hatte Simson nicht versäumt, sich dem Oberpräsidenten vorzustellen. Das Gespräch führte auf Niebuhr, von dem ganz erfüllt der junge Doktor heimgekommen war. Er fand Schön nicht ohne Anerkennung für diesen Mann, mit dem er in Preußens unglücklicher Zeit, als der Hof in Ostpreußen verweilte, und später in mannigfacher geschäftlicher Berührung und einem freundschaftlichen Verhältniß gestanden hatte. Höchstens verletzte ihn die Auffassung, die Schön mit Stein zu theilen schien, daß Niebuhr vermöge seiner umfassenden Kenntnisse zwar sehr wohl zu einem Mittel sich aufzuklären, zu einer Art Nachschlagebuch, aber nicht zu einem Anreger und Helfer bei einem diesem Wissen entsprechenden praktischen Handeln geeignet gewesen sei.[1])

Die Laufbahn des bedeutenden ostpreußischen Staatsmanns ist bekannt. Man weiß, wie er neben York und Stein bei der Erhebung Ostpreußens gegen Napoleon wirkte und dann lange Zeit mit großer Unabhängigkeit die Provinz Preußen leitete. Im Jahre 1840, nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV.,

1) Vergl. auch Schöns Selbst-Biographie (Aus den Papieren des Ministers Th. v. Schön III, bes. S. 31).

richtete der preußische Huldigungslandtag die bekannte Bitte an den König, in Erfüllung der Verheißungen seines Vorgängers eine allgemeine Volksrepräsentation zu gewähren, und Schön verfocht sodann seine alte Ueberzeugung von deren Nothwendigkeit in der kurzen Denkschrift „Woher und wohin?“ Zutreffend prophezeite er darin: „Tritt für uns erst das volle öffentliche Leben ein, so sind wir unüberwindlich und unser Thron steht dann auf einer Höhe da, auf der er nach dem Culturstande des Volkes zu stehen verdient.“[1]) Dabei sah man ihn vom Könige durch Ernennung zum Staatsminister und Verleihung des schwarzen Adlerordens in hohem Grade ausgezeichnet. Manche Ostpreußen und vielleicht auch Schön selbst mochten sogar erwarten, daß der neue Monarch ihn an die Spitze der Regierung berufen, zum Staatskanzler machen würde. Indessen eine solche Erwartung sollte gründlich getäuscht werden. Wenn Friedrich Wilhelm IV. auch Schöns Vergangenheit und alte Verdienste ehrte und mit dem bedeutenden Manne schon lange in Briefwechsel stand, so ging doch die Richtung beider völlig auseinander. Der Liberalismus und Rationalismus des alten Staatsmanns und der romantisch pietistische Sinn des Königs vertrugen sich schlechterdings nicht. Bald nahm Schön seinen Abschied. Der König ehrte ihn auch jetzt durch die Ernennung zum Burggrafen von Marienburg, da es zu Schöns Verdiensten gehörte, daß die Herstellung des gänzlich verfallenen Schlosses der deutschen Hochmeister in Angriff genommen worden war. Seine Ostpreußen, die voll Dankbarkeit und Bewunderung zu ihm aufblickten, bezeigten ihm nun erst recht ihre Verehrung. Durch freiwillig und gern gespendete Beiträge wurde die auf seinem Gute Preußisch-Arnau haftende hypothekarische Schuld getilgt und ihm die Quittung durch den Rittergutsbesitzer

1) Aus den Papieren des Ministers Th. v. Schön III. 239.

v. Fahrenheid überreicht. Auch ein Denkmal an seine Thätigkeit, eine Ehrensäule in Gestalt eines Obelisken vor der Kunstakademie, wurde ihm noch bei Lebzeiten errichtet.

Die Gefühle, welche Schön nach seinem Abschiede bewegten, schildert er selbst in einem Schreiben vom 4. Juli 1842, welches sich in Simsons Nachlaß befindet:[1]) „ich lebe in Arnau und pflege, im Kittel, Kohl und Rüben, aber laße es mir doch nicht nehmen, von Zeit zu Zeit zum Himmel hinauf zu sehen. Das Gemüte will noch nicht ganz zur Ruhe kommen, aber die Harmonie der Empfindungen stellt sich leichter bey einem Bauern, als bey einem Manne her, der im großen Getreibe ein Glied bildet. Und so finde ich mich täglich besser in meine neue Lage."

Das Jahr 1848 führte Schön noch einmal für kurze Zeit auf die Bühne des öffentlichen Lebens. Er leitete als Alterspräsident die ersten Sitzungen der Berliner Nationalversammlung, kehrte jedoch nach wenigen Wochen heim und lebte fortan ganz als Privatmann in Arnau.

Etwa im Herbst des Jahres 1847, um die Zeit, als Simson England besuchte, knüpfte Schön einen Briefwechsel mit ihm an, den er 1851 wieder aufnahm und bis zu seinem Tode fortsetzte, obwohl ihm die deutschen Einheitsbestrebungen, denen Simson sich angeschlossen hatte, unsympathisch waren.[2]) Die Korrespondenz bezog sich namentlich auf Englisches Recht, Erscheinungen der historischen Litteratur und die parlamentarischen Verhandlungen in Berlin. Im Jahre 1851 lag es Schön sehr am Herzen, daß Simson eine kleine französische Schrift von Uwaroff über Stein und Pozzo di Borgo, die nach seiner Ansicht ein viel treffenderes und lebendigeres Bild Steins bot als das weitschichtige Werk

1) Es ist nicht an Simson gerichtet, sondern durch Schenkung in seinen Besitz gelangt.

2) Er hat die national-deutschen Tendenzen in einer kleinen Broschüre „Staat oder Nationalität?" bekämpft.

von Pertz, ins Deutsche übersetzen und mit einem Vorwort Schöns herausgeben sollte.[1]) Simson scheint sich zuerst, aus Pietät gegen den alten Staatsmann und weil Schön die Schrift so außerordentlich gerühmt hatte, dazu erboten zu haben. Dann konnte er sich jedoch, obschon er die Uebersetzung verfertigte und an Schön sandte, zur Herausgabe nicht entschließen. Denn das Büchlein erschien ihm selbst nicht besonders werthvoll und das Schreiben Schöns, welches als Vorwort dienen sollte, zu verletzend für die Historiker von Fach. Auch sein Versuch, Droysen zur Herausgabe zu veranlassen, hatte nicht Schöns Beifall gefunden. Endlich ergab sich überdies, daß die Schrift bereits in deutscher Uebersetzung veröffentlicht war. — Daß Simson die Wahl in Gumbinnen im Herbst 1852 abgelehnt hatte, machte ihm Schön anfangs zum Vorwurf. „Schließlich", schrieb er ihm am 25. November jenes Jahres, „möchte ich mit Ew. Hochwohlgeboren darüber zanken, daß Sie die Wahl in Gumbinnen nicht angenommen haben, um so mehr da Ihre Wahl bei den stattfindenden Umständen brillant war. Die Wahl des Oberburggrafen Brünneck in Marienwerder ist der Ihrigen ähnlich, und Brünneck hat sie mit dem Vorbehalte angenommen, bei dem ersten Schritt der Versammlung gegen König und Vaterland sein Mandat abzugeben . . . Ablehnung ist nur Flüsterton, Entsagung, besonders verbunden mit einem feierlichen Akte, ist dagegen Trompetenschall." Aber später wünschte er dem „ehemaligen Frankfurter Präsidenten" Glück, daß er „weder in das Herren- noch in das Knechtshaus" gekommen sei. Dankbar war er für die Mittheilung von Macaulay's Englischer Geschichte, die Simson mit Entzücken las und welche auch ihm hohen Genuß gewährte. „Wegen der Zurückgabe von Macaulay bitte

---

1) Vergl. Aus den Papieren des Ministers Th. v. Schön II. 255 bis 276 (wo statt voluntas hominis **umbellatoria** est usque ad mortem zu lesen ist **ambulatoria**).

ich ergebenst um Nachsicht", schreibt er darüber u. a.,[1] „ich kann den mehr hellgrauen als schwarzen Druck nur bey Tageslicht lesen und so bin ich erst biß zum Ende des 2ten Bändchens[2]) gekommen. Bevor ich Macaulay anfing, hatte ich Thiers gelesen. Aber welcher Unterschied ! ! ! Thiers ist hier ganz in den Fehler unserer Historiker gerathen, nehmlich Kriegsballgereien für ein Bild des Staatslebens zu halten. Wie vollkommen stellt dagegen Macaulay seine Zeit dar!"

In seiner Familie erlebte der greise Staatsminister in jenen Jahren schweres Leid. Im Jahr 1851 verlor er seine zweite Gemahlin, im Anfang des folgenden eine geliebte, ihm besonders nahe stehende Tochter. Gerade in diesen traurigen Stunden empfing er jedoch ein Zeichen der Anhänglichkeit von Alfred von Auerswald und anderen Verehrern, zu denen auch Simson gehörte. Sie übersandten ihm ein Modell der Rauch'schen Statue seines Lehrers Immanuel Kant, die sich am Postament des Denkmals Friedrichs des Großen in Berlin befindet und später in vergrößertem Maßstabe in Königsberg wiederholt worden ist. Simson, der sich für das Königsberger Kant-Denkmal lebhaft interessirte, mag wohl die Anregung zu dem Ehrengeschenk gegeben haben. Wenigstens findet sich in seinem Nachlaß das Original des Briefes, in dem Schön seinen bewegten Dank dafür ausspricht:

> Liebe Herrn und Freunde! Ihr Brief, mit dem Standbilde des großen Meisters, war ein erweckender Lichtstrahl in ein Hauß der Trauer und des Grams. Einige Stunden zuvor war eine schwere Prüfung, zum zweiten mahle in einer kurzen Zeit, in meinem hohen Alter über mich gekommen. Und — Homo sum pp. da kam Ihr Brief mit dem Boten

1) 21. Januar 1856.
2) Wohl der Tauchnitz Edition.

des Friedens und der Beruhigung, und zeigte den Weg, der über Gram und Trauer hinwegführt.

ich danke Ihnen, ich danke Ihnen von ganzem Herzen, ich danke Ihnen aus vollem Gemüte.

Schön.

Pr. Arnau den 6. Januar 1852.

An meinen Freund A. v. Auerswald und an die lieben Freunde, welche an dem Schreiben v. 31. v. M. an mich Theil haben.

S.

Hin und wieder einmal suchte Simson den alten Staatsminister in Arnau auf, und es machte ihm Freude, wenn er auch Anderen Gelegenheit verschaffen konnte, Schön noch von Angesicht zu sehen. Besonders erinnerte er sich mit Vergnügen, ihm einen jungen, werthen Kollegen aus der juristischen Fakultät, den Germanisten Otto Stobbe, zugeführt zu haben. Wie bekannt, erzählte Schön viel, lebendig und leidenschaftlich, oft mit herbem Urteil über Andere. Fast unwillkürlich kam das Gespräch jedesmal auf Stein und Schöns Verhältniß zu ihm. Hatte er doch nicht nur Steins sogenanntes politisches Testament verfaßt, sondern betrachtete sich auch gewissermaßen als den eigentlichen Urheber der Stein'schen Pläne. Er stellte den Reichsfreiherrn allezeit als einen großen Charakter, jedoch keineswegs als einen großen Staatsmann dar; eher war er, nach seiner Ansicht, das Gegentheil eines Staatsmanns gewesen. Er mag auch erzählt haben, wie Stein mit der russischen Vollmacht in Gumbinnen erschienen, jedoch von ihm veranlaßt worden sei, sie wegzustecken.[1]) Er schilderte Steins Gesichtskreis als durch aristokratische Vorurteile beengt, so daß er bei der Verwaltung der von den Verbündeten okkupirten Landstriche im Jahr 1813 sogar

1) Wie in dem Briefe an Simson vom 12. December 1847 (Aus den Papieren des Ministers v. Schön I. 89—90).

die Herstellung der adligen Stifter gefordert habe, aus Fürsorge für die nachgeborenen Söhne alter Geschlechter.

Schöns Darstellungen aus der Befreiungszeit haben, wie man weiß, scharfen Widerspruch erfahren.[1] Auch in seinen Briefen an Simson, deren Inhalt sich übrigens mehrfach mit denen an J. G. Droysen[2] berührt, fällt er über politische Zustände, Personen (wie York und Radowitz), historische Werke (besonders Steins Leben von Pertz) schonungslose Urteile und behandelt selbst den Adressaten und seine politischen Freunde nicht gerade immer rücksichtsvoll. Auch wiederholt er sich in diesen, nicht zahlreichen Briefen häufig; insbesondere kommt er hier, wie anderwärts, immer wieder auf den Satz zurück, „Notizenkram" sei keine Geschichte, wie denn „Ideenlosigkeit" nach seiner Auffassung eigentlich gleichbedeutend mit „Gemeinheit" und die Sünde war, welche er Menschen und Büchern am wenigsten vergeben konnte. Gleichwohl sind diese Briefe nicht ohne Interesse. Bewunderungswürdig bleibt die geistige Frische und Energie des Greises, erfreulich sein unerschütterlicher Freisinn, das Widerstreben gegen alle Verfinsterung der Vernunft, die er als Sohn des achtzehnten Jahrhunderts und Jünger Kants gründlich haßte. Dabei war Schön, ungeachtet aller Schärfe und Bitterkeit des Urteils, entfernter als irgend wer, sich pessimistischer Verzweiflung hinzugeben. Vielmehr glaubte er fest, daß die Vorsehung, wenn auch auf verschlungenen und oft dornigen Wegen, Alles zum Heil der Menschheit leite. Er glaubte an den großen Gang der Kultur und die unüberwindliche Macht der Idee.

---

1) Durch Max Lehmann und Maurenbrecher. — Billiger urteilt in dieser Beziehung H. v. Treitschke in seiner Besprechung von Lehmanns „Knesebeck und Schön" (Historische und politische Aufsätze IV. 327. 329). Für Schön zuletzt F. Rühl in der Berliner Vossischen Zeitung vom 17. Mai 1900 (Nr. 228).

2) Herausg. von Franz Rühl (Leipzig 1896).

„Und doch wird Alles noch gut werden“, schrieb er an Simson mitten in der tiefsten Reaktionszeit, 1856, „Aber wann? Sie werden es noch erleben — ich nicht mehr.“ [1]) Noch in demselben Jahre trug man ihn zu Grabe. Simson wohnte seiner Bestattung in Arnau als Prorektor der Königsberger Universität bei. Wie jeder Ostpreuße, hatte auch er diesen kraft- und geistvollen Repräsentanten einer heroischen Vorzeit, ohne seine Schwächen zu verkennen, [2]) von Herzen verehrt.

Die Verbindung mit der parlamentarischen Vergangenheit war in dieser Zeit nicht abgebrochen. Seinen einstigen Präsidenten Heinrich von Gagern, der — wie er einst als blutjunger Offizier die Schlacht bei Waterloo mitgemacht — nach den Erfurter Tagen als Major für die Sache Schleswig-Holsteins gekämpft hatte und sich dann nach Heidelberg zurückzog, hatte Simson noch im Sommer 1852 aufgesucht. Er machte damals zu diesem Zweck vom Bade Kreuznach aus, das er mit seiner Frau und einem Theil der Kinder besuchte, von dem ältesten Sohne August, einem Primaner, begleitet, einen Abstecher nach Heidelberg. Als Gagern von seiner Absicht erfuhr, schrieb er ihm:

Heidelberg den 18ten July 1852.

Verehrter, lieber Freund!

Es bedarf der Versicherung nicht, wie sehr ich mich freue Sie wiederzusehen. Mein Bruder Max giebt mir Hoffnung dazu. Er schreibt mir, Sie beabsichtigten hierher zu kommen

---

1) Ein andermal (1852) schrieb er: „Louis Napoleon“ (der nach seiner Ansicht „das vollendete Werkzeug der Hölle“ war) „muß uns retten, und er wird uns retten.“

2) In einem Briefe an seinen Bruder August vom 6. Oktober 1876 klagt er besonders über die „unablässige Tadelwuth gegen Alle und Alles“, die in den von Schöns Sohn veröffentlichten Papieren des Ministers hervortrete und ihm peinliche Empfindungen bereite.

und jeder Tag, den ich bestimmen wollte, würde Ihnen recht seyn. Darauf bauend lade ich Sie freundlich ein Sonntag den 25ten d. M. hier zu seyn. Sie werden Bekannte finden, wenn auch nur einen kleinen Kreis, und solche, die sich freuen Sie kennen zu lernen. Es ist verabredet auf dem Schloß zu Mittag zu essen, wobei Sie mir die Freude machen wollen mein Gast zu seyn. Sie werden von Mannheim finden: Soiron und Mathy; Bassermann wird nicht wohl genug seyn beizuwohnen, kommt aber doch wohl Sie zu sehen. Von hier werden Sie außer mir finden: den alten Dusch,[1] Häusser,[2] Vangerow,[3] die Mediziner Pfeufer[4] und Henle[5] und wohl noch einige Andere. Gervinus und Welcker sind in Schwalbach; ich werde aber Welcker schreiben und glaube, daß er kommt. Ich rechne natürlich darauf, Sie, Freund, schon Sonnabend hier zu sehen. Als Reise-Notiz erlaube ich mir Ihnen anzudeuten, daß wenn Sie nicht vorziehen, die Dampf-Schiffe zu Berg bis Mannheim zu benutzen, was eine etwas lange und großentheils uninteressante Fahrt ist, Sie durch das Glan- oder Alsenz-Thal Kaiserslautern gewinnen sollten, um von da die sehr interessante Eisenbahn über Neustadt an der Hardt nach Ludwigshafen und Mannheim zu befahren.

Heidelberg ist dieses Jahr vorzüglich schön und ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß Sie nach Beendigung der Cur auch Ihre Familie bringen, die ich mich gar sehr freuen würde zu sehen. Ich sprach Patow[6] auf seiner Durchreise und hörte

1) Der frühere badische Minister Alexander v. Dusch (1789—1876).
2) Der Historiker Ludwig Häusser (1818—1867).
3) Der Pandektist Karl Adolf v. Vangerow (1808—1870).
4) Karl v. Pfeufer (1806—1869).
5) Jakob Henle (1809—1885).
6) Robert Frhr. v. Patow (1804—1890), der spätere preußische Finanzminister.

von ihm zuerst, daß Sie kommen würden; verlangend sehe ich dem Augenblick entgegen.

Ihr

H. Gagern.

Das in diesem liebenswürdigen Briefe angekündigte Mahl auf dem Heidelberger Schloß mit einer Anzahl von Freunden, theils ehemaligen Kollegen aus dem deutschen Parlament, theils anderen hervorragenden Gesinnungsgenossen, fand in der in Aussicht genommenen Weise statt. Man vereinigte sich noch einmal in der Gegend und in dem Kreise, von dem die, wenn auch schließlich gescheiterte, immerhin mächtige deutsche Einheitsbewegung des Jahres 1848 ausgegangen war.

Einige Jahre nach diesem Wiedersehen übersandte Gagern an Simson die von ihm verfaßte Biographie seines Bruders Friedrich, jenes bedeutenden Mannes, der im Frühling 1848 als Bundesgeneral von den Hecker'schen Freischaaren bei Kandern erschossen worden war.

Mein hochverehrter Freund!

Beim Schreiben beifolgenden Buchs[1]) habe ich Ihrer oft gedacht; aller derer, die 1848/49 mir nahe gestanden haben. Den Inhalt muß ich natürlich gerüstet seyn gegen jeden zu vertreten; Form und Styl bedürfen, wie ich mir wohl bewußt bin, der Nachsicht. Zwei weitere Bände folgen wohl bald nach. Die Arbeiten meines Bruders Fritz werden Sie unter allen Umständen von dem höchsten Interesse finden; besonders aber für die Zeit, in der sie geschrieben sind. —

Ihnen, verehrter Freund, wollte ich ein Gedenkblatt aufrichtigster Freundschaft zusenden. Den Ihrigen will ich herzlich empfohlen seyn.

Heidelberg den 14. April 1856. H. Gagern.

---

1) Das Leben des Generals Friedrich von Gagern. Bd. 1. Leipzig und Heidelberg. 1856.

Diese sowie andere, oben mitgetheilte Briefe Gagerns lassen erkennen, daß Simson dem Herzen des hervorragenden, hochherzigen Patrioten, der im Mittelpunkt der Einheitsbewegung gestanden hatte, nahe getreten war. Er selbst hing an Heinrich v. Gagern, in dessen Nähe ihn so merkwürdige Ereignisse geführt hatten, mit der wärmsten Verehrung. „Ich bin", schrieb er einmal in der Frankfurter Zeit[1]) an seine Schwiegermutter, „im Schreiben dieses Blattes unterbrochen, aber freilich durch den willkommensten aller Unterbrecher, durch Gagern. Warum ist Ihnen, meinem Vater und unsern anderen Lieben nicht gegönnt, diesen himmlischen Menschen zu sehen! Welche Wunder haben vor unsern erstaunten Augen geschehen müssen, daß ich am Sylvester-Abende statt in der Langgasse oder Brodbänkengasse an dem Tische dieses Mannes das neue Jahr heran zu wachen hatte!" Dennoch sollte, wie politische Freundschaften nicht selten erkalten, auch dies Verhältniß sich leider lösen. Es geschah um die Zeit, als der italienische Krieg ausbrach, im Jahre 1859. Gagern theilte die damals in Süddeutschland herrschende Stimmung, der Preußen verpflichtet schien sich blindlings für Oesterreich in den Kampf zu stürzen, und verurteilte deshalb die damalige preußische Politik als machiavellistisch — ein Vorwurf, den sie wohl am allerwenigsten verdiente. Er trat auf die großdeutsche, die österreichische Seite — was freilich bei einem Manne begreiflich erscheint, dessen edlen Bestrebungen Preußen so herbe Enttäuschungen bereitet hatte. Von diesem Standpunkt aus stimmte er auf dem Abgeordnetentage zu Weimar im September 1862 gegen sein eigenes früheres Programm.[2]) Wie sein Bruder Max österreichischer Ministerialrath geworden war, so übernahm

1) 14. Januar 1849.

2) Vergl. G. Kaufmann, Politische Geschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert S. 554. — Er sprach sich für eine durch Oesterreich und Preußen zu bildende Centralgewalt aus.

er den Posten eines großherzoglich hessischen Gesandten in Wien. Das zerrissene Band zwischen ihm und Simson hat sich auch nicht wieder geknüpft, obschon auch Gagern[1]) ein hohes Alter und die Neuerstehung des deutschen Reiches erlebte.

Es fehlte Simson in diesen Jahren auch nicht an der Aufforderung, in das parlamentarische Leben zurückzukehren. Seine Freunde in Berlin vermißten ihn. Georg v. Vincke schrieb ihm darüber und machte ihm sogar Vorwürfe wegen seines Fernbleibens, dessen maßgebende Gründe ihm nicht bekannt waren. Vincke ist von Treitschke[2]) der „größte aller Parlamentsredner der preußischen Geschichte" genannt worden, und wenn es auch ebenso unbestreitbar ist, daß er als Parteiführer, besonders in der Zeit der „Neuen Aera" schwere politische Fehler gemacht hat, so haben wir in ihm doch den schlagfertigsten Kämpfer, den glühenden Patrioten und fleckenlosen Charakter zu verehren. Aehnlich wie in seinen Reden erscheint er auch in dem vorliegenden Briefe, sprudelnd, muthwillig, fast übermüthig in Scherz und Laune, aber zugleich in seiner ganzen Gewissenhaftigkeit und Bescheidenheit. Mit skrupulöser Peinlichkeit erörtert er die Frage, ob er der Aufforderung, eine Sammlung seiner Reden zu veranstalten, Folge leisten solle oder nicht. Kein Gesichtspunkt, welcher dabei in Betracht kommen kann, ist vergessen. Zugleich bekundet der Werth, den Vincke auf Simsons Ansicht über die Sache legt, das Vertrauen, welches er in dessen Urteil setzte.

Ostenwalde (bei Melle) 17. July 1853.

Mein verehrter Freund!

Oft schon hatte ich die Feder zur Hand genommen, um mich mindestens durch schriftliche Unterhaltung mit Ihnen für die lange Entbehrung der mündlichen einigermaßen schadlos

1) Geb. 1799 † 1880.

2) Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert V. 621.

zu halten, und immer ist „des Gedankens Blässe“ verzögernd dazwischen getreten, heute will ich, auf Ihre Nachsicht bauend, die mich verwöhnte, mich nicht länger abschrecken lassen und vor allen Dingen Ihnen meinen besten Dank abstatten für das mir durch Saucken[1]) übersandte freundliche Erinnerungszeichen, noch mehr die Worte, womit Sie es begleitet haben. Ich habe, durch Ihre Gevatterschaft angelockt, seitdem verschiedentlich versucht in den Inhalt einzudringen;[2]) aber sehr weit bin ich, das muß ich ehrlich gestehen, damit noch nicht gekommen. Ich fand schöne Stellen und tiefe Gedanken, auch weniger abschreckende Schulsprache, als in den meisten Schriften dieser Art; aber ich will nicht leugnen, daß mir doch wieder Manches dunkel geblieben und gesucht erschienen ist, und besorge überhaupt, daß ich für die Spekulation eben nicht geschaffen bin.

Lassen Sie mich aber nun, nachdem ich der dringenden Pflicht genügt, mit einem großen salto gleich einer anderen Worte geben und vergönnen Sie mir, Sie recht nach Noten auszuschelten für die Verabsäumung aller Ihrer konstitutionellen Obliegenheiten. Wie! Führer der Gothaer Partei, Freund und Nachfolger Gagerns, und sich im fernsten Winkel Preußens begraben, wenn es gilt, in der neuen Kammer die Traditionen der früheren, mit denen von Frankfurt und Erfurt zu vertreten! Nicht einmal in den Ferien einen kleinen Abstecher nach Deutschland(!)[3]) wagen, um seine Gesundheit einmal auch mitausbringen zu hören! Ich kann es Ihnen versichern, daß wir Ihnen in vollem Ernste ob solcher Fahnenflüchtigkeit recht böse geworden sind; wir mußten wiederholt von Ihrem Geiste

---

1) August v. Saucken-Julienfelde.

2) Es läßt sich nicht mehr ermitteln, um welche Schrift es sich handelt. Vielleicht die 1853 anonym erschienenen „Grundsätze der Realpolitik“ von A. L. v. Rochau?

3) Die Provinz Preußen war wieder aus dem Deutschen Bunde ausgeschieden.

zu Ihrer verstimmten Leber uns herunterlassen, um das einigermaßen fassen und begreifen zu können. Wie haben Sie Ihr Thun oder vielmehr Nichtthun wohl vor Ihrer Frau Schwiegermutter verantworten mögen, die früher eine so scharfe Controle über Sie führte! Wie oft wir Ihrer und der übrigen gelehrten Herren, Beseler's, Duncker's — von Stenzel, Tellkampf und Richthofen natürlich nicht zu reden — in heißem Kampfe gedacht, wie oft ich mich danach schmerzlich gesehnt habe, die dürren Sophismen des Mitgliedes für Schievelbein von Ihnen mit alter Meisterschaft beleuchten und uns durch den gewohnten Klang Ihrer Worte aufrichten zu hören, das brauche ich Ihnen, mein verehrter Freund! nicht zu sagen. Im Geiste sind Sie, davon halte ich mich überzeugt, bisweilen unter uns gewesen und haben in der Muße Ihres Studirzimmers mit der kritischen Miene des „Weisen von Königsberg“ ab und zu auch einen prüfenden Blick in die Steppen der stenographischen Berichte geworfen . . .[1])

Verzeihen Sie mir, mein Verehrtester! wenn ich Ihnen hier vorführe, was Ihnen längst bekannt durch Mittheilungen anderer Freunde, oder zwischen den Zeilen dem orientirten Kenner ohnehin klar gewesen sein wird. Aber es war mir Bedürfniß Ihnen wenigstens in Kurzem auch über das Ergebniß meiner Wahrnehmungen zu referiren, um vielleicht damit ein Doppeltes zu erreichen: einmal das Gefühl zu stärken, daß trotz allem dem und allem dem unsere gute Sache eher gewonnen als verloren hat, und dann die Ueberzeugung wieder bei Ihnen aufzufrischen, daß jeder, der in der konstitutionellen Grenzschaar eingestellt ist, geschweige einer der Feldherrn und ihr wohlklingendstes und beredtestes Organ sich nicht zurückziehen darf; sondern nach kurzer Rast, die wir

1) Hier folgt eine längere Schilderung der letzten Kammersession und des Verhaltens der Parteien während derselben.

ihm gönnen, wie jenem Riesen die Berührung der mütterlichen Erde, neu gestärkt und mit dem alten Muthe wieder in den ersten Reihen kämpfen muß, so lange es Tag ist, zum heilsamen Schrecken unserer gemeinsamen Gegner. Ich zähle sicher darauf, mein vortrefflicher Freund! und wir alle thun es, Sie im November auf dem Wahlplatze wiederzusehen, wenn es sein kann, wieder mit Kopf und Kegel, die sich, wie ich mit großem Interesse vernommen, um einen vielversprechenden seitdem vermehrt haben: ich schließe das und eine bedeutungsvolle Zukunft für das kleine Wesen schon daraus, daß der kriegerische Mönch [1]) seinen ersten Schritt ins öffentliche Leben geleitet hat. [2])

Und an diese Hoffnung des Wiedersehens im Herbste, wenn Sie, worum ich oft gebeten, nicht vorher sich entschließen sollten, mich hier auf meinem bescheidenen Rechtsboden [3]) aufzusuchen, falls Sie es nach dem Rheine zieht, lassen Sie mich noch ein kleines Anliegen knüpfen, gewissermaßen eine Fraktionsangelegenheit, da in der That die persönliche Frage dabei für mich in zweiter Linie steht. Schon vor Monaten schreibt mir Duncker nach Berlin, eine Buchhandlung wünsche meine Zustimmung zu einer Edition meiner parlamentarischen Reden vom Provinciallandtage bis auf die Gegenwart, d. h. der bedeutenderen. Was halten Sie davon? Wie gesagt, es ist mit eine Angelegenheit der Partei, ob sich ein zwar nicht vielversprechendes, aber doch vielsprechendes Mitglied nicht etwa ein einzelnes Mal, sondern quasi in folio blamirt. Sie wissen auch, daß man mir aristokratische Allüren mehrfach

1) General v. Radowitz (1797—1853), für den zuerst der Dichter Alfred Meißner diese Bezeichnung gebraucht hatte.

2) Vergl. o. S. 248.

3) Der Ausdruck „Rechtsboden“ knüpft sich bekanntlich an den Vereinigten Landtag von 1847 und eine berühmte Rede Vinckes in demselben.

zum Vorwurfe gemacht hat; diese Stellen würden natürlich erst recht nicht fortfallen dürfen, da ich mich ihrer nicht zu schämen denke; ist es aber de tempore, sie gerade jetzt hervorzusuchen? Damit komme ich denn auf das, wie ich nicht leugnen mag, nicht geringe persönliche Interesse der Frage für mich. Auf der einen Seite muß mir an richtiger Beurtheilung, mindestens richtigem und vollständigem Material zur Beurtheilung gelegen sein, da wohl nur wenige, denen hie und da gelüsten möchte, ein Bild von dem Verfasser sich zu entwerfen, geneigt sind, deßhalb in die stenographischen Berichte sich zu vertiefen. Andererseits haben Kreuzzeitung und andere Organe das Ihrige gethan, um durch ungenaue Berichte und boshafte Insinuationen die Materialien zu verfälschen. Wenn ich auch gewohnt bin über solche ungerechte Behandlung — und von den Folgen für geselligen und verwandtschaftlichen Verkehr könnte ich manches, wenn Sie wollen, Bittere beibringen — mit einer ziemlichen Dosis westfälischer Dickfelligkeit mich hinwegzusetzen, so scheint es mir doch, als ob auch der Sache damit gedient sein könnte, über einzelne Persönlichkeiten, die in das Getriebe dieser Zeit bongré malgré verflochten sind, ein richtigeres Licht verbreitet zu sehen, vielleicht hie und da ihr einen Proselyten zu werben.

Andererseits, und dieß Gefühl ist sehr stark und fast vorherrschend, habe ich eine sehr große Abneigung, irgendwie (wenn ich auch gestehe, daß der Stoff dazu wenig Anlaß bietet, aber um so schlimmer) in den Geruch von Eitelkeit und Selbstüberhebung zu gerathen. Es kommt mir etwas spanisch vor, bei lebendigem Leibe, das, was man in Ausübung eines Berufes gesprochen, gedruckt zu sehen. Auf der Tribüne erfüllt man eben, so gut es gehen will, seine Pflicht; das nachher zu sammeln und drucken zu lassen, heißt also doch ihm selbst mehr als vorübergehenden Werth beilegen. Ein Buch

schreiben ist ganz etwas anderes: hier wird eine bescheidene Provokation an die Kritik des Lesers erhoben; eine Rede wieder abdrucken setzt voraus, daß das Publikum sie noch einmal zu genießen wünscht; es anticipirt das Urtheil. Ich weiß auch nicht, ob dieß üblich — denn auf Signor St. möchte ich mich doch nicht berufen — ob es in Amerika, in England bräuchlich ist, d. h. inter vivos. Dann fällt doch auch Manches ab, was Einem jetzt selbst übereilt, trivial, unschön erscheinen würde, an den einzelnen Reden läßt sich indeß wohl nicht feilen. Alle Reden drucken zu lassen, daran ist wohl von selbst nicht zu denken; läßt man eine weg, so läßt daraus leicht auf Absicht sich schließen.

Was halten Sie von der Sache? Einer meiner Freunde meinte, selbst herausgeben dürfte ich das Ding nicht, wenn es aber ein Anderer thäte, das wäre etwas Anderes. Ganz einleuchtend ist mir dieser Unterschied nun auch nicht. Denn daß ich darum gewußt — ich weiß nicht, ob eine Herausgabe ohne meine Zustimmung nicht ohnehin Nachdruck wäre — würde doch jeder supponiren, und dann sieht es aus, als ob man mit sich selbst Verstecken spielt oder sich scheut zu den eigenen Kindern sich zu bekennen. Andererseits dürften vielleicht Noten zur Erläuterung, Hebung anscheinender Widersprüche zwischen verschiedenen Reden, Einleitungen pp. erforderlich erscheinen, und wenn man das „qui s'excuse, s'accuse“ vermeiden will, so werden solche allerdings besser von einem unbetheiligten Gevatter geschrieben.

Also nochmals wie denken Sie darüber? Ich bitte, sich recht unumwunden darüber auszusprechen, wenn Sie meine ganze Bitte um diese Aeußerung nicht allzu unbescheiden finden, und weder mich noch mein Geschwätz zu schonen; ich bilde mir ein, eine große Vorliebe für eine recht strenge Kritik zu haben.

Vor allen Dingen aber schreiben Sie mir, wie es Ihnen und Ihrer verehrten Familie geht, was Sie getrieben und womit Sie Ihre Muße ausgefüllt haben; denn es will mir so vorkommen, als ob Sie nicht unthätig für die gemeinsame Sache gewesen sein könnten.

Leben Sie wohl, mein verehrter Freund! Meine Frau wünscht Ihnen und Ihrer verehrten Gemahlin angelegentlichst empfohlen zu sein. Ich bitte Sie letzterer meine Verehrung auszudrücken und ein freundliches Andenken zu erhalten

Ihrem

ergebensten

G. Vincke.

Im November 1855 wurde Simson bei den Nachwahlen im ersten Berliner Wahlbezirk als Kandidat aufgestellt; ebenso im November des folgenden Jahres in Breslau. Er würde jetzt, so schwer es ihm gefallen wäre, sich wieder von Heimat und Familie loszureißen, eine Wahl angenommen haben, denn es drängte ihn sich an dem Kampf gegen die immer weiter gehende Reaktion wieder zu betheiligen. Er blieb jedoch beidemal in der Minorität.

---

12. Wiedereintritt ins parlamentarische Leben. Versetzung nach Frankfurt a. O. Konfliktszeit.

Die Bestrebungen von 1848 und den nächstfolgenden Jahren, welche in der Mitte des Jahrhunderts scheiterten und niedergeworfen wurden, sollten in seiner zweiten Hälfte zum Ziel gelangen. In Schleswig-Holstein, in Deutschland überhaupt, in Ungarn, in Italien, auch in Frankreich, insofern die von dem zweiten Kaiserreich gestürzte Republik sich aus dem Sturze des Kaiserthums wieder erhob — überall wurde die überwundene Sache zur siegreichen. Und Simson ward nicht nur das Glück zutheil, die preußisch-deutschen Einheitsbestrebungen, deren traurige Niederlagen er so unmittelbar miterlebt hatte, nun — vornehmlich durch einen Mann, von dem man es in jener früheren Periode vielleicht am wenigsten geahnt hatte — durchgeführt zu sehen; sondern es war ihm auch beschieden, in ähnlicher Stellung, wie einst bei den mißlungenen Anläufen, nun bei dem Gelingen mitzuwirken. Indessen ehe es dahin kam, war erst noch eine abermalige Enttäuschung und eine neue, schwere Kampfperiode durchzumachen: die sogenannte „Neue Aera" und der preußische Verfassungskonflikt.

Es bleibt schwer auszusagen, wieviel Preußen und Deutschland Wilhelm I. verdanken. Unter dem überwältigenden Eindruck seiner Glanzzeit, die wie ein fortwährendes Siegesfest erschien, den Siegen in Böhmen, den Triumphen in Frankreich, der Gründung des deutschen Reiches ist die Erinnerung einiger-

maßen verblaßt, daß auch kein Anderer dem preußischen und auch dem deutschen Volke das Joch einer drückenden Reaktion vom Nacken genommen hat, das selbst abzuschütteln es nicht vermochte und kaum versuchte.

Die weit überwiegende Mehrheit des Volkes jubelte dem Programm zu, welches der Prinz-Regent im November 1858 seinem größtentheils neugebildeten Ministerium entwickelte. Auch in Königsberg war die Macht der reaktionären Partei, die sich dort in besonders drückender Weise geltend gemacht hatte,[1]) mit einem Schlage gebrochen. Die Demokratie trat zwar auch wieder auf den Plan, verhielt sich jedoch sehr zurückhaltend und verlangte, die Befriedigung über den eingetretenen Umschwung theilend, zunächst auch nur ehrliche Durchführung des konstitutionellen Systems. So siegte die altliberale, jetzt regierungsfreundliche Partei bei den Wahlen auch in Königsberg. Simson wurde zusammen mit zwei Gesinnungsgenossen, dem Rechtsanwalt Tamnau und dem Landschaftsrath und Rittergutsbesitzer Richter auf Schreitlaken, von dort in das Abgeordnetenhaus gesandt.

Noch vor der Eröffnung des Landtags wurde er in eine Kommission zur Vorberathung der Gesetzgebung über die Civil-

1) Es ist hier nicht erforderlich, auf diese unerfreulichen Zustände einzugehen, die nach der Reaktionszeit in einer Schrift „Politische Todtenschau" geschildert und gegeißelt worden sind. Der Verfasser, Ludwig Walesrode, war allerdings ein radikaler Schriftsteller. Simson erklärte jedoch in der Sitzung des Hauses der Abgeordneten am 28. Februar 1859, seine thatsächlichen Angaben leider als zutreffend anerkennen zu müssen: „Viele verehrte Mitglieder werden die Broschüre kennen, die neuerdings eine wahrlich nicht beneidenswerthe Berühmtheit über die Zustände meiner Vaterstadt in den letzten Jahren gebracht hat, die „Politische Todtenschau." Der Gerichtshof mag in seinem vollen Rechte sein, der neuerdings acht Seiten dieser Schrift zur Vernichtung verurteilt hat, aber ich fürchte, kein Gerichtshof der Welt wird eine erhebliche Thatsache, die in diesem Buche vorgetragen ist, als in irgend einem wichtigen Punkte unwahr darzustellen vermögen."

ehe berufen. Er stimmte hier dem Vorschlage der Regierung auf Einführung der fakultativen Civilehe zu, während er damals wenigstens gegen die obligatorische Civilehe war, in der er zwar größere Konsequenz, jedoch einen ungerechtfertigten Zwang gegen diejenigen sah, welche ihre Ehe nach wie vor allein durch kirchliche Trauung schließen wollten.

Daß der Neuen Aera keine allzu lange Dauer beschieden sein würde, kündigte sich schon bald durch manche Anzeichen an. „Die Luft hier ist unerquicklich“, schrieb Simson am 16. Januar 1859 aus Berlin nach Hause, „— nicht die körperliche, obschon etwas Frost statt der flauen Feuchtigkeit mir auch besser wäre ... Aber die politische Atmosphäre, in der ich lebe, ist keine wohlthuende! Man sieht weder in dem Kreis der Freunde noch in dem feindlichen Lager frohe Gesichter; die Zustände machen nicht den Eindruck von Zuverlässigkeit und Dauer. Dem Prinzen wird unablässig vorgeredet, sein Thun werde das Jahr 1848 wiederbringen, und meine Freunde, begierig, diese Voraussagungen zu Schanden zu machen, künsteln in ihrem Verhalten; sie werden damit den Anhalt in der Nation einbüßen und keinen andern gewinnen. Ein solches Stück der Künstelei ist nun von ihnen auf meine armen Schultern gelegt worden. Nach dem Schluß der Berathung, von der ich August schrieb, bin ich mit dem Entwurf einer Adresse auf die Thronrede beauftragt worden und habe daran Freitag bis Mitternacht, gestern von 6 Uhr früh gesessen.“

Indessen faßte er dann die Hoffnung, durch diese Adresse zur Klärung der Lage beizutragen. Es gelang, sie zur einstimmigen Annahme im Hause zu bringen, und sie fand bei dem Regenten die günstigste Aufnahme. Indem der Prinz aussprach, diese Einstimmigkeit schließe sich, als ein in den Annalen des Repräsentativ-Systems seltenes Ereigniß, würdig der Einmüthigkeit an, welche der Landtag bei der Einsetzung der Regentschaft bewiesen habe, fügte er ein freundliches Wort an Simson als

Referenten hinzu. „Ihnen persönlich", sagte er, „bin ich verpflichtet, meinen Dank auszusprechen für den von Ihnen verfaßten Inhalt der Adresse und für die Art und Weise, mit der Sie derselben gestern im Hause der Abgeordneten Eingang und Annahme zu verschaffen gewußt haben; die Gesinnungen, die Sie ausgesprochen, sind die echt preußischen, diejenigen, die dem Vaterlande frommen." [1]) Diese Anerkennung schien, nach dem Inhalt der Adresse und der Rede, in der Simson sie vertreten hatte, eine weitere Bürgschaft dafür zu bieten, daß die neue Regierung sich streng auf den Boden der Verfassung stellen werde. Auch sonst fehlte es ihm bei dieser Gelegenheit an Zustimmung aus verschiedenen Theilen des Landes nicht, freilich auch nicht an herben Angriffen in der konservativen wie in der demokratischen Presse. [2])

Außer bei verschiedenen anderen Diskussionen, bei denen er, theils die Schritte der jetzigen Regierung unterstützend, theils vor Rückfällen in das überwundene System warnend, wie früher für gewissenhafte Handhabung des Rechts und der Verfassung eintrat, betheiligte sich Simson am Schlusse dieser Session, im Mai 1859, an der Verhandlung, welche der Ausbruch des Krieges zwischen Sardinien, Frankreich und Oesterreich veranlaßte. Allgemein befürchtete man, daß auch Preußen in kurzer Zeit von Napoleon III. angegriffen werden würde. Das Ministerium verlangte einen Kredit zu einer Politik der bewaffneten Vermittelung. Mit dem ganzen Hause theilte Simson den Standpunkt der Regierung, wonach Preußen eine durchaus selbständige Politik verfolgen und sich den Entschluß darüber, ob und wann es in

1) Bericht des Präsidenten Grafen v. Schwerin über den Empfang der Adreßdeputation (Stenogr. Ber. S. 67).

2) Auch Dahlmann war mit dieser Adresse nicht einverstanden (Springer II. 427). Er hätte eine andere gewünscht, die jedoch schwerlich opportun gewesen wäre.

den Streit einzugreifen habe, vorbehalten wollte. Er suchte auszuführen, daß Preußen, trotz vieler gerechter Beschwerden über erfahrene Unbill, Oesterreich dennoch gegen alle Angriffe vertheidigen müsse, insoweit dabei das deutsche Interesse ins Spiel käme, mit dem das preußische überall zusammenfalle. Er hegte keine Furcht, daß Frankreich im Kriege das linke Rheinufer gewinnen könnte; als wahrscheinlicher bezeichnete er, daß es Elsaß und Lothringen verlieren würde.[1] Dagegen müsse Preußen die Zumuthung ablehnen, unter Führung Oesterreichs oder des außerpreußischen und außerösterreichischen Deutschlands in diesen Krieg zu ziehen. Sollte der Regierung angesonnen werden, sich wider ihren Willen durch einen Mehrheitsbeschluß des Bundestages in den Kampf hineinreißen zu lassen, so würde sie das preußische Volk einmüthig hinter sich haben, wenn sie sich dessen weigerte. Wie sehr Oesterreichs Politik damals noch von der Eifersucht gegen Preußen beherrscht war, wie Recht in diesem Falle sogar ein polnischer Abgeordneter hatte, wenn er vor dem sprüchwörtlichen „Dank vom Haus Oestreich“ warnte, sollte sich bald zeigen.

Simson war in dieser Session der Fraktion Vincke beigetreten. „Diese Monate“, schrieb er im April 1859, in Bezug auf ihren Führer, „haben uns enge aneinander geschlossen, und meine Seele ist nicht bloß voll Bewunderung, sondern voll Verehrung vor dem unvergleichlichen Menschen!“

Das unter der Regentschaft gewählte Abgeordnetenhaus hatte auf den Präsidentenstuhl wieder den bewährten Vorsitzenden aus der Zeit, ehe die Reaktion ihren Höhepunkt erreichte, den Grafen v. Schwerin-Putzar, erhoben. Nachdem dieser jedoch im Sommer 1859 zum Minister des Innern ernannt war, wurde in der nächsten Session Simson zu seinem Nachfolger gewählt.

---

1) Stenogr. Bericht über die Sitzung vom 12. Mai 1859, S. 1107.

In dieser Zeit wurde ihm durch den Justizminister Simons eine Rathsstelle bei dem Obertribunal angeboten, die er mit dem Bemerken ablehnte, daß ihm, seine fernere Betheiligung an der Volksvertretung vorausgesetzt, allerdings die Anstellung bei einem Appellationsgericht an einem Orte, der Berlin näher läge als Königsberg, annehmbar erscheinen würde. Am 3. September 1860 empfing er darauf die Benachrichtigung, er sei zum Vicepräsidenten des Appellationsgerichts in Frankfurt an der Oder ernannt worden. Dies Amt war dadurch vakant geworden, daß sein bisheriger Inhaber an Stelle des verstorbenen Abgeordneten Wentzel als Chefpräsident nach Ratibor versetzt wurde.

Der Tod August Wentzels war ein schwerer Verlust für die Justiz wie für das parlamentarische Leben in Preußen. Simson hatte ihm als Präsident des Abgeordnetenhauses in der Sitzung vom 12. Mai 1860 den folgenden warmen Nachruf gewidmet:

„Meine Herren! Das Haus kennt die traurige Veranlassung, die mich nöthigt, für einige Augenblicke vor der Tagesordnung das Wort zu nehmen. Der schwere Verlust, der uns seit dem Eingang der diesjährigen Sitzung bedrohte, hat uns nun kurz vor dem Ende derselben wirklich getroffen. Die Hoffnung, daß der Eintritt wärmerer Tage und der Aufenthalt in einem milderen Klima die schwere Krankheit unseres Freundes, wenn nicht wenden, doch hemmen möchten (eine Hoffnung, der auch er sich, nach der Natur seines Leidens, hingab), hat nicht in Erfüllung gehen sollen. Der Abgeordnete für Berlin, Dr. Wentzel, ist gestern Nachmittag 3 Uhr nach kurzem Todeskampf abberufen worden.

„Der große, in vielem Sinne unersetzliche Verlust, der damit über den König und das Land, die auch der Heimgegangene in seinen Gedanken und Sorgen niemals von einander trennte, gekommen ist, wird überall tief und schmerzlich empfunden werden;

nirgends tiefer und schmerzlicher als in diesem Hause, zu dessen weitaus hervorragendsten Mitgliedern der Verstorbene gehört hat, so lange es ein repräsentatives politisches Leben in Preußen giebt.

„Er hatte die seltensten und eigenthümlichsten Gaben bereits in jeder Richtung des Justizdienstes wunderbar bethätigt — in dem eigentlichen Richteramt, in der Verwaltung und Organisation, in der wissenschaftlichen Darstellung des bestehenden Rechts, in der tiefgehenden Vorbereitung seiner Reformen — als, ein Jahr nach jener denkwürdigsten Versammlung des ersten vereinigten Landtages, das parlamentarische Leben auch ihn ergriff. Und wie vollkommen war er alsbald auf dem neuen und unversuchten Boden heimisch! Wie mit allen Vorzügen ausgerüstet, die die Beschäftigung mit der Rechtswissenschaft gewähren **kann**, wie unbetroffen von jeder Beengung in den Gedanken, die nicht selten in ihrem Gefolge **ist**; wie ausgebildet zu jenem echten Freiheitssinne, dem Recht und Freiheit nur zwei Bezeichnungen desselben Gedankens sind.

„Seit jenen Tagen hat dann jeder Akt unserer Rechtsbildung — auf dem Gebiete des Privat- und des Strafrechts, der Verwaltung und des eigentlichen öffentlichen Rechts — die Spuren seiner einschneidenden und wohlthätigen Mitwirkung aufzuweisen. Kein Theil der Gesellschaft lag seinem Interesse fern, der gesunde nicht, und nicht der kranke! Hunderte von denen, die sich an der Gesellschaft vergangen haben und nun aus der Strafe mit einem durch die Haft nicht gebrochenen **Körper**, mit einer durch die Arbeit neu aufgerichteten und gestählten **Seele** in das Leben zurücktreten, mögen den Namen **des** Mannes segnen, in dessen Herzen der Abscheu gegen das Verbrechen und das wohlberathene Mitleid mit dem unglücklichen, gefallenen Menschen Hand in Hand gegangen sind.[1])

1) Aus Wentzels Antrag war das Gesetz über die Beschäftigung der Strafgefangenen im Freien hervorgegangen.

„So hat er Jahre lang vor unseren Augen gestanden, alle Zeit sich selber gleich: einfach, schmucklos, gleich stark im Angriff und in der Vertheidigung, in durchsichtiger Darstellung der Thatsachen und in ihrer schnellen und entscheidenden Beurtheilung. Mitten in der Arbeit, die einen Anderen vielleicht vernichtet hätte, unermüdet und anscheinend voller Muße; aber auch in der Muße mit den Gedanken unablässig auf die höchsten und edelsten Ziele des öffentlichen Lebens gerichtet. Von den Wenigen einer, die im vollsten Maße den Sinn haben und doch zugleich der That fähig sind; überall mild und freundlich, nur dann heftig und unversöhnlich, wenn ihn der Mißbrauch seiner geliebten Wissenschaft gegen diejenigen empörte, die nicht begriffen, daß die Fundamente und der Zauber der Macht durch solchen Mißbrauch tiefer und gefährlicher angegriffen werden, als die offenste Feindseligkeit vermöchte.

„Treu an der Ueberzeugung seiner Partei hangend, aber voll Achtung für den überzeugungstreuen Gegner — hat er Niemandem Anlaß zu Feindseligkeiten gegeben. Nicht erst der Tod, der mächtige Vermittler, hat kommen dürfen, um ihn in der Hochachtung und Verehrung aller Parteien festzustellen.

„In solchem Sinne hat er auch unsere schwere Arbeit in diesem Winter, an der ihm nicht mehr beschieden war sich zu betheiligen, treu und sorgsam begleitet. Noch in den Phantasieen seines Sterbetages, ehe ihm das Bewußtsein für dieses Leben zum letzten Male wiederkehrte, um dann bei dem klaren Manne auszuharren bis ans Ende — noch in den Phantasieen seines Sterbetages hat er sich inmitten der parlamentarischen Debatten befunden. Der Kampf für Wahrheit und Recht, das Element seines Lebens, hat die scheidende Seele erfüllt bis zu ihrem Heimgange.

„Wir aber, meine Herren, rufen ihm unsern Dank für das nach, was er für uns gethan, und für das, was er für uns

gelitten hat. Auch sein Scheiden weist über das Vergängliche hinaus in das Ewige! Möge das gegenwärtige und ein nachwachsendes Geschlecht sich an seinem Beispiele heranbilden und kräftigen zum Segen des Vaterlandes!"

Im Herbst 1860 stand Simson also die Trennung von der Heimat bevor, an welcher er mit ostpreußischem Provinzialstolz auf die Wiege Kants und Herders, die Wiege der Souveränität und des Königthums der Hohenzollern hing, in der er fast ein halbes Jahrhundert durchlebt hatte und außer seinen hochbetagten Eltern viele andere seinem Herzen nahe stehende Angehörige und manchen werthen Freund zurückließ.

Seine Kollegen an der Universität und am ostpreußischen Tribunal sowie die Wahlmänner, welche ihn ins Abgeordnetenhaus entsandt hatten, ehrten ihn durch Abschiedsfeiern. Eine der Zierden der Albertus-Universität, Karl Rosenkranz, der zufällig verhindert war daran theilzunehmen, rief ihm ein Lebewohl in einigen Zeilen zu, welche die liebenswürdige Persönlichkeit des geistreichen Philosophen uud seine herzliche Zuneigung zu Simson widerspiegeln:

Königsberg d. 25. Septbr. 1860.

Mein theurer Freund,

Wenn Sie mich heute und morgen nicht unter den Freunden sehen, die Ihren Abschied von uns voll tiefer Wehmuth betrauern, so ist die Ursache meine Nichtanwesenheit. Ich muß heute nach Gumbinnen verreisen, von wo ich erst Sonntag zurückkommen werde. Schon gestern sollt' ich dort sein, verschob aber unseres Kränzchens [1]) wegen. Der blinde Pfarrer Krüger will das Leben und den Briefwechsel seiner verstorbenen Tante Rosalie Schönfließ herausgeben; ein Theil ist schon gedruckt, aber der Rest erfordert, daß ich persönlich

1) Vergl. o. S. 305—306.

Alles mit ihm durchgehe, weil zu viel Rücksichten zu nehmen sind. Nebenher erfülle ich mit dieser kleinen Reise den Litthauern ein längst gegebenes Versprechen des Besuchs. Es ist mir schmerzlich, daß es sich so trifft, aber ich konnte es nicht mehr ändern. Wenn die Gläser erklingen, wenn das Hoch ertönt und viele Augen sich mit Thränen füllen, so wird mein Herz mitten unter den Freunden sein. Leben Sie wohl, geliebter Simson! Es wird stets zu einem der größten Glücksfälle meines Lebens gehören, einem so glänzenden Geist, und noch mehr, einer so edlen Seele durch schöne Jahre näher gestanden zu haben. Nehmen Sie hier noch einmal den herzlichen Dank für alle Freundlichkeit, welche Sie und Ihre verehrte Frau Gemahlin mir und den Meinen stets erwiesen haben!

Leben Sie wohl! Gott sei mit Ihnen und den lieben Ihrigen!

Ihr

treu ergebener

K. Rosenkranz.

Daß Simson bei seinem doppelten Amte als Professor und Richter, zu dem während einiger Jahre noch die parlamentarische Thätigkeit hinzukam, nicht viel Zeit zu schriftstellerischer Thätigkeit behielt, wäre schon an sich kaum verwunderlich. Aber er bekannte auch wiederholt, daß er kein Talent und deshalb auch geringe Lust dazu in sich verspürt habe. Ich glaube, daß diese Erklärung richtiger war, als wenn er sich bisweilen in zu strenger Selbstbeurteilung den Vorwurf machte, einem „wissenschaftlichen Dilettantismus und Epikureismus" verfallen zu sein. Er meinte damit seine Studien auf verschiedenen Gebieten, namentlich seine umfassende Lektüre,[1] die sich, außer der Rechtswissenschaft, Politik

1) In späteren Jahren vermißte er gelegentlich hinreichenden Stoff dazu. „Kannst Du mir nicht," schrieb er an seinen Bruder August (29. Juli 1878), „Etwas recht Gutes — wenn auch mir fern Liegendes —

und Nationalökonomie, über Geschichte, Litteraturgeschichte, Philosophie u. s. w. ausdehnte. Die wenigen Arbeiten, welche er verfaßt hat, leiden aber gewiß nicht an Flüchtigkeit, im Gegentheil vielleicht eher an einer zu großen, ein wenig an Trockenheit streifenden Gründlichkeit. Als Beamter nicht nur höchst gewissenhaft, sondern von lebhafter Berufsfreudigkeit, unermüdlich, wenn es sein mußte, besaß er allerdings nicht die Neigung, welche dem Forscher und Schriftsteller eignet, sich zu isoliren. Er hatte es sogar auch bei der Arbeit gern, wenn Andere um ihn waren, und wurde nicht dadurch gestört. Im Uebrigen mag sein Receptionsvermögen, welches ohne Frage ungewöhnlich war auf seine Produktivität gedrückt haben.

Außer seiner Inauguraldissertation **De J. Paulli Manualium libris III** (1829) verfaßte Simson später zu akademischen Zwecken einzelne, lateinisch geschriebene Abhandlungen aus dem Römischen und Preußischen Rechte.[1]) Seine Arbeit über Ulpian, die ihn schon auf seiner Studienreise, namentlich in Göttingen, beschäftigt hatte, blieb im Pulte liegen, da ihm Gustav Ernst Heimbach im Jahre 1834 mit einer Abhandlung über dasselbe Thema zuvorkam. In den beiden ersten Quartalen des Jahres 1832, also noch in sehr jugendlichem Alter, gab er zusammen mit dem Professor von Lengerke[2]) die „Preußischen Ostseeblätter“

---

empfehlen? Ich fahnde vergeblich darauf. Es scheint sich in der That die ganze Literatur in Journalistik aufzulösen und dann verdummen wir rettungslos, wie der Immermann'sche Münchhausen.“

1) **Exercitatio de capite minutis** (1835). — **Quaestiones ex iure Prussorum.**

2) Cäsar v. Lengerke (1803—1855), damals außerordentlicher Professor in der theologischen Fakultät in Königsberg, ein wissenschaftlich bedeutender, auch dichterisch begabter Mann, der an den Bewegungen der Zeit lebhaft theilnahm, jedoch schließlich zu Grunde ging. Vergl. H. Prutz, Die K. Albertus-Universität zu Königsberg i. Pr. im neunzehnten Jahrhundert S. 142. 203. 278; L. Friedländer, Aus Königsberger Gelehrtenkreisen (Deutsche Rundschau LXXXVIII. 52); Allgem. deutsche Biographie XVIII. 252—255.

heraus, von denen ein paar Nummern durch den darin geführten Streit über die Fabel von den drei Ringen in „Nathan dem Weisen“ einige Aufmerksamkeit erregten.[1]) Später verfaßte er aus Anlaß des fünfzigjährigen Amtsjubiläums des Kanzlers von Wegnern, seines Chefs am Tribunal des Königreichs Preußen, eine Festschrift über die Geschichte dieses Gerichtshofs.[2])

Wie in anderen Städten wurden auch in Königsberg seit den vierziger Jahren öffentliche Vorträge für das gebildete Publikum veranstaltet. An diesen hat auch Simson sich öfters betheiligt. Er sprach über den Prozeß des Müllers Arnold unter Friedrich dem Großen; über die Entstehung von Goethes „Werther“; Macaulay, seine Englische Geschichte und seine Essays; den Ursprung der englischen Jury; Erinnerungen an das Jahr 1656 und seine Bedeutung für die Geschichte der Provinz Preußen. Den letzterwähnten Vortrag hielt er im Gedenkjahr 1856. In die Entstehung des „Werther“ hatte er durch die Liebenswürdigkeit eines der Söhne Lottens, des Archivraths Kestner aus Hannover, den er in Karlsbad kennen gelernt hatte, einen Einblick gewonnen, welchen damals noch Wenige besaßen. Kestner hatte ihm die Briefe Goethes an Lotte und Albert mitgetheilt, deren Existenz damals zwar schon bekannt war, die jedoch erst später von einem seiner Brüder, dem hannoverschen Ministerresidenten in Rom, in „Goethe und Werther“ veröffentlicht worden sind. Er war daher bei diesem Vortrage theilweise auf sein Gedächtniß angewiesen. „Durch einen günstigen Zufall“, sagt er darin, „ist die Lesung und das Studium jener wunderbaren Blätter auch mir — zweimal, im Sommer des Jahres 1845 und im

1) Simson hatte darzulegen versucht, daß Lessing sich in der berühmten Erzählung in einen Widerspruch verwickelt habe, wogegen ein anderer junger Königsberger Gelehrter, Dr. Lewitz (Lehrer am Friedrichs-Kollegium), heftig polemisirte.

2) Nachrichten über die Gründung und Fortbildung des Tribunals zu Königsberg in Pr. aus gedruckten und ungedruckten Quellen. Königsberg 1844.

vergangenen Jahre[1]) — gegönnt worden ... Abschriftlich besitze ich freilich nichts daraus, aber manches hat sich meinem Gedächtniß vielleicht buchstäblich eingeprägt, und für das Uebrige kann ich wenigstens dem Inhalte nach mit voller Sicherheit einstehen." Dieselbe vertraute Bekanntschaft mit dem Gegenstande zeigt, auf einem ganz andern Gebiet, der Vortrag über Macaulay, dessen Werke auf Simson, wie auf viele seiner Zeitgenossen, durch ihren Inhalt wie durch die beispiellos malerische und fesselnde Darstellung eine ganz außerordentliche Wirkung hervorgebracht hatten.

Einzelne dieser Vorträge, die sämmtlich auf sehr gründlichen Studien beruhen, hat Simson später in Frankfurt a. O. in neu bearbeiteter Gestalt wiederholt.

Die neunzehn Jahre, die Simson als Vicepräsident und sodann als Erster Präsident des Appellationsgerichts in Frankfurt a. O. verlebte, verliefen ihm in Haus und Amt sehr glücklich.

Eine Hauptgrundlage seiner tiefen Zufriedenheit bildete in der ersten Hälfte dieser Zeit das Verhältniß zu seinem Chef, dem Präsidenten Scheller.

Friedrich Ernst Scheller, ein Harzer, 1791 auf dem Rittergute seines Vaters Klettenberg in der Grafschaft Hohnstein geboren, war ein Typus des preußischen Richters alter Art. „Dein Lebenlang habe Gott vor Augen und im Herzen und hüte dich, daß du in keine Sünde willigest noch thuest wider Gottes Gebot", dies Bibelwort, das sein sterbender Vater zum Abschied an ihn gerichtet, blieb seine feste Richtschnur. Im Jahr 1814 zog Scheller mit den Eichsfelder freiwilligen reitenden Jägern in den Krieg. Schon vorher war er in Göttingen

1) Wohl 1851.

Dr. iuris und Advokat geworden. Nach dem Feldzuge trat er in ein Richteramt in Aachen und dadurch in nahe Beziehungen zu dem trefflichen, patriotisch gesinnten Präsidenten Bartholomäus Ludwig Fischenich[1]), dem Freunde Charlottens von Schiller. Es gereichte ihm zu großem Vortheil, daß er auf diese Weise erst das rheinische Recht und das öffentliche Verfahren, später die altpreußische Justiz kennen lernte und dadurch in den Stand gesetzt wurde, die Vorzüge und Schattenseiten der dort und hier bestehenden Einrichtungen zu erproben und abzuwägen.

Seine Laufbahn, die er nur der eigenen Tüchtigkeit verdankte, war selbst für die damalige Zeit, wo das amtliche Fortkommen soviel leichter war als heute, auffallend schnell und glänzend. Schon 1816 wurde er Präsident des Tribunals in Crefeld, dann — da er, um seiner Heimat näher zu sein, eine Versetzung nach dem Osten wünschte — 1820 Rath bei dem Oberlandesgericht in Halberstadt, einige Jahre später als Hilfsarbeiter in das Justizministerium berufen, 1830 Geheimer Obertribunalsrath, 1831 Rath im Justizministerium, 1836, kaum 45 Jahre alt, Chefpräsident des Oberlandesgerichts in Frankfurt a. O.

Während dieser Jahre hatte Scheller in hervorragender Weise bei der allgemeinen Revision des Privatrechts, Strafrechts und Prozeßrechts mitgewirkt, welche von der Regierung in Angriff genommen war und sich dann allerdings bis zur Revolutionszeit hinzog, um durch diese „in den Staub der Archive geworfen zu werden". Auch in den Staatsrath berufen, zeichnete er sich hier durch den Freimuth aus, mit welchem er abweichenden Ansichten Friedrich Wilhelms IV., der als Kronprinz den Vorsitz führte und auch als König manchen Sitzungen beiwohnte, wenn es seine Ueberzeugung gebot, entgegentrat.

---

1) 1768—1831.

Als Präsident in Frankfurt a. O. suchte Scheller die Ideale von strenger Pflichterfüllung und Würde des Richterstandes, welche er in sich trug, zu verwirklichen und sein Obergericht zum Muster einer preußischen Justizbehörde zu machen.

Simson kannte und verehrte ihn schon seit langer Zeit. Er war mit ihm im Jahre 1838 bei dem Minister v. Kamptz zusammengetroffen, zu dem Scheller, trotz völliger Verschiedenheit der politischen Ansichten und des Charakters, in gutem Verhältniß stand und dem Simson damals im Auftrage des Kanzlers v. Wegnern Vortrag wegen der Abgrenzung der Kompetenzverhältnisse zwischen dem Tribunal des Königreichs Preußen und dem Oberlandesgericht in Königsberg zu halten hatte. Dann sah ihn Simson zehn Jahre später in der Paulskirche wieder, wo Scheller gleichfalls zu der Partei gehörte, die Deutschlands Einheit unter Preußens Führung erstrebte, und sich als Mitglied des Verfassungsausschusses wie auch im Plenum lebhaft an den Verhandlungen betheiligte. Wiederum nach einem Jahrzehnt saßen sie zusammen im preußischen Abgeordnetenhause.

Alles an Schellers Persönlichkeit war einfach, schlicht, klar. Aeußerlich konnte er sogar straff und streng erscheinen. „Aber" — so sagte Simson von ihm — „bei einigermaßen näherer Bekanntschaft gewahrte man leicht, daß er zur Verdeckung und zum Schutz seines tiefen und weichen Gefühls gleichsam eine Maske vor seinem inneren Menschen trug, von der er ihm Näherstehenden gegenüber Gebrauch zu machen verschmähte. Dann war sein Wesen ein überaus anmuthiges und im eigentlichen Sinne kindliches, das sich auch gern in harmlosen Neckereien kundgab."

Allerdings hatte er manches Schwere durchzumachen. Beinahe schon seit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. war er fortgesetzt der Gegenstand von Verdächtigungen und Anfeindungen von reaktionärer Seite, die das Ziel verfolgten,

ihn wo möglich aus seiner Stellung zu verdrängen. Die kleinlichste Gestalt nahm dieser Parteigeist in den geselligen Beziehungen an. Außerdem traf ihn im Sommer 1857 ein Mißgeschick, welches leicht seinen Tod hätte herbeiführen können. Er wurde in Kissingen, als er vom Bade in der Saline zurückkehrte, am hellen Tage von einem Raubmörder überfallen, der ihn zu erdrosseln suchte und der Uhr und Börse beraubte. Unter den Angriffen des Räubers, mit dem er zu ringen versuchte, bis er in Ohnmacht fiel, hatte er die Empfindung gehabt zu sterben — „ein schönes Gefühl", wie er später erzählte. Auch verfolgte ihn noch lange im Traum das Bild des Erlebten und durchbrach den Schlaf, der ihm sonst von der Jugend bis ans Ende treu blieb.

Seine erste Frau hatte er schon nach kaum elfjähriger Ehe verloren. Jetzt lebte er mit seiner zweiten Gattin und seinen Töchtern in sehr erwünschten Verhältnissen, im Besitz eines anmuthigen Hauses und Gartens, den er selbst pflegte.

Da Scheller so frühzeitig an die Spitze des Frankfurter Oberlandesgerichts gestellt worden war, fanden die Beamten seines Gerichtsbezirks im Jahre 1861, wo er dies Amt 25 Jahre inne hatte, Gelegenheit, ihm ihre Verehrung und Dankbarkeit kundzugeben. Zwei Jahre später blickte er auf eine fünfzigjährige amtliche Laufbahn zurück.

„Aber", so erzählt ein Aufsatz über Scheller,[1]) welcher in den vorstehenden Mittheilungen benutzt ist, „selbst nach fünfzigjähriger Dienstthätigkeit begann für ihn wieder unter dem Ministerium des Grafen zur Lippe die Zeit der amtlichen Sorgen und Kämpfe. Was ihn bewog, dessen ungeachtet sein Amt zu behalten und auf bessere Zeiten zu hoffen, war das enge Band, welches sich zwischen ihm und Simson, dem damaligen Vice-

1) Zum Gedächtniß an Fr. E. Scheller, in den Preußischen Jahrbüchern Bd. 44 (1879) S. 577—601.

Präsidenten des Appellationsgerichts, geknüpft hatte. So verschieden beide in ihrer Individualität waren, so einig zeigten sie sich in ihrem Streben. Zwischen ihnen bestand volles gegenseitiges Anerkennen und Gewährenlassen der Eigenthümlichkeit eines jeden, wozu sich von Seiten des jüngeren Mannes pietätvolle Unterordnung unter die reiche Erfahrung des älteren gesellte. Im Amt dienstfreudiges Miteinandergehen, in der Politik Uebereinstimmung oder doch rückhaltloser Austausch auch abweichender Meinung und daneben der freundschaftlichste Verkehr, welcher der Gesellschaft in Schellers Hause neuen Reiz verlieh. So darf man wohl sagen, daß durch die Beziehungen zu der neben ihrer großen Bedeutung auch so liebenswürdigen Persönlichkeit Simsons der letzte Abschnitt von Schellers Leben wesentlich verschönt worden ist, und es war natürlich, daß der Wunsch in ihm entstand, den Schauplatz seines Schaffens, die Frucht seiner besten Lebensarbeit der Hand Simsons dauernd anvertraut zu sehen." [1])

Zum 1. April 1869 erbat und erhielt Scheller seine Entlassung. Indessen war der hohe Siebziger weit entfernt, sich damit einer unthätigen Muße hingeben zu wollen. Eifrig studirte er den Entwurf der neuen Civil-Prozeß-Ordnung und legte eine Reihe von Abänderungsvorschlägen dazu vor. Allein kaum hatte der Druck dieser Bemerkungen [2]) begonnen, als der Verfasser am 21. December durch den Tod abberufen wurde.

Alles in Allem verehrte Simson in Scheller den unbefangensten und wahrhaftigsten Richter, mit welchem sein Leben ihn zusammengeführt hatte. Jene Klage des Horaz: [3])

1) a. a. O. S. 599.

2) Bemerkungen über den Entwurf einer Prozeßordnung in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten für den Norddeutschen Bund von Dr. Scheller, Appellations-Gerichts-Chef-Präsidenten a. D. und Wirklichem Geheimen Ober-Justiz-Rathe. Berlin 1870.

3) Carm. I. 24.

. . cui pudor et iustitiae soror
Incorrupta fides nudaque veritas
Quando ullum inveniet parem?

schien ihm auf niemand anwendbarer. Er war ihm ein Vorbild geworden in der Handhabung des Amts, neben jenem anderen, englischen Vorbilde, das er einst von der Reise über den Kanal heimgebracht hatte. Auch unternahm er es, seinem heimgegangenen Präsidenten eine biographische Skizze zu widmen. Einen Theil davon hat er auch ausgeführt (er findet sich handschriftlich in seinem Nachlaß), jedoch ist die Arbeit, vielleicht infolge der aufregenden Ereignisse des Jahres 1870, unvollendet geblieben. Für Scheller und die Traditionen des alten preußischen Beamtenstandes besonders bezeichnend erschien Simson eine Scene aus den Verhandlungen des Staatsraths über die Reform der Ehegesetzgebung in den Jahren 1843—44,[1]) die er in diesem Lebensabriß schildert:

„In diese Verhandlungen fällt auch ein Vorgang, zu welchem, nachdem er durch eine Mittheilung des verewigten Kabinets-Ministers von Bodelschwingh[2]) anderweit bekannt geworden, Scheller selbst sich in allem Wesentlichen bekannt hat.

„Er hatte eine von König Friedrich Wilhelm IV. ausgesprochene Meinung (wahrscheinlich in Betreff der Zulässigkeit der Scheidung kinderloser Ehen auf Grund wechselseitiger Einwilligung) als im Widerspruch mit Luthers Auffassungen stehend bezeichnet und den dagegen erhobenen Widerspruch des Königs

1) Schellers Betheiligung an diesen Berathungen, zu denen er sich durch die beschwerliche achtstündige Postfahrt nicht abhalten ließ, zweimal wöchentlich von Frankfurt nach Berlin zu kommen, hebt auch H. v. Treitschke (Deutsche Geschichte V. 252—253) — wie es scheint, auf Grund der Aufzeichnungen Kühnes — hervor. Scheller bekämpfte am eifrigsten den durch Savigny vorgelegten, von Ludwig v. Gerlach ausgearbeiteten Entwurf eines Ehescheidungsgesetzes und wies auch bereits auf die Nothwendigkeit hin, die bürgerliche Eheschließung einzuführen.

2) Ernst v. Bodelschwingh (1794—1854).

in einer späteren Sitzung durch Verlesung der betreffenden Stelle aus Luther zu entkräften versucht. Der König fand in der Stelle nicht, was Scheller als ihren Inhalt angegeben hatte. „Wollen Euer Majestät gestatten, daß ich die Stelle noch einmal lese?" „Lesen Sie!" Nach der abermaligen Verlesung wiederholte der König, daß er in der Stelle den angeblichen Sinn nicht finde; Scheller schloß mit den Worten: „Jeder Unbefangene muß ihn darin finden." Der König war anfangs von dieser Aeußerung widerwärtig berührt; er sagte im Laufe der Sitzung zu Bodelschwingh: „ich glaube, Scheller verrichtet seine Morgenandacht vor der Gerichtsordnung." Aber als die Sitzung aufgehoben war, forderte er Scheller auf, den Mittag an seiner Tafel zu essen."

„Diese vollkommen beglaubigte Erzählung verdient wohl im Interesse des Königs, seines Dieners und des Staatsraths vor der Vergessenheit geschützt zu werden. Durch Scheller selbst wäre sie — nach seiner Art — nie bekannt geworden. Es war nicht ganz leicht, ihn auch nur zu einer Bestätigung derselben zu bewegen."

Auch sonst gestalteten sich die kollegialen und geselligen Beziehungen in Frankfurt a. O. in erwünschter Weise. Die kleineren Verhältnisse der anmuthigen Stadt im Vergleich zu Königsberg störten Simsons Zufriedenheit nicht. Stets geneigt, die Vorzüge, nicht mit kritischem Auge die Nachtheile zu sehen, fand er sich in jeder Beziehung bald heim. Allerdings fehlte hier die geistige Anregung, die von einer Universität ausgeht, denn die Frankfurter Hochschule war nach dreihundertjährigem Bestehen ja längst die Oder weiter hinauf gezogen und hatte fast nur noch ihr altes, jetzt anderen Lehrzwecken gewidmetes Gebäude zurückgelassen. In dem Bedürfniß, sich in dem Quell humanistischer Studien zu erfrischen und geistig jung zu erhalten, gründete Simson, der die einst auf dem Gymnasium erworbene Kenntniß

der alten klassischen Sprachen treu bewahrte, im Verein mit einigen Schulmännern und evangelischen Geistlichen ein griechisches Kränzchen, in dem die Mitglieder Thukydides, Plutarch oder Demosthenes u. s. w. lasen.

Das Präsidium des Abgeordnetenhauses, welches Simson auch in der nächsten Session führte, brachte ihn abermals in persönliche Berührung mit Wilhelm I., der im Anfang des Jahres 1861 seinem Bruder auf dem Throne folgte. Nicht immer war sie durchaus freundlicher Natur. Manche parlamentarische Vorgänge waren dem Herrscher mißfällig. Die lebhafte Ausdrucksweise des Führers der Mehrheit, Georgs v. Vincke, reizte gelegentlich seinen Unmuth. Noch mehr thaten es die Angriffe auf den damaligen Berliner Polizeipräsidenten v. Zedlitz und die Adresse des Abgeordnetenhauses, welche die Gesetzmäßigkeit der neuen in der Armee getroffenen Anordnungen in Frage zog. Indessen verwies Simson gelegentlich nicht ohne allen Erfolg auf das englische Herkommen, wonach der Sprecher des Unterhauses, wenn er zum erstenmal vor die Königin tritt, sie bittet, Alles, was ihr über ihr Parlament mitgetheilt werde, im günstigsten Sinne auszulegen. Auch konnte er deutlich beobachten, wie der Monarch, wenn ihm einmal eine scharfe Aeußerung entfallen war, in der Güte seines Herzens die nächste Gelegenheit suchte, um sie zu verwischen.

Simson vertrat das Abgeordnetenhaus auch bei der Krönung in Königsberg im Oktober 1861. Daß diese Feierlichkeit an Stelle der Huldigung der Stände trat, war ein Erfolg, den die liberalen Elemente im Ministerium erreicht hatten. Aber, kritisch erregt wie die Stimmung im Lande einmal war, wurde sie durch die dortige Feier nur noch kritischer.

Das neue Abgeordnetenhaus, das im Januar 1862 zusammentrat, war wesentlich anders zusammengesetzt als das vorhergehende. Die Fortschrittspartei und die ihr nahestehenden Libe-

ralen beherrschten die Lage. Simson war, als seine Ernennung nach Frankfurt a. O. eine Neuwahl erforderlich machte, in seinem heimischen Wahlkreise von den alten Wahlmännern mit an Einstimmigkeit grenzender Mehrheit wiedergewählt worden. Jetzt dagegen waren seine Anhänger in Königsberg von der Fortschrittspartei gänzlich geschlagen und er Schulze-Delitzsch unterlegen. Daß ihn die Vaterstadt, aus der er erst vor kurzer Zeit geschieden war, so fallen ließ, mußte ihm schmerzlich sein. Indessen beruhigte ihn die Thatsache, daß die konstitutionelle oder altliberale Partei im Parlament noch immer sehr zahlreich vertreten, die Fortschrittspartei im Allgemeinen mehr auf Kosten anderer Fraktionen gewachsen und eine kritische Wendung der Dinge, das Ende der liberalen Aera anscheinend noch nicht unvermeidlich war. Diese Stimmung und Ansicht der Sachlage sprach er damals in Briefen an einen Sohn aus.

Frankfurt a. O. 8. Dezbr. 61.

... Da ich diesen Winter zu Hause bleiben werde und es doch noch dahin steht, wie ich das — nach dem toil and warfare of political life der letzten drei Jahre — ertragen werde, hat die Korrespondenz mit Dir fast noch gesteigerten Werth für mich.

Du entnimmst hieraus, wenn Du es nicht schon aus den Zeitungen ersehn hast, daß in Königsberg die s. g. Fortschritts-Männer uns (fast im Verhältniß von 2 : 1) geschlagen haben. Von der Ansprache, die ich dem konstitutionellen Wahl-Comité auf seinen Wunsch übersandt habe, lege ich Dir einen Abzug bei. Allgemeiner Betrachtungen enthalte ich mich dabei um so leichter, als sich das Resultat der Wahlen im Ganzen noch nicht übersehen läßt. Die persönliche Kränkung gedenke ich leicht zu verschmerzen, sobald mir nur erst die Sorge genommen ist, daß Deine Voraussicht von öffentlichen Con-

flikten sich bestätigen möchte. Die Erfahrung von der mobilium turba Quiritium ist mir nicht neu genug, um mich unmäßig zu affiziren . . .

Aus meiner Lektüre will ich Dir mittheilen, daß ich Sybel's „Die deutsche Nation und das Kaiserreich" gekauft und durchgelesen habe. Er selbst kann nicht behaupten, daß viel Neues darin stände — historisch so wenig als politisch. Daß das Buch sich im Ganzen als Polemik, nicht sowohl gegen Giesebrecht, obwohl auch gegen den, als gegen Ficker darstellt, ist dem Ton der Schrift — nach meiner Empfindung — auch nicht besonders zuträglich gewesen. Gleichwohl finde ich die historische Begründung unsres Frankfurter — oder Gothaer — Gedankens sehr dankenswerth und habe sie in summa summarum sehr gern gelesen. v. Sybel ist in Crefeld gewählt . . .

Frankfurt a/O. 12./12. 61.

Dein lieber Brief vom 10. d. M. . . . ist heut gegen Mittag in unsere Hände gekommen. Wir entnehmen gar gern daraus, daß Du, Gottlob! gesund bist . . . Sonst merkt man Deinem Blatt die schwere Verstimmung wegen des Ausfalls der Wahlen überhaupt und der Königsberger insbesondere an. Von den letzteren anzufangen, darf auch ich Dir nicht verhehlen, daß sie mich die ersten Tage um so mehr verstimmt haben, als ich mir selber sagen mußte, daß ich mich bei richtigerer Voraussicht der Dinge schwerlich zu der selbstgewählten Beschränkung auf den Einen Wahlort entschlossen hätte [1]) oder nach meiner Empfindung auch nur hätte entschließen dürfen. Auch habe ich den Königsberger Ausgang — gegenüber dem

---

1) Simson hatte erklärt, ein abermaliges Mandat zum Abgeordnetenhause nur annehmen zu wollen, wenn es ihm von seinem bisherigen Wahlkreise übertragen würde.

fremden Menschen [1]), den schwerlich $1/4$ der Wahlmänner jemals auch nur gesehn haben mag — als eine persönliche Kränkung empfunden und in seiner Wirkung als ein zweites und schmerzhafteres Wegziehen aus der Vaterstadt. Inzwischen hast Du aber ohne Zweifel aus den Zeitungen ersehn, daß die konstitutionelle Partei numerisch nicht verloren und daß die Fortschritts-Männer sich wesentlich auf Kosten der vorläufig vernichteten Feudalen, der Ultramontanen und der Mathis-Söhne [2]) verstärkt haben. Auch habe ich die Gewißheit erlangt, daß das Ministerium stehn bleiben und nicht ohne Veranlassung feindselig gegen das neue Haus vorgehn wird. Ich sehe also keine Nothwendigkeit gefährlicher Krisen voraus, das beruhigt den auf die Sache und auf das Land, nicht auf die Personen, am wenigsten auf die eigene gewendeten Sinn und weist auf die alte Wahrheit von Neuem, daß man die menschlichen Dinge nicht belachen und nicht beweinen, sondern zu begreifen versuchen soll (Dahlmann). [3]) Selbst in Betreff meiner Person ist noch nicht, wie Du anzunehmen scheinst, aller Tage Abend ... Ich bin ganz gewiß, daß auch bessere Tage wieder kommen — daß die Einsicht in die Fehler, wodurch die jetzige Wendung herbeigeführt ist, auch ihre heilsamen Folgen haben wird und daß — worauf doch zuletzt Alles ankommt — der weltgeschichtliche Beruf unseres Preußischen und Deutschen Vaterlands nicht vereitelt ist ... —

---

1) Schulze-Delitzsch (1808—1883).

2) Scherzhafte Bezeichnung (nach Matthisson) für die Fraktion Mathis, die damalige eigentliche ministerielle Partei.

3) Eigentlich ein von Dahlmann angewendetes Wort Spinozas. — Seltsamerweise fand ich es jüngst als ein Wort des Tacitus citirt (Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte XIII. 152 — vielleicht eine Verwechselung mit Sine ira et studio?)

In der That sollte Simsons parlamentarische Laufbahn noch nicht abgeschlossen sein. Seine Niederlage, von den Gegnern rechts und links zwar mit besonderer Genugthuung begrüßt, ward von anderen Seiten bedauert. Auch der König ließ ihm, durch Vermittelung der Brüder v. Auerswald, von denen Alfred ihm befreundet war, kundgeben, daß er ihn ungern im Abgeordnetenhause vermisse. Als er bei den Nachwahlen in zwei Kreisen, in Wetzlar und Hoyerswerda, gewählt wurde, beschloß er für Wetzlar anzunehmen.

Auch an Aufforderungen, das Präsidium wieder zu übernehmen, fehlte es ihm nicht, jedoch lehnte er sie, schon wegen seiner damals schwankenden Gesundheit, ab. Der König nahm am Ordensfeste (18. Januar 1862) die Gelegenheit wahr, ihm sein lebhaftes Bedauern darüber auszudrücken. Er drang zu diesem Zwecke durch die Menschenmenge zu einer Fenstervertiefung durch, in die sich Simson mit Beseler und Max Duncker zurückgezogen hatte. Als er jedoch bemerkte, daß Grabow, der neue Präsident, in der Nähe stand, fügte er mit gewohntem Takt und Zartgefühl, zu diesem gewandt, hinzu: „Glauben Sie deshalb nicht, daß ich Sie ungern an dieser Stelle sehe.“ Grabow erwiderte, sein Ohr und Auge hätten etwas an Schärfe verloren, so daß er fast besorge, nicht Alles hören und sehen zu können, was in der Versammlung vorgehe — worauf der König, ihm auf die Schulter klopfend, launig versetzte: „Dann hören Sie nur um so sorgfältiger auf mich!“ [1]) Ein merkwürdiges Scherzwort, wenn man an den schweren Konflikt denkt, in dem Grabow alsbald als Haupt des Abgeordnetenhauses der Regierung des Königs gegenüber stehen sollte.

Wie Simson nun doch das Ende der liberalen Aera kommen sehen mußte, zeigen einige, an denselben Sohn gerichtete Briefe.

---

1) v. Poschinger, Fürst Bismarck und die Parlamentarier II. 102 (nach Simsons Erzählung). Aus dem Leben Theodor v. Bernhardis IV. 187.

Innerhalb der Regierung selbst hatte sich bekanntlich unter der Führung des Kriegsministers v. Roon eine Fraktion gebildet, welche den altliberalen Ministern schroff gegenüber stand. Die Häupter des Kabinets, die man anfangs mit den freudigsten Hoffnungen begrüßt hatte, der Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen und Rudolf v. Auerswald, hatten, trotz aller trefflichen Eigenschaften, diese Erwartungen keineswegs erfüllt und niemals irgend eine kräftige Initiative entwickelt. Jetzt war überdies der eine abwesend, der andere krank. Noch mehr als eine zielbewußte innere Politik vermißte man eine kräftige Politik nach außen, obschon Graf Bernstorff, der zu dem konservativen Theil der Regierung gehörte, immerhin mehr Energie entfaltete als sein Vorgänger Schleinitz.

Berlin. Freitag 17. Januar 1862.

. . . Du wirst inzwischen gesehn haben, daß ich auch das Präsidium — ohne weitere Anfechtungen von oben her — los geworden bin. Es war mir höchst komisch, durch allerlei Mittelspersonen die Versicherungen von Fortschrittsmännern zu empfangen, daß sie mir sehr gern „in eklatanter Majorität" ihre Stimmen zum Präsidenten geben würden. Ich antwortete with arrogant humility, daß ich mir das gedacht hätte, da ich ja wüßte, daß sie nichts anderes im Sinne hätten, als den guten Fortgang der Geschäfte, und es sehr nahe läge, zu diesem Behuf die formale Leitung in schon versuchte Hände zu legen und das insbesondere einem neuen Versuch vorzuziehen. Aber Einfluß auf meine Entschließungen könnte ich dem nicht einräumen. Die Abtheilungswahlen müssen Dich, wie uns Alle, überrascht haben. Danach erscheinen die Fortschrittsmänner wie eine verschwindende Minorität: gewiß mit Unrecht. Daß sie allmählig das linke Centrum (v. Bockum, Harkort, Stavenhagen und weiter: Immer-

mann, Aßmann pp.) auffressen, halte ich nach der Naturgeschichte aller Parlamente für unausweichlich. Was uns fehlt, sind übrigens — zur Zeit — nicht Stimmen, sondern Talente. In der Fraktion sprechen jetzt alle Zaunkönige, da der große Donnerer[1]) weggeblieben ist. Freilich wird durch seine Abwesenheit auch viele Reizung der Gegner — ich meine unnöthige — erspart werden. Gott helfe weiter!

... Die Andeutung über meine Motive, eine Nachwahl anzunehmen, hat in vielen Blättern gestanden und ist so verbreitet, daß ich meines Theils von einer Erneuerung derselben gerne abstehe ...

Berlin 6. Februar 1862.

... Nach Ausweis der meisten Vorlagen sind die Minister seit dem vorigen Jahr — in der Richtung der Minorität des Ministeriums — rückwärts gegangen und der hiatus zwischen ihnen und der Partei daher größer geworden. Wir aber sind nicht eine ministerielle, sondern eine konstitutionelle Partei und halten die Erhaltung einer solchen Partei für Preußen und Deutschland unendlich wichtiger, als die der gegenwärtigen, aus zwei heterogenen Hälften zusammmgesetzten Verwaltung, so lieb es uns wäre, wenn wir — ohne Verletzung unserer Grundsätze — zu ihrer Erhaltung beizutragen vermöchten. Ich habe von dieser Methode und Anschauung in dem kurhessischen Ausschuß vor vielen Zuhörern eine schlagende Probe an dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten[2]) mit großer Zustimmung von Parteigenossen und Anderen gegeben — die um so zeitgemäßer gewesen sein mag, als ich gleichzeitig meinen Gegensatz gegen Dr. Virchow nicht ohne einigen Erfolg an den Tag legen konnte ...

1) Georg v. Vincke, der damals eine Kandidatur abgelehnt hatte.
2) Graf Albrecht v. Bernstorff (1809—1873).

Berlin Sonntag 16/2 62.

. . . Mein eigener Körperzustand ist schwankend und der auf mir — in den Kommissionen — liegenden Arbeitslast nicht entsprechend. Ich habe mich wieder Romberg[1]) anvertraut, der mich heut 12 Uhr genauer untersuchen will. . . In der Politik geht es durchaus nicht nach Wunsch. Unsere unermüdliche Darstellung, daß nur eine im Innern und Aeußeren muthige, an die gesunden Ideen des Tages — d. h. der Gegenwart — sich rückhaltlos hingebende Politik die Schwierigkeiten und Gefahren in Preußen und Deutschland mit Erfolg zu affrontiren vermag, findet kein Gehör. Wir stehn in hundertfachem Betracht der Regierung entgegen und der unverhüllte Ausdruck unserer Gedanken in den Kommissions-Berathungen, — unser nothgedrungenes Stillschweigen auf die Vorwürfe, die der Regierung von ihren wirklichen Feinden kommen, beschädigt sie mehr und tiefer, als deren Angriffe vermöchten. Hohenzollern's Abwesenheit, Auerswald's Krankheit kommen daneben fast nur beiläufig in Betracht. Weder den König noch den Kronprinzen habe ich anders als gesellschaftlich zu sprechen Gelegenheit gehabt. Ich glaube nicht, daß ich diesen Zustand — selbst abgesehen von der Lage meiner Gesundheit — auf die Dauer aushalten kann und werde. Ich kann nichts nützen, — bei der Dürftigkeit unserer Partei-Talente fühle ich meine Kraft täglich unzureichender: wohl aber schade ich erheblich und helfe die Regierung unterminiren, an deren Stelle ich keine andere vorzuschlagen weiß und die ich für eigentlich vollständig bankerott halte. Ich stehe mit dieser Meinung auch unter ihren Freunden mit nichten allein! Andererseits fehlt es bei diesen auch theilweise an lebhaften Sympathien und Piep-

---

1) Der Mediziner Moritz Heinrich Romberg (1795 – 1873).

meyereien[1]) für die Fortschrittler nicht. Deine Beurtheilung der Noten[2]) und der entscheidenden präventiven Politik, die wir sofort einzuschlagen hätten, theile ich vollkommen . . .

Berlin. Sonntag 23. Febr. 1862.

. . . Mit meiner Gesundheit ist es die Woche ganz leidlich gegangen. Ich habe z. B. die große Strapaze eines Hofballs am Donnerstage von 9—3 Uhr ganz gut überstanden, vielleicht auch darum leichter, weil ich Gelegenheit erhielt, dem Kronprinzen meine ganze Meinung ausführlich und erschöpfend darzulegen. Heut kommen die beiden Aerzte wieder. Sie entscheiden sich gewiß bald über das mit mir einzuschlagende Verfahren und ich hoffe das Beste . . .

Du wirst gern hören, daß mir gelungen ist, eine Verbindung zwischen den zuverlässigsten Mitgliedern unserer Fraktion und den alten Freunden außerhalb des Hauses — Veit, Beseler, beide Duncker,[3]) Riedel, Vincke-Olbendorf, Droysen — anzubahnen, die sich in regelmäßigen Zusammenkünften bethätigen soll. In den Sachen selbst will sich noch immer kein frischer Luftzug zeigen, obschon möglich ist, daß er sich vorbereitet. An einen endlichen Ausgang ohne Auflösung des Unterhauses und gleichzeitige Ergänzung des Oberhauses in liberalem Sinn höre ich nachgerade auf zu glauben. Die Talentlosigkeit der 56 Kreisrichter und die Abneigung der Majorität, auch bei energischer Politik der

---

1) Der Ausdruck stammt bekanntlich von den zur Zeit des Frankfurter Parlaments von J. H. Detmold und dem Maler Adolf Schrödter herausgegebenen „Thaten und Meinungen des Herrn Piepmeyer, Abgeordneten zur constituirenden Nationalversammlung," der fortwährend schwankt, ob er nicht etwas weiter rechts oder links rücken solle.

2) Der gleichlautenden Noten Oesterreichs, Bayerns, Württembergs u. s. w. vom 2. Februar 1862 gegen den von Bernstorff wieder angeregten Gedanken des engeren Bundesstaats unter Preußens Führung.

3) Max und Hermann Duncker.

Regierung den Militär-Etat zu bewilligen, wird, wie mir scheint, dazu zwingen. Möchte es dann wenigstens im richtigen Augenblick und mit der nöthigen Vorbereitung für die neuen Wahlen geschehn! Sonst wird das Uebel ärger und wir gerathen — Gott verhüte es! — in kurhessische Zustände! Morgen beginnen die Kommissions-Verhandlungen über die deutsche Frage! Wir sind in der Kommission in einer kläglichen Minorität (6 : 15): gleichwohl verzweifle ich nicht an dem Versuch, einen gemeinsamen Antrag durchsetzen zu helfen. In der kurhessischen und in der deutschen Frage scheint die Regierung fest zu stehn: aber daß sie sich zur Aktion entschließen sollte (die Deklamation hilft nicht mehr), ist mir leider kaum glaublich ... —

Als die Krisis infolge des bekannten Hagen'schen Antrages und der Auflösung des Hauses der Abgeordneten eintrat, war Simson der Theilnahme an den Verhandlungen entrückt. Er mußte sich im März 1862 einer Operation durch Langenbeck unterwerfen, die er glücklich bestand. Im Sommer wurde er auf mehrere Monate in die Schweiz geschickt. Auf der Rückkehr von dieser Reise hatte er die Freude, Johannes Classen, den ehemaligen Hauslehrer in Niebuhrs Hause, in Frankfurt a. M. als Direktor des dortigen Gymnasiums wiederzusehen.

Inzwischen war er auch in das neue Abgeordnetenhaus gewählt worden, allerdings, bei der nun eintretenden Zertrümmerung der altliberalen Partei, im äußersten Westen des Staates, in dem Wahlkreise Montjoie-Malmedy-Schleiden, der ihn jedoch fast einstimmig wählte und ihm lange treu blieb. Auch in Briefen aus dieser Zeit drückt er das Verlangen nach einer thatkräftigen äußeren Politik aus, welche den Ausweg aus den verfahrenen Zuständen bieten könne.

Berlin Donnerstag 6. März 1862.

. . . So begründet Deine Auffassung von dem relativen Werth meiner jetzigen unfreiwilligen Zurückgezogenheit ist, so schwer fällt mir diese Zurückgezogenheit selbst, ohne daß ich mir einbildete, mit meiner Mitwirkung irgend etwas bessern zu können. Ich gebe allmählig den Gedanken auf, daß ohne schweren Anstoß von außen eine solche Aufraffung bei uns zustande kommt, wie sie — nach Georg Wilhelms und Friedrich Wilhelms I. Hingang — die Anfänge ihrer großen Nachfolger für alle Zeit mit Ruhm gekrönt hat. Wir Alle sind anscheinend zu wohlhabend, zu gebildet und zu friedensselig dafür geworden. Und da kommt dann die Illusion leicht. Die letzte Wendung Oesterreichs in der kurhessischen Frage wird hier vielfach als ein Sieg Preußens angesehen und meine abweichende Ansicht steht sehr allein . . .

Frankfurt a. O. Sonntag 25. Mai 62.

. . . Daß mich die Wahl[1]) am 22. getroffen hat, wirst Du heut schon wissen. Das Centralwahlcomité zeigte mir noch am Donnerstag telegraphisch an, ich sei mit großer Majorität gewählt; gestern erhielt ich die amtliche Nachricht. Erst heut ersah ich aus den Zeitungen das Détail der Zahlen und daß mein alter Freund, der Dompropst,[2]) mein Gegner gewesen war. Mit Deinem Brief zugleich kam dann einer aus Malmedy mit der Mittheilung, daß von den dortigen 70 Wahlmännern 69 für mich gestimmt hatten. In Betracht, daß der Wahlbezirk auf 450,000 Seelen nur 20,000 Protestanten enthält, ist das Resultat überraschend.

Vor Pfingsten gehe ich nicht nach Berlin und auch nach der Pfingst-Pause nur zu einzelnen Abstimmungen im Lauf

1) In Montjoie-Malmedy-Schleiden.

2) Dompropst Holzer von Trier, den Simson persönlich kannte.

des Juni. Die Kommissionen sind gewählt, und meine Wähler hab' ich ja im Voraus davon avertirt. Die Verhältnisse sind nicht lockend; es fehlt ihnen auch der Reiz, helfen zu können. Mir scheint, wir sind in einer Sackgasse. Kühne Entschlüsse könnten daraus helfen, sie werden aber nicht gefaßt werden; auch lähmt uns der innere Zwiespalt zwischen dem Abgeordneten-Hause und den beiden andern Faktoren und der innern und der äußern (zunächst der deutschen) Politik der Regierung, die sich doch nicht trennen oder nach entgegengesetzten Richtungen hin verfolgen lassen. Von dem Untergang der Grabow'schen Partei durch Selbstauflösung hast Du inzwischen auch gelesen. Nach einem Brief des Herrn v. Auerswald [1]) bleiben vielleicht 20 Männer mit Vincke zusammen; ich werde zu ihnen treten, sobald ich nach Berlin gehe. Mein Naturell macht mir — von allem Uebrigen abgesehn — den Wechsel der Partei, auch den Tausch mit der nächststehenden unmöglich. Und bei allem Verdruß über Vincke — früherem und jetzigem — sag' ich mir selbst:

j'ai partagé sa gloire et sa puissance:
je dois aussi partager ses malheurs! [2])

Erst im September 1862 war Simsons Gesundheitszustand so weit hergestellt, um ihm wieder die Betheiligung an den parlamentarischen Verhandlungen zu gestatten. Es war kurz bevor Herr v. Bismarck die Leitung der Angelegenheiten übernahm. Bald darauf machte der neue Minister, der ihn von früher, besonders von Erfurt her persönlich kannte, ihm einen Besuch in einer Chambre garnie in der Behrenstraße, in der

1) Alfred v. Auerswald (1797—1870).
2) Citat aus Béranger.

Simson damals wohnte.[1]) Er legte ihm und seinen Parteigenossen ein Zusammengehen mit ihm nahe.[2]) Er ließ auch mit der Offenheit, die ihn charakterisirte, die Ziele seiner Politik deutlich genug durchblicken. Allein Simson, obschon er begriff, daß einzelne ihm gesinnungsverwandte Patrioten,[3]) mit denen er jedoch nicht in völliger Uebereinstimmung blieb, den Eintritt dieses Ministers mit günstigen Erwartungen begrüßten,[4]) theilte diese Hoffnungen nicht. Er stand seiner Politik noch durchaus ohne Vertrauen gegenüber und verhielt sich zu seiner Aufforderung vollkommen ablehnend.

Und bald glaubte er jene Hoffnungen in der That gescheitert zu sehen, da der schwere Konflikt zwischen der Regierung

1) Auch schon in einem Briefe aus Frankfurt a. O. vom 1. Juni 1862 schreibt Simson in Bezug auf Herrn v. Bismarck: „Er hat mir besonders empressirte Grüße durch den Regierungs-Rath Zitelmann vorige Woche gesendet: ich glaube, weil er sich, für den Fall einer Kabinetsbildung durch ihn, mit dem Rest der Altliberalen zu verhalten gedenkt."

2) Vergl. auch H. v. Sybel, Begründung des Deutschen Reiches II. 440.

3) Wie Georg v. Vincke; auch Duncker (vergl. Haym, Das Leben Max Dunckers S. 259. 262–264. 276—277). Sie gründeten ihre Hoffnungen namentlich auf die damals übrigens noch höchst unvollkommen bekannten Antecedentien Bismarcks als Bundestagsgesandter in Frankfurt a. M.

4) Er sagte im Abgeordnetenhause am 28. Februar 1863 (Sten. Ber. S. 404): „Es ist gestern mit einem herben Ausdruck über diejenigen . . der Stab gebrochen worden, die den Eintritt der gegenwärtigen Regierung — denn ich unterscheide sie durch ihr Haupt auch von der des vergangenen Sommers — mit irgend welcher Hoffnung begrüßt haben. Je freier ich mich in meiner Seele von allen solchen Hoffnungen von Haus aus gewußt habe, um so unbefangener kann ich doch sagen: ich kann mir die Argumente sehr wohl denken, um derentwillen patriotische und weitdenkende Männer den Eintritt des gegenwärtigen Regimentes etwa mit den Worten begrüßt haben mögen, mit welchen Niebuhr den Kaiser Alexander I. bei seinem Eintritt auf den deutschen Boden 1805 begrüßte, als er ihm seine Uebersetzung der ersten Philippica des Demosthenes übergab. Er bediente sich des alten Verses:

Hic rem Romanam magno turbante tumultu
Sistet eques."

und dem Abgeordnetenhause eintrat, der, nach seiner Empfindung und zu seinem tiefen Gram, durch die verletzende Behandlung der Majorität des Hauses seitens des Ministeriums „nicht nur erweitert, vertieft, verschärft, sondern vergiftet“ wurde. Er war durchaus für die Reorganisation des Heeres, die er nach dem Urteil der Sachverständigen für eine nothwendige, in der Zeit des Absolutismus und unter der Regierung Friedrich Wilhelms IV. verschleppte Maßregel hielt. Daher war er als Präsident des Hauses im Jahr 1860 in der Militärkommission lebhaft für die Vorlagen der Regierung eingetreten.[1]) Er stützte sich dabei auf die sachkundigen Ausführungen in einer Schrift Theodors v. Bernhardi, und seine Worte waren, wie es scheint, sehr eindrucksvoll gewesen. Dagegen ließ er sogleich beim Ausbruch des Konflikts im Herbst 1862 keinen Zweifel darüber, daß er in der Verfassungsfrage den Standpunkt der Mehrheit des Hauses theilte und, seinen alten Ueberzeugungen getreu, die Theorie von der Lücke in der Verfassung verwarf. Als das Herrenhaus beschloß. den Staatshaushalt in der Fassung des Abgeordnetenhauses abzulehnen, dagegen in derjenigen der Regierungsvorlage anzunehmen, und alle Parteien, mit Ausnahme der Konservativen, unter Schwerins Vorsitz zur Vorberathung zusammentraten, um Verwahrung dawider einzulegen, war es Simson, der den Antrag einbrachte, diesen Beschluß, als dem klaren Wortlaut und Sinn der Verfassung widerstreitend, für null und nichtig zu erklären. Weiterhin hat er sich in der Konfliktszeit insbesondere an der Vertheidigung der Preßfreiheit gegen die Verordnung vom 1. Juni 1863 und der parlamentarischen Redefreiheit gegenüber dem bekannten Beschluß des Obertribunals vom 29. Januar 1866 in Sachen der Abgeordneten Twesten und Frentzel be-

1) Vergl. Leopold v. Gerlach, Denkwürdigkeiten II. 729. Aus dem Leben Theodor von Bernhardis III. 283. 284.

theiligt.[1]) In beiden Fällen handelte es sich um Verfassungsartikel, an deren Feststellung Simson bei der Revision der Verfassung speziellen Antheil genommen hatte. Hinsichtlich der Preßordonnanz, welcher das Abgeordnetenhaus im November 1863 seine Genehmigung versagte, indem es sie zugleich für unzulässig erklärte, war er durch den Präsidenten Grabow neben Gneist zum Referenten ernannt. Sie lief, auch abgesehn von ihrem Inhalt, dem Sinn der Verfassung schon darum zuwider, weil diese der Regierung die Befugniß zum Erlaß solcher Verordnungen nur einräumt, falls die Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit oder ein ungewöhnlicher Nothstand es dringend erfordert und die Kammern nicht versammelt sind. In diesem Falle war jedoch der Schluß des Landtags am 27. Mai, mithin die Verordnung fünf Tage darauf erfolgt. Man hatte also nicht den Weg der Oktroyirung beschritten, weil die Abwesenheit des Landtags dazu nöthigte, sondern den Landtag nach Hause geschickt und dann oktroyirt. Die Bedingung „insofern die Kammern nicht versammelt sind“ war durchaus nur dem Buchstaben nach erfüllt. — Simsons Rede über den erwähnten Obertribunalsbeschluß, am 10. Februar 1866, war, wie eine der letzten,

1) Eine andere streitige Frage war, ob die Regierung berechtigt sei, Beamte, welche ein Mandat annehmen, obwohl sie zur Ausübung desselben nach der Verfassung (Art. 78) keines Urlaubs bedürfen, zu den Kosten ihrer Vertretung heranzuziehen. Nachdem ein Staatsministerial-Beschluß vom 22. September 1863 den Beamten die Stellvertretungskosten auferlegt hatte, strengte Simson im folgenden Jahre einen Prozeß gegen den Fiskus an. Er gewann ihn in den beiden ersten Instanzen, bei dem Kreisgericht in Frankfurt a. O. und dem Kammergericht. Dagegen vernichtete das Obertribunal am 23. Juni 1865 das Erkenntniß des Kammergerichts und änderte dasjenige des Kreisgerichts dahin ab, daß die Klage abzuweisen sei. Das erste Urteil hatte ausgeführt, daß die Stellvertretung nicht im Interesse des Klägers, sondern in dem des Staates erfolgt sei. Dagegen interpretirte das Obertribunal den Art. 78 dahin, daß er nur den Zweck habe, den Beamten den Eintritt in die Kammer zu erleichtern, daraus aber nicht die Pflicht des Fiskus zur Tragung der Stellvertretungskosten folge.

auch eine der eindrucksvollsten, welche er gehalten hat. Indem er mit der großen Mehrheit des Hauses für dessen Privilegien eintrat und den Gerichten auf Grund des Artikels 84 der Verfassung das Recht bestritt, Abgeordnete wegen im Parlament gehaltener Reden zu verurteilen, sagte er fest und würdig: „Ich würde in einem solchen Falle dem Gerichtshofe, wenn die Rechtskraft des Erkenntnisses eingetreten wäre, lediglich antworten: „Ihr könnt mich zwar zu Grunde richten — aber richten könnt ihr mich nicht." Auch bewährte er bei dieser Gelegenheit mehr als je die Kunst lichtvoller Auseinandersetzung, die er auch sonst auf dem Katheder wie auf der Tribüne bewiesen hat. „Wir haben ..., so urteilt ein bald darauf erschienener Aufsatz in den „Preußischen Jahrbüchern"[1]) über jene Verhandlung, „weder, was die Vollständigkeit der Beweisführung noch was die Kraft der Sprache anbelangt, entfernt an jene Debatte heranzureichen vermocht. Sie gehört auch in oratorischer Beziehung zu dem Bedeutendsten, was parlamentarische Beredsamkeit jemals hervorgebracht. Namentlich sind die Reden von Gneist, Twesten und Simson leuchtende Muster. Gneist behandelte die Frage im engsten Zusammenhange mit den frühesten Grundlagen des politischen Lebens, Twesten hob die sittliche Seite mit gewaltiger Energie hervor, und Simson erörterte die Rechtsfrage bis in die schwierigsten Verwicklungen hinein mit einer Durchsichtigkeit, wie sie bei einem ähnlichen Thema wohl niemals übertroffen worden ist." Simson selbst schrieb hierüber: „Es war nicht leicht, als sechzehnter Redner dieselbe Materie zu behandeln, und so hat mich die auffallend starke Wirkung in der That überrascht." In den Beifall, mit dem seine Worte aufgenommen wurden, hatten selbst die Zuhörer auf den Tribünen mit eingestimmt. Er ist vielleicht nie so volksthümlich gewesen wie in diesem Augenblick.

---

1) XVII. 336.

Als er aber ahnte, daß ihm in Frankfurt a. O. eine Ovation bereitet werden sollte, entzog er sich ihr, denn er war nach seiner Empfindung für populäre Demonstrationen nicht geeignet und nicht geneigt sie entgegen zu nehmen.

Mit dem schärfsten Nachdruck hatte er sich in dieser Rede gegen das herrschende Regierungssystem, welches nothwendig zur Unterdrückung alles konstitutionellen Lebens führen müsse, gewandt und ihm gewissermaßen sein Ende vorhergesagt — ohne zu ahnen, in wie anderer, unerwartet glücklicher Weise der auf den Höhepunkt gediehene Konflikt sich bald lösen sollte:

„Und nun ich perorandi causa zum Schluß ein Wort sagen soll, taucht die Erinnerung an den Tag in mir auf, an dem ich hier vor Ihnen die Preß-Ordonnanz vom 1. Juni 1863 angriff. Damals, meine Herren, habe ich die Ueberzeugung ausgesprochen — es sind nun drittehalb Jahre darüber vergangen — daß es auf dem Wege, den die Königliche Regierung geglaubt hat, betreten zu müssen, kein Anhalten giebt; daß mit dieser Art der Regierung (auf wie persönlich edlen und patriotischen Motiven ihre Methode beruhen mag, was ich nicht weiß) schlechterdings unverträglich ist, was der Freiheit auch nur entfernt ähnlich sieht.

„Die Herren können nicht regieren (so sehr sie es auch wollen möchten) mit einer freien Presse; sie können nicht regieren ohne Einfluß auf die Zusammensetzung der Gerichte, und sollte dadurch das Ansehn der Justiz in diesem Lande untergraben werden — sie können nicht regieren ohne Einfluß auf die Wahlen zum Landtag, und sollte dadurch ein scheinbares Resultat gewonnen werden, wodurch das Gegentheil von dem ausgesprochen wird, was wirklich in dem Herzen der Nation lebt; sie können nicht regieren mit einer freien Kommunal-Verwaltung; sie können auch schließlich nicht regieren mit einem Hause, in welchem die durch den Artikel 84 vorgesehene unbedingte Redefreiheit waltet!

„Ich weiß wohl, daß die Parrhesie[1]) dieser Tribüne durch die jetzigen Maßregeln nicht gehemmt werden wird: aber wohl könnte in der Nation der Gedanke rege werden, hier würde das freie Wort doch nur scheinbar gehandhabt; man wisse nicht, was der Redner noch auf dem Herzen gehabt und doch aus Besorgniß vor der staatsanwaltlichen Perspektive verschluckt habe. Die Regierung kann den eingeschlagenen Weg nicht verfolgen, ohne Zerstörung des unerläßlichen und unersetzlichen Sicherheits-Ventils, welches in dieser Tribüne liegt.

„Sie, „Sie müssen: daß Sie können, was Sie", um ein altes Wort zu gebrauchen, „zu müssen eingesehn, das hat mich oft mit staunender Bewunderung erfüllt." Daß man, um die Sachen ein Weilchen noch in diesem Gange zu erhalten — nicht ein Weilchen für die kurze Dauer unseres Menschenlebens, wohl aber für die Entwicklungsdauer der Nation — daß man für dieses Quentchen Gegenwart unersetzliche Zentner von Zukunft vergeudet, das will in meinen armen Sinn nicht hinein. Und Sie stehen im Kampfe mit den geistigen und sittlichen Mächten der Gegenwart.

„Sie werden diesen Mächten früher oder später weichen müssen, deren Gewicht und Bedeutung Sie unterschätzen — und wenn mich meine Ahnung nicht trügt, so ist der Obertribunals-Beschluß vom 29. Januar, den Sie herbeigeführt haben, die erste Etappe ihres Rückzuges."

---

1) Der Freimuth.

13. Reichstag. Deputation nach Versailles.

Erst der Verlauf und die Ergebnisse des Krieges von 1866 stimmten Simson, wie unzählige Andere, um und machten auch ihn zu einem Bewunderer der Bismarck'schen Staatskunst. Der preußische Antrag auf Einberufung eines deutschen Parlaments hatte auf ihn noch keinen Eindruck gemacht und, nach dem bisherigen Charakter der inneren Politik Bismarcks, auch nicht machen können. Jetzt dagegen sah er mit der bei Königgrätz erstrittenen Lostrennung von Oesterreich den Grundgedanken des Programms, zu dem er sich schon längst bekannt, verwirklicht, die Grundbedingung zur Errichtung eines lebenskräftigen deutschen Bundesstaats erfüllt. Mit den Waffen siegreich, nicht mehr geographisch in zwei Theile zerrissen, nicht mehr in den ersten Anfängen des Konstitutionalismus begriffen, sondern auf die Kinderkrankheiten und eine ehrenvoll überstandene schwere Krisis des Verfassungslebens zurückblickend, stand Preußen gewissermaßen schon als Träger der Reichsgewalt da. Auch die einstweilige Beschränkung des Einheitsbandes auf Norddeutschland war nach Simsons Ansicht nicht zu beklagen, noch weniger die Besorgniß vor einer dauernden Zerstückelung Deutschlands daraus zu schöpfen. Je schneller die Herstellung des norddeutschen Bundes gelang, um so stärker, war er überzeugt, werde seine Anziehungskraft auf den Süden sein, unmöglich die Mainlinie diesen dauernd vom Norden trennen. Dieser Auffassung und der darauf begründeten Hoffnung, daß die

Verhandlungen diesmal unter einem glücklicheren Stern verlaufen würden als in den Jahren 1848—50,[1]) gab er in der Debatte über das Wahlgesetz für den konstituirenden Reichstag, am 11. September 1866, Ausdruck.

Bei den Wahlen zum Norddeutschen Reichstage zeigte sich, daß seine frühere Theilnahme an den deutschen Einheitsbestrebungen nicht vergessen war, da man ihn an verschiedenen Orten als Kandidaten aufstellte. Indessen wurde er nur in Frankfurt an der Oder, mit sehr unbedeutender Mehrheit gewählt, während er in fünf anderen Wahlbezirken, darunter auch in Königsberg, Gegnern der verschiedensten Richtung unterlag. Dies Mandat behielt er dann auch für die folgenden Sitzungsperioden; einmal fiel auf ihn noch eine Doppelwahl in seinem alten Wahlkreise Montjoie.

Bei der Präsidentenwahl, am 2. März 1867 vereinigten sich alle Liberalen, Altliberale, Nationalliberale und Fortschrittsmänner, ihn auch in diesem neuen Reichstage wieder zum Vor-

1) Mit Bezug auf diese sagte er: „Der Gegenstand der heutigen Tagesordnung . . . beschäftigt einen Theil älterer Mitglieder dieses Hauses gegenwärtig zum dritten Male und am dritten Orte. Die Wiederholung dieser Erörterung bringt für sie die Bilder ernster, sorgenvoller Tage herauf . . . Sicherlich aber nicht blos in meinen Gedanken steigt bei diesen Berathungen auch mancher ehrwürdige Schatten von Männern auf, die an der damaligen Arbeit Theil hatten und die gegenwärtige nicht mehr schauen können; für mich keiner bedeutender und ehrwürdiger als der Dahlmanns, dem, wenn ich anders richtig urteile, unser Volk tiefer verbunden ist, als irgend einem anderen einzelnen Menschen, dafür, daß der Gedanke des deutschen Staates endlich unter uns aus Nebel und Nacht Wesen und Bildung gewonnen hat. Wie beklage ich, daß gerade er den heutigen Tag nicht mehr mit uns erlebt. Meine Herren, er würde schwerlich in die Aeußerungen einstimmen, die heute von jener Seite vernommen sind und in wahrhafte Lamentationen über unsere gegenwärtigen Zustände ausarteten. Er hätte vielleicht auf den Sommer des Jahres 1866 ein Wort nachbildend angewendet, das Niebuhr einst über das Jahr 1813 sprach: es erlebt zu haben, genüge, um das Leben eines Mannes, selbst bei sonst trüben und traurigen Erfahrungen, zu einem glücklichen Leben zu machen."

sitz zu berufen, und er wurde, wenn auch erst im zweiten Wahlgange, mit 127 Stimmen gegen 95, die auf den konservativen Kandidaten, Graf Eberhard zu Stolberg, fielen, gewählt. Als am 16. April die Verfassung des Norddeutschen Bundes mit überwältigender Mehrheit angenommen war, da stand fest, daß das Werk, dem er schon zweimal in dem gleichen Amte gedient, nicht zum dritten Male scheitern würde. Mit tiefer Bewegung nahm er am folgenden Tage den Dank des Hauses für die Leitung der Geschäfte durch den Alterspräsidenten v. Frankenberg-Ludwigsdorf, denselben Mann, aus dessen Händen er vor siebzehn Jahren das Präsidium der Erfurter Versammlung übernommen hatte, entgegen. „Sie haben mir damit“, erwiderte er, „eine der stolzesten Erinnerungen meines Lebens bereitet, und ich weiß sehr wohl, daß das Andenken an Augenblicke, wie der gegenwärtige, das kostbarste und edelste Erbtheil ist, das ich meinen Kindern hinterlasse.“

Trotz seiner vorgerückten Jahre hatte sich seine Kraft auf der alten Höhe gezeigt, und die Leitung der Debatten zur Zeit des Norddeutschen Bundes und des Zollparlaments, als es nach jenem Völk'schen Worte „Frühling geworden war in Deutschland“, war wohl der glücklichste Abschnitt seines politischen Lebens. Wäre Max von Forckenbeck, der sich als Präsident des preußischen Abgeordnetenhauses nach dem Kriege schnell die lebhafteste Anerkennung erworben hatte, nicht zufällig erst bei den Nachwahlen in den konstituirenden Reichstag gelangt, so würde diesem vielleicht auch der Vorsitz im Reichstage von Anfang an zugefallen sein. Indessen hatte man durch Simsons Wahl zugleich dem ersten deutschen Parlamente, das in der Paulskirche getagt, eine Genugthuung gewähren wollen.[1]) Er verkörperte in seiner Person und Stellung gewissermaßen den

---

1) Vergl. H. v. Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Bd. 6. S. 50. 51.

Zusammenhang der früheren und der jetzigen Einheitsbestrebungen, wie ihm dies ein Brief Gustav Freytags aus jenem Zeitraum in freundlichen Worten ausspricht.

Hochverehrter Herr Präsident!

Lange warte ich auf eine Gelegenheit, Ihnen ein Zeichen herzlicher Verehrung zu übersenden. Nehmen Sie freundlich das beiliegende Buch [1]) an, es hat unter anderem die Absicht, jüngere Zeitgenossen daran zu erinnern, daß wir nicht Alles dem Jahr 1866 und der Noth eines entschlossenen Mannes zu danken haben, und daß die Männer von 48—50 nicht umsonst in der Sorge für das Vaterland arbeiteten.

Sie sind einer der Wenigen, welche uns aus dieser großen Zeit der ersten Erhebung treu gedauert haben. Auch Ihnen gilt der Dank, welchen das Buch über Mathy jenen Führern der nationalen Bewegung darbringt. Möge uns noch lange die Freude werden, Sie in der bedeutsamen Stellung thätig zu sehen, in welcher Sie der Nation durch Ihre Persönlichkeit die Continuität unserer politischen Entwicklung so schön darstellen.

Bewahren Sie freundlichen Antheil

Ihrem

ergebensten

Leipzig, 18. Dec. 69. Freytag.

Im Herbst des Jahres 1867 richtete der erste ordentliche Reichstag des Norddeutschen Bundes eine Adresse an den König, deren bedeutungsvoller Inhalt durch die Stätte und Gelegenheit ihrer Ueberweisung noch gesteigert wurde.

Die Adresse sprach die dankbare Befriedigung der Nation über die bisher errungenen Erfolge einer wahrhaft deutschen Politik aus, betonte jedoch, daß das Einigungswerk erst mit dem Eintritt

1) Karl Mathy. Geschichte seines Lebens.



:, und gab der
eutschland das
streitig machen
len Umständen
er Einmischung
eisen.
s französischen
Der Reichstag
Rundschreiben
Nationalgefühl
diplomatischer
n waren.
elm die Ueber=
e Weisung, sich
den, deren Her=
einweihung der
bestimmt, und
m Könige am
r dabei gegen=

:produktion der
Nothstand dem
nig die Freund=
ufzeichnung mit

ort an Sie aus
ist es der Sinn,
ben.

Lindig[1]) 3/10
67.

Wilhelm.

---

1) Schloß bei Hechingen.

Zusammenhang de
wie ihm dies ein
in freundlichen W

Hochv

Lange wa
herzlicher Verel
das beiliegende
jüngere Zeitgen
dem Jahr 186
zu danken habe
umsonst in der

Sie sind ei
Zeit der ersten
gilt der Dank,
der nationalen
die Freude wer
zu sehen, in we
keit die Contin
darstellen.

Bew

Leipzig, 18. D

Im Herbst de
Reichstag des Nord
deren bedeutungsvo
ihrer Ueberweisung

Die Adresse st
über die bisher errungenen Erfolge einer wahrhaft deutschen Politik
aus, betonte jedoch, daß das Einigungswerk erst mit dem Eintritt

1) Karl Mathy. Geschichte seines Lebens.

der Südstaaten in den Bund vollendet sein würde, und gab der Ueberzeugung Ausdruck, daß andere Völker Deutschland das Recht auf eine nationale Existenz nicht mit Erfolg streitig machen könnten, da es entschlossen sei, dasselbe unter allen Umständen zur Geltung zu bringen und jeden Versuch fremder Einmischung in die Ordnung seiner Angelegenheiten zurückzuweisen.

Es war kurz nach der Zusammenkunft des französischen und des österreichischen Kaisers in Salzburg. Der Reichstag gab damit seine kräftige Zustimmung zu einem Rundschreiben des Bundeskanzlers, in welchem die das deutsche Nationalgefühl reizenden Versuche fremder Bevormundung in diplomatischer Form, aber ebenso deutlich zurückgewiesen worden waren.

Auf die Anfrage, ob und wo König Wilhelm die Ueberreichung dieser Adresse befehle, erhielt Simson die Weisung, sich mit derselben auf der Burg Hohenzollern einzufinden, deren Herstellung eben vollendet war. Der Tag der Einweihung der Burg war auch zur Empfangnahme der Adresse bestimmt, und Simson übergab sie dort im Bibliotheksaal dem Könige am 3. Oktober 1867. Nur noch der Kronprinz war dabei gegenwärtig.

Da Simson sein Gedächtniß bei der Reproduktion der königlichen Antwort im Stich ließ und er diesen Nothstand dem Hausminister v. Schleinitz mittheilte, hatte der König die Freundlichkeit, ihm die Antwort in eigenhändiger Aufzeichnung mit folgenden Zeilen zukommen zu lassen:

> Umstehend habe ich versucht, meine Antwort an Sie aus dem Gedächtniß niederzuschreiben; wenigstens ist es der Sinn, wenn vielleicht auch nicht wörtlich wiedergegeben.
>
> Lindig[1] 3/10 67. Wilhelm.

---

1) Schloß bei Hechingen.

Mit Hilfe dieser Niederschrift konnte Simson die Berichterstattung an den Reichstag vollziehen. Die bekannte Antwort, durch welche der König, in freudiger Dankbarkeit auf die Geschicke seines Hauses und Staats zurückblickend, kundgab, daß er, bei aller Achtung vor den Rechten der süddeutschen Fürsten, auch seinerseits auf die Erfüllung des nationalen Gedankens hoffe, lautete:

„Mit Freuden nehme ich die Adresse des Norddeutschen Reichstages entgegen, die den Beweis liefert, daß die Saat des vorigen Jahres glücklich aufgegangen ist. Es sind Gesinnungen und Hoffnungen ausgesprochen, welche die meinigen sind und die einst ihrer Erfüllung entgegen reifen können. Sie berühren in Ihrer Ansprache den Ort,[1]) an welchem Sie mir die Adresse überreichen. Daß die hergestellte Stammburg der Hohenzollern am Tage ihrer Einweihung Zeuge des Ausspruchs des Norddeutschen Reichstags gegen mich ist, beweist, daß die Vorsehung mit dem Geschlecht, das hier entsproß, daß sie mit Preußen war und ist."

Auch die Königin Augusta war auf der Burg anwesend. Sie erwies als Prinzessin von Preußen sowie später Simson stets ein gnädiges, von ihm mit tiefer Verehrung erwidertes Wohlwollen. Wie sie in den Anfängen des parlamentarischen Lebens in Preußen gern mit Mitgliedern der sogenannten altliberalen Partei verkehrte, so wurde Simson auch in der ersten Zeit der Regentschaft oft, häufiger als jemals vorher oder nachher, an den Hof geladen. Ein ihr Herz besonders ehrendes Zeichen der Theilnahme ließ die Kaiserin ihm nach dem Tode seines hochbejahrten Vaters aus ihrem Kabinet zugehen. Wenn es dem Verstorbenen vergönnt gewesen sei, ein hohes Alter zu

1) Im Original verschrieben: des Ortes.

erreichen — schrieb ihr Kabinetssekretär v. Mohl in ihrem Auftrage (am 23. December 1876) an Simson — so sei ihm dadurch Gelegenheit gegeben worden, von der Verehrung Kenntniß zu erlangen, mit welcher das Vaterland auf seinen Sohn blicke. Sein Alter sei daher ein glückliches gewesen.

Den Kronprinzen Friedrich Wilhelm sah Simson zum erstenmal an dem Tage, an welchem der Prinz großjährig wurde, 18. Oktober 1849. Er begleitete damals als Vicepräsident der Zweiten Kammer den Präsidenten Grafen v. Schwerin nach Babelsberg, um den Prinzen zu beglückwünschen. Der jugendliche Thronfolger sprach sich bei dieser Gelegenheit höchst energisch über die seiner wartende mühevolle Stellung, aber auch über seine Zuversicht aus, die ihm bevorstehenden Aufgaben glücklich zu lösen. Eine nähere Verständigung über politische Fragen zwischen dem hohen Herrn und Simson begann namentlich seit der Gründung des Norddeutschen Bundes.

An den Verhandlungen des konstituirenden Reichstags nahm der Kronprinz als fleißiger, fast ständiger Zuhörer den lebhaftesten Antheil. Auch später wohnte er den Sitzungen noch öfters bei.

Als im Jahre 1867 wegen der Luxemburger Angelegenheit drohende Wolken aufstiegen und der Kronprinz den Präsidenten des Reichstags über den Sinn der angekündigten Interpellation Bennigsens befragte, hatte Simson erwidert: wenn Napoleon III. und der König von Holland den Handel wirklich abgeschlossen hätten, so bedeute das den Krieg. Allein ganz erregt, entgegnete der sieggekrönte und doch so humane Held: „Sie haben den Krieg nicht gesehen. Hätten Sie ihn gesehen, so würden Sie das Wort nicht so ruhig aussprechen. Ich habe den Krieg erfahren, und ich muß Ihnen sagen, es ist die größte Pflicht, wenn es irgend möglich ist, den Krieg zu vermeiden." Natürlich wünschte auch Simson den Krieg nicht herbeigezogen zu

sehen, obwohl er an dem endlichen Siege der Deutschen über ihre romanischen Nachbarn nicht zweifelte.[1])

Mit welchem Eifer der Kronprinz das Schicksal wichtiger Vorlagen verfolgte, zeigt — außer manchen anderweit bekannt gewordenen Vorgängen — ein Schreiben, welches Simson von ihm empfing, als das Strafgesetzbuch zur Berathung stand und sein Zustandekommen durch die Meinungsverschiedenheiten über Beibehaltung oder Abschaffung der Todesstrafe gefährdet schien.

Karlsbad 30. April 1870.

Zu den mancherlei Sorgen, die in der unerfreulichen Muße eines mir auferlegten Badeaufenthalts meine Gedanken beschäftigen, gehört auch die über das voraussichtliche Schicksal des Norddeutschen Strafgesetz-Entwurfs im Reichstage. Gewinnt es doch den Anschein, als ob das Zustandekommen desselben durch die Frage über die Todesstrafe gefährdet werden könnte. So tief ich nun auch davon durchdrungen bin, daß gerade diese Frage, mehr als irgend eine andere dazu angethan erscheint, das Gewissen Jedes, der dazu berufen wird, einen entscheidenden Ausspruch in ihr abzugeben, mit Zweifeln und Beunruhigung zu erfüllen, so möchte ich doch glauben, daß auch diejenigen, welche eine völlige Aufhebung der Todesstrafe als das letzte Ziel der Gesetzgebung ansehen, darum sich nicht gezwungen zu fühlen brauchten, einen Gesetzentwurf abzulehnen, der ihnen auf dem Wege zu diesem Ziele so weit entgegenkommt, wie der dem Reichstag vorgelegte dies thut.

Ich habe wiederholt Gelegenheit genommen es Ihnen gegenüber auszusprechen, welch hoher Werth meines Erachtens darauf zu legen sei, daß der Gesetzentwurf — und zwar in

1) Bluntschli, Denkwürdiges aus meinem Leben III. 216—217 (nach Simsons Erzählung). Auch ich kann Bluntschlis Bericht bestätigen.

dieser Sitzung zu Stande komme, und ich wollte es mir darum nicht versagen dieser meiner Auffassung auch noch einen schriftlichen Ausdruck zu geben, sollte ich selbst nichts Anderes damit erreichen, als mir selbst ein Genüge gethan zu haben.

Ich bin wie immer

Ihr aufrichtig wohlgeneigter

Friedrich Wilhelm Krpz.

Im Sommer des Jahres 1870 ging Simson zur Herstellung von einem Podagraanfall nach Liebenstein, jedoch riefen ihn bald telegraphische Depeschen des Herzogs von Ujest, ersten Vicepräsidenten des norddeutschen Reichstags, sowie des Präsidenten des Bundeskanzleramts, Staatsministers Delbrück, nach Berlin. Er präsidirte dort (vom 19.—21. Juli) der dreitägigen Session des Reichstags, in der die Kriegsanleihe bewilligt wurde. Als Bismarck die französische Kriegserklärung mittheilte, erhob sich ein Jubel, der nicht größer hätte sein können, wenn es sich um eine neue Heilsbotschaft gehandelt hätte.[1]) Auch die Tribünen stimmten in den donnernden Zuruf mit ein, ohne von dem Präsidenten, der Geschäftsordnung gemäß, zur Ruhe verwiesen zu werden. Simson überreichte dem Könige die Adresse, mit welcher der Reichstag die Thronrede beantwortet hatte und in der es hieß: „Wir vertrauen der erfahrenen Führung des greisen Heldenkönigs, des deutschen Feldherrn, dem die Vorsehung beschieden hat, den großen Kampf, den der Jüngling vor mehr als einem halben Jahrhundert kämpfte, am Abend seines Lebens zum entscheidenden Ende zu führen. — Das deutsche Volk aber wird endlich auf der behaupteten Wahlstatt den von allen Völkern geachteten Boden friedlicher und freier Einigung finden.“ Der König entließ ihn mit der Aufforderung, wenn etwa schwerere

1) Hans Blum hat diese Scene lebendig geschildert (Persönliche Erinnerungen an den Fürsten Bismarck S. 88—89).

Schläge den Anfang des Krieges bezeichnen sollten, auch an seinem Theile, als Vorstand der deutschen Volksvertretung, dazu mitzuwirken, daß die Zuversicht der Nation auf einen glücklichen endlichen Ausgang erhalten bliebe.

Als die Verträge über den Beitritt der süddeutschen Staaten zum Bunde abgeschlossen waren, erfüllte den Kronprinzen die Befürchtung, daß die Mehrheit des Reichstags diese Verträge, namentlich den mit Bayern wegen der darin enthaltenen weitgehenden Zugeständnisse verwerfen könnte. Aus diesem Grunde richtete er aus Versailles einen Brief an Simson, der dazu dienen sollte, in den Reichstagskreisen über seine Auffassung der Sache keinen Zweifel zu lassen. Man erkennt die gleiche patriotische Sorge wie in dem früheren Schreiben über das Strafgesetzbuch und die Todesstrafe, nur daß der Kronprinz der großen Frage, um die es sich jetzt handelte, persönlich anders gegenüber stand. Denn auch er war von den Verträgen mit den Südstaaten wenig befriedigt, zumal schon die Verfassung des norddeutschen Bundes seinen Idealen keineswegs entsprach. Das deutsche Volk hatte, nach seiner Meinung, Anspruch auf einen volleren Lohn für die ungeheuern Opfer, welche es in dem Kriege gebracht hatte. Gleichwohl war es nach seiner Ueberzeügung unmöglich, das schwer genug Erreichte dem unerreichbaren Besseren opfern zu wollen, und er rieth daher auf das Dringendste zur Annahme der Verträge, indem er zugleich auf das Kaiserthum und den Reichstag als Bürgschaften der Zukunft hinwies.

„In der Eile und unter dem Einwirken kriegerischen Lebens“ warf er dies Schreiben am 5. December[1]) 1870 auf das Papier. Er begriff, wie schwer vielen Männern von Einsicht, Charakter und Vaterlandsliebe die Zustimmung zu den Verträgen werden

---

1) Das Tagebuch des Kronprinzen vermerkt unter dem 3. December: „ich schreibe einen Lesebrief an Simson“ (Deutsche Rundschau LVII. 21); die Zahl 3 muß verdruckt sein.

mußte. „Dennoch“, schrieb er, „nehme ich keinen Anstand, es Ihnen mit der altgewohnten Offenheit zu bekennen, daß ich es unter den obwaltenden Umständen für einen eben so großen Fehler, wie auch für ein wahres Unglück ansehen würde, wenn der Reichstag seine Zustimmung versagen sollte.“

„Thatsache ist es, daß nach Beilegung gewaltiger Hemmnisse und unter dem günstigsten Eindruck unseres Volkes in Waffen die süddeutschen Regierungen sich bewegen ließen, dem Bunde beizutreten. Thatsache bleibt es, daß denselben kein anderer Ausweg geboten war als eben dem bereits bestehenden Bunde in unveränderter Gestalt sich anzuschließen oder ausgeschlossen zu bleiben. Thatsache endlich ist es, daß Bayern nur unter den bekannt gewordenen Bedingungen aufgenommen werden wollte und von seinem Standpunkt aus sogar dieselben als weitgehende Zugeständnisse ansieht.“

„Aus dem bisher Gesagten folgere ich nun, daß mit den einmal gegebenen Facta abzurechnen ist, und daß ein einfaches Abweisen derselben weder zu einer Veränderung noch vollends zu einer Verbesserung derselben führen kann. Ja, wie die Dinge heute liegen, würde eine Abstimmung mit „Nein“ den künstlichen Bau zerstören, allen Intriguen, die gegen seine Ausführung nur mühsam besiegt werden konnten, von Neuem Thor und Thür öffnen und Nichts an die Stelle setzen.“

Die Verhandlungen über den ferneren Geldbedarf für die Kriegführung und über die Verträge mit den Südstaaten, namentlich mit Bayern, gestalteten sich in der That so schwierig und unerquicklich, daß Simson Mühe hatte, diese neue Anstrengung zu bestehen. Besonders waren es die Socialdemokraten, welche ihm die Amtsführung in dieser kurzen Session durch ihre provocirenden Reden erschwerten. Bisweilen fand er doch ein treffendes Wort, um sie zurückzuweisen. So, als einer von ihnen einen Ordnungsruf nicht acceptiren wollte, dann jedoch erklärte, sich

„bei der geringen Bedeutung, die er diesen Dingen beilege,“ dabei bescheiden zu wollen.„ Simson erwiderte: „Diese geringe Bedeutung der Geschäftsordnung für den Herrn Redner hat für mich gar nichts Auffallendes. Die Geschäftsordnung ist für Männer geschrieben, die es für eine Ehre halten, dieser Versammlung anzugehören und ihr nach ihren Kräften Ehre zu machen. Wer diese Intention nicht hat, für den ist die Geschäftsordnung allerdings ein bloßes leeres Wort.“ [1])

Dieser Empfindung schwerer Mühsal gibt er auch in den damaligen kurzen Nachrichten nach Hause Ausdruck.

Berlin 28. 11. 70.

. . . Wie abscheulich die Sonnabend-Sitzung sich angelassen, habt Ihr aus den Zeitungen ersehen. Dann folgte das große Diner im Schloß, c. 40 Personen, mit eingehender Unterhaltung vor und nach dem Essen . . .

Gestern bis 12 Uhr Arbeit, dann einstündige Audienz bei der Kronprinzessin . . .

Der Gang der Geschäfte ist noch nicht zu übersehen. Aus dem Felde nichts Neues und an Prophezeiungen so wenig Mangel, als bei uns. Die deutschen Dinge werden uns noch Mühsal genug bereiten! Ich wiederhole, es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen! . .

Berlin 29. 11. 70.

Bei dem ziemlich akuten Charakter, den auch die gestrige Sitzung gehabt hat, ist es Euch gewiß recht, wenn ich schon wieder schreibe . . .

Es ist mir sehr zweifelhaft, wie die Dinge hier schließlich laufen werden! Das Bekanntwerden des Vertrags mit Baiern — durch den Staatsanzeiger von gestern Abend — hat

---

1) 9. December 1870 (S. 154).

wenigstens vor der Hand die Wogen sehr aufgeregt, die sich vielleicht auch wieder beschwichtigen. Leider habe ich eine Einladung auf morgen Mittag zu Delbrück (wo er vertrauliche Aufklärungen geben will) und die er mir (eben) selbst überbrachte, ablehnen müssen, da ich schon bei Patows angenommen hatte. Auch ob ich die Fortsetzung des Präsidiums beim besten Willen ertrage, steht dahin. Ihr habt meine dahin zielende Aeußerung in der Sitzung[1]) gewiß nicht übersehn. Auf die Gegenbemerkung meiner Freunde, was dann werden solle, habe ich erwidert, daß ich mich für die Erreichung unseres Zieles aufzuopfern verpflichtet sein möge, aber gewiß nicht für die Verfehlung desselben. Und Ihr könnt ganz gewiß sein, daß ich das auch nicht thue . . .

Die gestrigen Siegesnachrichten waren in der That vortrefflich. Delbrück sagte mir eben, auch er sehe Paris nur noch auf kurze Zeit haltbar an; aber man habe sich darin so oft geirrt, daß man sich leicht auch wieder irren könne.

B. 1. 12. 70.

. . . Heut früh begann der Tag vortrefflich mit Clara's liebem Brief, dann Arbeit an dem bairischem Vertrag! Schwere Arbeit, das Ding ist viel schwerer verdaulich, als die massiven Riesen-Knödel des bairischen Hochgebirgs! Der Bundesrath hat den Vertrag aber angenommen . . .

Auch die heutigen Telegramme werden Euch Freude gemacht haben! Gebe Gott bald nach dieser Freude den Frieden!

Berlin 4. Dezbr. 1870.

. . . Daß es mir gestern ganz gut gegangen ist, habt Ihr inzwischen aus den Zeitungen ersehen. Vielleicht hat

1) 28. November 1870 (S. 30): „Es ist sehr möglich, daß man mich in die Lage bringt, auszusprechen: ich sei nicht weiter im Stande, die Geschäftsordnung dieses Hauses aufrecht zu erhalten, und es sei darum an der Zeit, daß ich meinem Amt entsage.“

meine neuliche Quasi-Drohung — die sich übrigens gegen das Toben der Rechten ebensowohl richtete, als gegen meine Freunde, die Social-Demokraten — einigen Antheil an dem Verlauf der gestrigen Sitzung gehabt.

Die unbedingte Annahme der sämmtlichen mit den vier Südstaaten in Versailles geschlossenen Verträge halte ich — unter uns gesagt — nach dem Verlauf der bisherigen Verhandlungen für ziemlich gewiß. Die morgen beginnende Woche dürfte für die betreffenden Debatten und die Diskussion einer sich vielleicht daran anschließenden Adresse an den König (Kaiser) ausreichen und somit der Reichstag in guten acht Tagen geschlossen werden können . . .

. . . Mir nahm gestern die Sitzung, die unerläßliche Ruhe nach derselben und die Gedächtnißfeier für Karl Twesten [1]) in der juristischen Gesellschaft den Tag weg. Auch reizte die mächtig und plötzlich aufgetretene Kälte nicht zum Ausfahren. Vielleicht komme ich heut um 2 Uhr zu Müllensiefen. [2]) Vorher gibt es noch in meiner hiesigen Wohnung eine Besprechung mit Forckenbeck und Lasker, der gestern Abend zu Twesten's Andenken wieder ganz herrlich gesprochen hat. Um 7 Uhr will ich dann noch auf ein Stündchen zu dem armen Schwerin . . . [3])

Berlin Dienstag 6. Dezember 70.

. . . Der Kronprinz hat mir durch Herrn v. Brauchitsch, den Präfekten von Versailles, besondere Grüße geschickt und der Großherzog von Weimar schreibt an seinen Gesandten Geheimrath Stichling [4]) (Herders Enkel): „Sagen Sie dem

---

1) † 14. Oktober 1870.
2) Dessen Predigten in der Marienkirche Simson besonders gern hörte.
3) Graf Max v. Schwerin (1804—1872) war schwer erkrankt.
4) Gottfried Theodor Stichling (1814—1891).

Präs. S., seine Eröffnungsrede, so edel als wahr und schön, habe mich wahrhaft erfreut; mit und durch dieses Urtheil grüße ich ihn herzlich . . ."

Berlin 7. 12. 70.

. . . Die Verträge mit Baden, Hessen und Würtemberg haben heut glücklich die zweite Lesung passirt. Ich halte für möglich, daß wir Sonnabend fertig sind. Die trefflichen Nachrichten aus dem Felde heben die Stimmung . . .

Berlin Sonnabend 10. 12. 70.

. . . Ich glaube noch im Lauf des Abends zu erfahren, ob es zu einer Reise nach Versailles kommt; geschieht es früh genug, daß ich's erfahre, so schreibe ich es noch in separato . . .

Einen wunderschönen Brief des Kronprinzen aus Versailles vom 5.[1]) habe ich noch gestern nach dem Diner beantwortet . . .

Berlin 12. 12. 70.

. . . Der Tag ist in Arbeit und Mühsal verlaufen. Eine schöne Stunde habe ich mit der Kronprinzessin bei theilweiser Anwesenheit ihrer Schwester Alice[2]) zubringen dürfen . . .

Wie bekannt, kam es zu der Genehmigung der Verträge mit den Südstaaten, der Aufnahme von „Kaiser" und „Reich" in die Verfassung und der Entsendung einer zahlreichen Adreßdeputation des Reichstags nach Versailles, welche für Simson zu einer zweiten, glücklicheren Fahrt nach der gescheiterten vom Jahre 1849 werden sollte. Allerdings war von der Flasche demokratischen Oels jetzt nur noch der volle Tropfen übrig geblieben.

1) Vergl. o. S. 370—371.
2) (1843—1878).

„Vereint mit den Fürsten Deutschlands“, hieß es in der Adresse, „naht der Norddeutsche Reichstag mit der Bitte, daß es Ew. Majestät gefallen möge, durch Annahme der Deutschen Kaiserkrone das Einigungswerk zu weihen.“

Die Reise der Deputation ging vom Anhalter Bahnhof in Berlin über Frankfurt a. M., Straßburg, Nancy, Epernay, Lagny. In Frankfurt, wo sich mehrere Abgeordnete erst anschlossen, war von dem Polizeipräsidenten v. Madai aufs Beste für die Reisenden gesorgt; in Straßburg gab ihnen Graf Bismarck-Bohlen, Generalgouverneur im Elsaß, ein Mittagsmahl, das in gehobener Stimmung verlief. Am nächsten Tage legten sie, bei allmählig sich aufhellendem Wetter, die Fahrt durch die Vogesen zurück; in Nancy begegneten sie langen Zügen von Gefangenen, wie vorher von Kranken und Verwundeten. Abends in Epernay angekommen, wurde Simson bei Herrn Moët, dem Chef der Champagnerfirma Moët & Chandon, prächtig einquartiert. Er machte sich dort von dem gemeinsamen Diner los, um seine kurze Ansprache an den König zu ersinnen. Am folgenden Tage langte man, nach einer sonnigen heitern Fahrt, bei dem mildesten Wetter in Lagny an.

Simson hatte seine im Felde stehenden Angehörigen, seinen ältesten Sohn, einen seiner Schwiegersöhne und zwei andere Verwandte von seiner Ankunft unterrichtet und sie aufgefordert nach Lagny zu kommen, wo die preußische Eisenbahn endigte — sie hatte früher bis Versailles gereicht, aber bis Lagny zurückweichen müssen. Dort fand er jedoch die Erwarteten nicht, nicht nur an der Wirthstafel nicht, an der die ganze Deputation theilnahm, sondern auch nicht in den Häusern des Ortes, deren Erdgeschosse er eilig absuchte. Traurig über diese Enttäuschung, war er umgekehrt, als er bei der Rückkehr auf das Freudigste durch den Zuruf seines Sohnes überrascht wurde. Sodann setzten sich die Abgeordneten in die zu ihrer Verfügung gestellten

Postwagen (nahezu 20 an der Zahl), die sie nach Versailles bringen sollten. Reserve-Dragoner, stattliche ältere Männer auf prächtigen Pferden ritten als Eskorte, besonders zum Schutz gegen die Franctireurs, voran, die Postillone stießen munter ins Horn, und so ging es vorwärts. Die im Reichstage gefallene Warnung, man würde vom Endpunkte der Eisenbahn an auf schwankende Leiterwagen angewiesen sein, hatte sich mithin nicht erfüllt.

Gegen 8 Uhr Abends langten die Abgeordneten an demselben Tage (16. December 1870) bei heftigem Regen in Versailles an. Kurz darauf suchte der Geheime Legationsrath v. Keudell Simson mit der Nachricht auf, daß Graf Bismarck durch ein Fußleiden an das Haus gefesselt sei, aber wo möglich bald eine Unterredung mit ihm zu haben wünsche. Simson erbot sich, Keudell sofort zu dem Kanzler zu begleiten, und benutzte dazu gleich die Extrapost, die ihn nach Versailles gebracht hatte. Er nahm an, daß es sich um eine kurze Unterredung, von höchstens einer Stunde, handeln würde. Statt dessen kam er von Bismarck erst, als der Tag bereits dämmerte, und empfand einen förmlichen Schreck, als er beim Heraustreten den Postillon, den er ganz vergessen hatte, noch immer mit seinem Wagen in der glücklicherweise nicht kalten Decembernacht vor dem Hause haltend fand.

Bismarck hatte ihm sofort gesagt, die Abgeordneten müßten sich auf einen längeren Aufenthalt in Versailles gefaßt machen, da er unpäßlich sei und den König nicht sprechen könne. Darauf gingen beide an den Versuch, eine Erwiderung auf die Adresse des Reichstags zu entwerfen. Bismarck hatte dabei den Wortlaut der Antwort vor sich, die Friedrich Wilhelm IV. mehr als zwei Jahrzehnte früher der gleichfalls von Simson geführten Deputation ertheilt hatte. Er benutzte sie anscheinend mehr, um unliebsame Anklänge daran zu vermeiden, indem er es zu-

gleich als einen „Witz der Geschichte“ bezeichnete, daß Simson zum zweiten Mal der Ueberbringer eines ähnlichen Auftrages wie im Jahre 1849 sei.

Die Aeußerungen des Kanzlers waren Simson zum Theil nicht ganz verständlich, da er erst in späterer Zeit erfuhr, daß der Empfang der Deputation auf gewisse Bedenken und Schwierigkeiten gestoßen war und mindestens nicht in so feierlicher Form stattfinden sollte, wie es nachher geschah. Zwar war sofort nach dem Beschluß der Adresse und der Wahl der Deputation, auf Anfrage des Bundeskanzleramts, von Versailles der Bescheid eingelaufen, der König wolle die Deputation dort empfangen. Indessen wurden alsbald Stimmen laut, deren Bedenken dagegen sich in die Frage, was diese Leute hier wollten, oder noch etwas derbere Ausdrücke kleideten. Diese Auffassung blieb nicht ganz ohne Einfluß. Man wünschte die Erinnerung an den Hergang von 1849 zu vermeiden. Jedenfalls sollte zunächst die Zustimmung sämmtlicher Fürsten und der freien Städte[1]) zu der Annahme der Kaiserwürde abgewartet, die Deputation auch nur durch den König und den Kronprinzen, ohne Beisein anderer Fürsten u. s. w., empfangen werden.

Die Hälfte des auf die Ankunft der Abgeordneten folgenden Tages, eines Sonnabends, verging noch im Warten auf einen Bescheid, bis am Nachmittag der Kronprinz Simson mittheilen ließ, der König würde die Deputation am Sonntag empfangen, und zugleich die Aufforderung an ihn richtete, um 8 Uhr Abends bei ihm zu erscheinen. Zur festgesetzten Zeit fand Simson sich

1) Die Nachricht von dieser lief erst am 17. December ein. Karl v. Wilmowski, Feldbriefe 1870/71 (Breslau 1894) S. 77—78: „18. Dezember: Der König hatte fest erklärt, daß er die Reichstagsdeputation nicht eher empfangen werde, bis er vom Könige von Baiern die Nachricht würde erhalten haben, daß alle deutschen Fürsten beistimmten, und diese Nachricht blieb bis gestern Abend aus.“ Gustav v. Wilmowski, Meine Erinnerungen an Bismarck (Breslau 1900) S. 123—124.

ein. Der Prinz erzählte weniger als er fragte, nach dem Hergange bei dem Beschluß der Adresse, nach der angeblichen Unzufriedenheit der Berliner mit dem Aufschub des Bombardements von Paris u. s. w. Dann, als das Gespräch erschöpft schien, ließ er noch ein Wort über die Beziehungen zu Bayern und seine, bezw. des Bundeskanzlers Ansichten darüber fallen. Daran schloß sich der zweite Theil der Unterhaltung, der ebenso freundlich verlief, obwohl Simson nicht verhehlte, daß er in diesem Punkte die Meinung des Kanzlers theile.[1]) Als er um 10 Uhr die von dem Kronprinzen bewohnte Villa verließ, meinte Graf August Eulenburg, die Versailler Sitzungen seien ja noch schlimmer als die Reichstagssitzungen in Berlin.

Unterdessen war auch die amtliche Bekanntmachung des Bundeskanzlers von dem bevorstehenden Empfange der Deputation durch den König eingetroffen. Am nächsten Vormittag (18. December) begaben sich die Abgeordneten zum Gottesdienst nach der Schloßkapelle, wo ihnen ihre Plätze angewiesen wurden. Der König kam mit gewohnter Pünktlichkeit und schritt auf Simson zu, ihn zu begrüßen. Dann folgte eine vortreffliche Predigt des Hof- und Divisionspredigers Rogge, welche auf den Zweck der Deputation und die Bedeutung des Tages Bezug nahm. Gegen 2 Uhr ging es nach dem Empfangssaal des Präfekturgebäudes, in welchem der König wohnte. Die ohnehin in Versailles anwesenden Mitglieder des Reichstags, unter ihnen General v. Moltke, hatten sich der Deputation angeschlossen. Der König erschien, und Simson richtete — in Gegenwart des Kronprinzen, der zur Rechten des Monarchen stand, und eines zahlreichen Kreises deutscher Fürsten, Prinzen und Generale — an ihn die Anrede, welche der Kronprinz in seinem Tagebuch so schmeichel-

1) Der Kronprinz vermerkt im Tagebuch unter dem 17. December: „lange Unterhaltung mit Simson, der correct und logisch" (Deutsche Rundschau a. a. O. S. 22—23).

haft beurteilt hat.[1]) Alle Zeugen des feierlichen Vorgangs bestätigen übereinstimmend, daß der König tief ergriffen war. Als ihm der Flügeladjutant Graf Lehndorff die Erwiderung auf die Anrede überreichte, konnte er zuerst vor Schluchzen die Worte nicht hervorbringen. Man hat nachher erfahren, wie außerordentlich schwer der Gedanke die Kaiserwürde anzunehmen dem Könige fiel. Einer der Fürsten hat Simson erzählt, daß er noch in der Nacht vor diesem Tage sich mit allem Eifer be-

---

1) „Simsons Meisterrede entlockte mir helle Thränen, es ist eigentlich kein Auge dabei trocken geblieben, dann Verlesung der Adresse. Die Antwort des Königs erfolgte mit einigem Stocken, da er nicht leicht ohne Brille liest, aber auch vor Rührung mußte er einige Male innehalten" (Deutsche Rundschau LVII. 23). Vergl. ferner u. a. die Kriegstagebücher von Fred Graf Frankenberg S. 281—283; Erinnerungen aus dem Leben von H. V. v. Unruh S. 317 ff.

Die Ansprache lautete:

„Allerdurchlauchtigster König,
Allergnädigster König und Herr!

Ew. Königliche Majestät haben huldreich gestattet, daß die von dem Reichstage des Norddeutschen Bundes am 10. d. M. beschlossene Adresse Allerhöchstdenselben in Ihrem Hauptquartier zu Versailles überreicht wird.

Dem Beschluß der Adresse war die Zustimmung zu den Verträgen mit den deutschen Südstaaten und zu zwei Verfassungsänderungen vorausgegangen, mittelst deren dem künftigen deutschen Staat und seinem höchsten Oberhaupt Benennungen gesichert werden, auf denen die Ehrfurcht langer Jahrhunderte geruht, auf deren Herstellung das Verlangen des deutschen Volkes sich zu richten niemals aufgehört hat.

Ew. Majestät empfangen die Abgeordneten des Reichstages in einer Stadt, in welcher mehr als Ein verderblicher Heereszug gegen unser Vaterland ersonnen und ins Werk gesetzt worden ist. Nahe bei derselben sind — unter dem Druck fremder Gewalt — die Verträge geschlossen, in deren unmittelbarer Folge das Reich zusammenbrach.

Und heute darf die Nation von eben dieser Stelle her sich der Zusicherung getrösten, daß Kaiser und Reich im Geist einer neuen lebensvollen Gegenwart wieder aufgerichtet und ihr, wenn Gott ferner hilft und Segen gibt, in Beiden die Gewißheit von Einheit und Macht, von Recht und Gesetz, von Freiheit und Frieden zutheil werden.

Ew. Majestät wollen geruhen, den Befehl zu ertheilen, daß der Wortlaut der Adresse verlesen und die Urkunde in Ew. Majestät Hände gelegt werde."

mühen mußte, den König zur Ertheilung der erwünschten Antwort zu bestimmen. Mit thränenden Augen sprach er sich nach dem offiziellen Akt über die Schwere des Moments gegen seine Generale aus.[1]) Man wird gewissermaßen an Karl den Großen erinnert, dem, nach der Erzählung seines Biographen Einhard,[2]) der Kaisername anfangs so unerwünscht gewesen sein soll, daß er versicherte, er würde an jenem Weihnachtstage des Jahres 800 die Peterskirche nicht betreten haben, wenn er die Absicht des Papstes vorausgesehen hätte.

Nach Verlesung seiner Antwort unterhielt sich der König mit den Mitgliedern der Deputation. Dabei scherzte er über das eigenthümliche Fuhrwerk, welches den Herzog von Ujest und Simson, wie er aus dem Fenster gesehen, vor die Präfektur gebracht habe. Es war ein ziemlich defekter Wagen, den ein preußischer Kanonier lenkte. Simson antwortete: „Das bedeutet, daß es die Armee ist, welche uns so weit gebracht hat" — eine Erwiderung, welcher der König zustimmte. Der König theilte ihm bei dieser Gelegenheit mit, daß er ihm den Stern zum Rothen Adlerorden zweiter Klasse verliehen habe. Am Nachmittag waren die Abgeordneten zur Tafel befohlen, an der Simson, links von Bismarck, dem Könige gegenüber saß. Noch vor Tisch hatte der König auch Gelegenheit genommen, ihm die Ordensdekoration eigenhändig zu übergeben — ähnlich wie einst Friedrich Wilhelm IV. nach dem Erfurter Parlament. Indessen veranlaßte er ihn nachher, nachdem ein zweites Exemplar eingetroffen war, das erste dem Geheimen Legationsrath Abeken, von dem es entliehen worden, zurückzustellen, da auch dieser

---

1) Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Kriegsministers Grafen v. Roon II. 518.

2) Vita Karoli M. c. 28: Quo tempore imperatoris et augusti nomen accepit. Quod primo in tantum aversatus est, ut adfirmaret, se eo die, quamvis praecipua festivitas esset, ecclesiam non intraturum, si pontificis consilium praescire potuisset.

den Orden aus seiner Hand, und zwar in dem historischen Augenblicke des Befehls zur Mobilmachung empfangen habe.[1]) Simson sandte demnach den Orden an Abeken zurück und erhielt von diesem eine sehr höfliche Antwort, obschon Abeken zu denen gehörte, welche die Reichsdeputation nicht mit freundlichem Auge hatten kommen sehen.

Hart genug war Simson einst in der Zweiten Kammer mit dem Abgeordneten v. Bismarck, später zur Zeit des Verfassungskonflikts im Abgeordnetenhause mit dem Ministerpräsidenten zusammengestoßen. In der letzteren Periode war ihm im Eifer des Gefechts auch diese und jene überscharfe Aeußerung entschlüpft. Gleichwohl scheint der gewaltige Reichskanzler, wie er früheren Gegnern überhaupt gern entgegen kam, ihm deswegen keinen Groll nachgetragen zu haben. In Simsons Nachlaß finden sich zwar nur wenige Blätter, welche von dem Verkehr zwischen Bismarck und ihm in der Zeit der Reichsgründung Zeugniß geben. Sie deuten jedoch auf ein persönliches Wohlwollen des Fürsten gegen ihn.[2]) In einem Briefe vom

1) Vergl. Heinrich Abeken. Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit. S. 471 f.

2) Bestätigungen dieses Wohlwollens und dieser Werthschätzung finde ich auch bei v. Poschinger, Fürst Bismarck und die Parlamentarier. 2. Aufl. I. 102: „Da gerade fünf Jahre verflossen waren, seitdem die Kaiserdeputation des Reichstags unter Führung des Präsidenten Dr. Simson in Versailles eingetroffen war, so forderte der Fürst den um ihn sitzenden kleineren Kreis auf, auf das Wohl des abwesenden Präsidenten zu trinken" (in der parlamentarischen Soirée am 18. December 1875). 171: „Der Reichskanzler sprach im Laufe des Abends seine besondere Befriedigung über die glückliche Besetzung des Reichsgerichts in warmen Worten aus, namentlich rühmte er die Wahl des Präsidenten Simson" (3. Mai 1879). 222: „Der Kanzler kam auf die Präsidenten unsrer Parlamente zu sprechen und zollte dem Dr. Simson die höchste Anerkennung" (23. Mai 1881). — Bei einer späteren Gelegenheit soll ihn Bismarck als ein edles Gefäß bezeichnet haben, welches die lautersten Empfindungen in sich aufnehme.

10. Februar 1869 bezeugt er sogar ausdrücklich „die Gefühle persönlicher Sympathie und Verehrung, mit denen ich Ihnen von unsrer ersten geschäftlichen Beziehung im Erfurter Parlament her stets ergeben gewesen bin und die dadurch nicht beeinträchtigt wurden, daß wir über die Wege, auf welchen unserem Vaterlande zu dienen sei, mitunter abweichende Meinungen hatten und verfochten, obschon wir über das Ziel im Grunde einig waren." „Ich hoffe", heißt es in demselben Briefe, „daß die Formalitäten der Neuwahl sich rechtzeitig erledigen und daß der Reichstag die gewohnte Leitung auch in den ersten Tagen seines Zusammentritts nicht entbehren wird. Mit Gottes Hilfe werden wir dann die vor zwei Jahren gemeinsam begonnene Arbeit auch gemeinsam fortsetzen. Ihren Abschluß, soweit die geschichtliche Entwickelung Abschlüsse kennt, werden unsere Kinder gewiß, wir vielleicht erleben."

An dem ersten Geburtstage, den der Ministerpräsident nach seinen großen Erfolgen erlebte, 1. April 1867, ließ ihm Simson in der Sitzung des norddeutschen Reichstags einen Glückwunsch zugehen, der, wie folgende Antwort zeigt, freundlich aufgenommen wurde:

> Da ich Ihnen in diesem Augenblick nicht beikommen kann, so sage auf diesem Papiere meinen herzlichsten Dank für Ihre freundlichen Geburtstagswünsche, die mir nach dem Maße meiner aufrichtigen Verehrung für Sie vor anderen wertvoll sind und zu Herzen gehen. v. Bismarck.

Ein andermal hatte Simson dem Minister, wenn ich nicht irre, Heinrich von Kleists „Katechismus der Deutschen, abgefaßt

---

Seinerseits widmete Simson dem Kanzler die höchste Bewunderung. Die nach Bismarcks Entlassung und auch wieder nach seinem Tode in der Presse vereinzelt aufgetauchte Erzählung, Simson habe zum Sturz des Reichskanzlers beigetragen, ist eine absurde Erfindung. Ich lege Werth darauf, dies zu konstatiren, obgleich es eigentlich überflüssig ist.

nach dem Spanischen, zum Gebrauch für Kinder und Alte"[1]) mitgetheilt, die er unter seinen Autographen in der Originalhandschrift des Dichters besaß. Er empfing ihn mit einem Billet zurück, nach dem die Schrift auf Bismarck allerdings keinen großen Eindruck gemacht zu haben scheint:

Mit verbindlichstem Danke. Aus den feinen und mit Geschmack vorgetragenen Beobachtungen des berühmten Verfassers ersehe ich mit einigem Behagen, daß auch begabtere Redner mit demselben Wasser kochen respektive in ihm gekocht werden wie unser Einer.

Der Ihrige

v. B.

Als im Jahre 1873 der Schah von Persien, Nassr-ed-din, gleich den anderen Hauptstädten Europas, auch Berlin besuchte, war das Gespräch, glaube ich, auf die alten Perser, die Geschichten von Cambyses, wie sie im Herodot stehen, gekommen. So erklärt sich das scherzhafte Blättchen, mit dem der Reichskanzler den Präsidenten des Reichstags benachrichtigte, daß der Schah den angekündigten Besuch einer Reichstagssitzung verschoben habe:

Mittwoch[2])

Verehrter Herr Präsident.

Cambyses besucht uns morgen nicht, weil er einer Einladung nach Potsdam folgt, er hat sein Vorhaben auf Freitag verschoben. Ich bin an Windwechsel in hohen Regionen sonst weniger gewöhnt, wenn auch immer darauf gefaßt, hier aber

1) Vergl. Heinrich von Kleists Politische Schriften, herausg. von Rudolf Köpke (Berlin 1862) S. 82 ff. Die Kapitelüberschriften lauten: Von Deutschland überhaupt. Von der Liebe zum Vaterlande Von der Zertrümmerung des Vaterlandes. Vom Erzfeind; dann: Von der Erziehung der Deutschen. Von der Verfassung der Deutschen u. s. w. Die Schrift ist 1809 verfaßt und predigt Erhebung gegen Napoleon.

2) 4. Juni 1873.

Mittwoch

Verehrtester Herr Präsident

[illegible] besucht uns morgen nicht, weil er einer Einladung nach Potsdam folgt; er hat sein Vorhaben auf Freitag verschoben. Ich bin am [illegible] in hohen Regionen sonst weniger [illegible], wenn auch ein [illegible]

mir daraus geschaffen,
hier aber kann er noch
öfter eintreten u. es ist
Schade um das meine
von morgen.
Mit ausgezeichneter Hoch-
achtung bin ich
der Ihrige
v. Bismarck

kann er noch öfter eintreten und es ist schade um das menu [1]) von morgen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung bin ich der Ihrige

v. Bismarck.

Natürlich konnte der Verkehr nicht immer so harmloser Natur sein. Eine andere Zuschrift aus derselben Zeit enthält eine Beschwerde wegen vorzeitiger Benutzung der amtlichen stenographischen Berichte in den Zeitungen:

Privatbrief. Berlin den 20. Mai 1873.

Euere Hochwohlgeboren beehre ich mich darauf aufmerksam zu machen, daß die amtlichen stenographischen Niederschriften der im Reichstag gehaltenen Reden, ehe sie korrigiert sind, zu Mitteilungen für die Presse benutzt werden. Ich finde in einem Reichstagsbericht, der gleichlautend in einer Reihe von Zeitungen zu erscheinen pflegt, Ausdrücke, die ich nicht gebraucht und deshalb bei der Revision korrigiert hatte, nachdem sie von den Stenographen irrtümlich niedergeschrieben worden waren.

Wie Eure Hochwohlgeboren geneigt sein werden, jedem Abgeordneten das Recht zu wahren, daß die stenographische Aufzeichnung seiner Äußerungen im Reichstag an keinen andern als an ihn behufs der Korrektur, und am wenigsten an Journalisten zur Benutzung für die Presse gelange, so ist diese Rücksichtnahme für amtliche Organe der Regierung und insbesondere für den Minister der auswärtigen Angelegenheiten in erhöhtem Maße ein Bedürfnis.

Empfangen Eure Hochwohlgeboren den erneuten Ausdruck meiner vorzüglichsten Hochachtung.

(gez.) v. Bismarck.

---

1) Die Tagesordnung.

Eine undatirte Notiz, mit Bleistift auf einem Oktavblatt geschrieben, die den Kanzler im Kampf um sein Werk zeigt, weiß ich nicht einzureihen:

„Ich hatte gehofft vor der Tagesordnung das Wort zu erhalten. Ich fürchte meine Botschaft nicht mehr rechtzeitig anbringen zu können, wenn es so weiter geht. Die heutige Sitzung wird Zeugniß vor Europa dafür ablegen, wie schwer es war in diese tapfere Nation etwas Einheit zu bringen. Einigkeit ist es noch nicht."

— — —

Mitglied des Abgeordnetenhauses war Simson bis 1867 geblieben. Als im Herbst 1872, um den Widerstand des Herrenhauses gegen die von dem Minister des Innern Grafen Friedrich Eulenburg vorgelegte Kreisordnung zu überwinden, ein sogenannter Pairsschub beschlossen wurde, war, wie Simson erfuhr, auch seine Ernennung zum Mitgliede des Herrenhauses in Aussicht genommen. Indessen war er der Meinung, in diese Körperschaft nicht hineinzupassen, und es gelang, die Ernennung abzuwenden. Präsident des Reichstags blieb er bis 1874, Mitglied bis zum Jahr 1877, jedoch ohne sich an den Debatten zu betheiligen, während er, infolge besonderer Umstände, nicht lange vor dem völligen Abschluß seiner parlamentarischen Laufbahn noch einmal vorübergehend zur Theilnahme an der Leitung der Verhandlungen berufen wurde. Er schreibt darüber an seine Frau:

Berlin Freitag 4. Februar 1876.

... Im Reichstag ist große Erregung durch die plötzliche (anscheinend sehr schwere) Erkrankung von Forckenbecks Frau, in deren Folge er sofort hat nach Breslau abreisen müssen. Da nun auch Stauffenberg (wegen eigener Krankheit und der

seiner Tochter) in München zurückgehalten wird, steht das Reichstags-Präsidium auf den zwei Augen Dr. Hänel's.

Soviel für heut. Die Sitzung scheint einen stürmischen Charakter anzunehmen . . .

Berlin Sonnabend 5. 2. 76.

Von Forckenbecks jammervollem Schicksal weißt Du! Ich kann sagen, daß es mir das Herz zerreißt. Mein Plan war, mit einigen Freunden zur Bestattung der verewigten Frau zu reisen. Inzwischen hat die Nothlage so eben den abschriftlich anliegenden Antrag[1]) zu einstimmiger Annahme im Hause gebracht. Es war mir nicht zweifelhaft, daß ich den Antrag nicht ablehnen dürfte, und das habe ich eben mit wenigen Worten ausgesprochen. Ich denke, die Arbeit wird gewiß nicht lange und es wird ihrer hoffentlich auch nicht viel sein . . .

Berlin Sonntag 6. Februar 1876.

. . . An Forckenbeck habe ich eben geschrieben. Sein Bild verläßt mich nicht. Daß die Frau krank oder auch nur kränklich gewesen wäre, habe ich nicht gehört. Sie ist im Kreise ihrer Kinder beim Abendessen plötzlich gestorben und wird morgen früh 9 Uhr beerdigt . . .

Berlin Montag 7. 2. 76.

Ich habe zwar . . . seit dem gestrigen Abendbrief noch keinerlei Stoff zum Schreiben an Dich und die Kinder . . .

---

1) Schleuniger Antrag:

Der Reichstag wolle beschließen:

1. Den Abg. Dr. Simson zu ermächtigen, während der Abwesenheit des Präs. von Forckenbeck, so oft die Umstände dies erfordern, das Präsidium im Reichstage zu übernehmen
2. zur Ausführung des Beschlusses zu 1. an den Abg. Dr. Simson die Bitte um Annahme dieser Funktion zu richten.

Lasker. Klotz. Windhorst. Lucius. von Denzin. Graf Moltke pp.

Aber es reizt mich, ein Paar Zeilen an Dich von dem altgewohnten Präsidial-Sessel zu richten, den ich seit etwa 5 Minuten einnehme — infolge eines Zusammentreffens der traurigsten Zufälle, wie sie deren vielleicht noch kein Parlament aufzuweisen gehabt hat.

Berlin Mittwoch 9. Februar 1876.

Ich habe den Vorsitz in der dritten Berathung der Strafrechts-Novelle übernehmen müssen und schreibe Dir wieder vom „Präsidenten-Stuhl". Die Debatte schreitet so langsam vor, daß ich besorge, es gibt eine Abendsitzung und nicht einmal die führt die Sache zum Schlusse! Wir werden ja sehen und ich schreibe Dir wieder, sobald ich es übersehe . . .

Eben ist Bismarck mich begrüßen gekommen. Er klagt noch sehr — namentlich über die Mühsal, die ihm das Stehen bereitet.

Berlin Donnerstag 10. 2. 76.

Was ich gestern für einen mühseligen Tag gehabt habe, wißt Ihr aus den Zeitungen. Es ist ja aber in summa leidlich gegangen. Um zum Abend zu Madame Marianne Mendelssohn zu gehn — wo Clara Schumann einen neuen Flügel probiren sollte — war ich nach $6^1/_2$ stündiger Arbeit zu müde . . .

— ———

In dies Jahrzehnt und den Anfang des folgenden fiel manche Reise zu festlichen Gelegenheiten oder zur Badekur. Im Juli 1872 wohnte Simson der Enthüllung von Steins Standbild in Nassau bei und leitete, in Gegenwart des Kaiserpaares und des Kronprinzen, als Vorsitzender des Comités die Feier

ein[1]), während die Festrede von Heinrich von Sybel gehalten wurde. Er war dort der Gast der Gräfin v. Kielmansegge, Steins Enkelin, und wohnte in Steins Bibliothek. Da gedachte er lebhaft daran, wie sein Vater ihm das Haus des Regierungspräsidenten Frey auf dem Roßgarten in Königsberg zeigte, in dem Stein gewohnt hatte und wo u. a. die Entwürfe zur Städteordnung gereift waren. — Etwa elf Jahre später, am 28. September 1883, war Simson bei der Enthüllung des Siegesdenkmals auf dem Niederwald anwesend. Das Fest nahm den erhebendsten Verlauf. Großen Eindruck machten die Worte des Kaisers, bei denen eben ein Gewitter aufzog; es blitzte vom linken Ufer des Rheins her. Wie bekannt, ergab sich allerdings später, daß ein Anarchist den Plan gehegt hatte, bei dieser Gelegenheit den Kaiser nebst seiner ganzen Umgebung, in der zahlreiche Theilnehmer der großen Ereignisse der letzten Zeit vereinigt waren, durch Dynamit in die Luft zu sprengen, und daß diese Absicht nur durch das Naßwerden der Zündschnur vereitelt worden war.

Briefe von Badereisen nach Tarasp und Gastein in den Jahren 1874, 79 und 80 erwähnen manche interessante Bekanntschaft, welche Simson machte oder erneuerte. Berthold Auerbach, Karl Werder, Victor Hehn, Emil Frommel, der Jenaer Kirchenhistoriker Hase, Hermann Bonitz regten ihn durch geistvolle Unterhaltung an. Auch freute er sich, in Tarasp Löwe-Calbe und dem Geheimen Oberbaurath Hitzig wieder zu begegnen. Herr v. Keudell, den er ebenfalls dort wiedersah, verhandelte, wie derselbe sich ausdrückte, mit ihm über die „Römische Frage",

1) Er schreibt aus Schloß Nassau am 8. Juli 1872: „Heut ist mir eine Last vom Herzen, die ich selbst darauf gelegt hatte. Ich glaubte darauf bestehn zu müssen, daß die Statue um 90 Grad gedreht würde, mußte mir aber selbst sagen, daß dabei Unheil geschehen könnte. Es ist glücklich am Vormittag vollendet worden."

d. h. er lud ihn in liebenswürdigster Weise ein, sein Gast im Palazzo Caffarelli zu sein. Leider war Simson nicht in der Lage von einem so verlockenden Anerbieten Gebrauch machen zu können, er hat Rom nie gesehen. Bei dem Badearzte in Gastein und seiner Frau wurde er gelegentlich auch mit dem Dichter Oskar v. Redwitz und mit einem der eifrigsten Gegner aller deutschen Einheitsbestrebungen, welchen er gedient, nämlich dem Grafen Beust, bekannt gemacht.

14. Berufung an das Reichsgericht. Tod der Gattin.

Eine im Februar 1868 an ihn gelangte Anfrage des Justizministers Leonhardt, ob er die erledigte Stelle des Ersten Präsidenten des Appellationsgerichts in Hamm zu erhalten wünsche, hatte Simson ablehnend beantwortet. Indessen wurde er, als Scheller ein Jahr darauf seine Entlassung nachsuchte, als Nachfolger dieses trefflichen Mannes, dem er fast ein Jahrzehnt lang treu zur Seite gestanden hatte, unter dem 4. Februar 1869 zum Ersten Präsidenten des Appellationsgerichts in Frankfurt a. O. ernannt. Das ganze Gerichtsdepartement, darf man wohl sagen, sah ihn gern an seine Spitze treten, und auch diese Stellung bekleidete er ein Decennium. Als jedoch die große Justiz-Reorganisation in Angriff genommen wurde, forderte der Justizminister, im Oktober 1878, ihn, wie die anderen Gerichtspräsidenten, Direktoren u. s. w. auf, sich darüber zu erklären, in welcher Weise er weiter verwendet zu werden wünsche. Schon in vorgerückten Jahren, aber noch keineswegs berufsmüde, wäre Simson gern in seinem bisherigen Amte, das ihn durchaus befriedigte, in dem ihm lieb und zu einer zweiten Heimat gewordenen Frankfurt, wo er auch ein eigenes, sehr behagliches Haus an der „Halben Stadt“ mit ihren schönen Parkanlagen erworben hatte, verblieben. Das dortige Appellationsgericht ging jedoch bei der Reorganisation ein. Demnach lag ihm der Wunsch am nächsten, an das andere, allein noch übrig bleibende Oberlandesgericht der Provinz Brandenburg, das Kammergericht, berufen zu werden;

diesen, der voraussichtlich nicht mit den Wünschen des schon hochbejahrten Kammergerichtspräsidenten kollidiren würde, gab er also zu erkennen. Der Minister antwortete indessen: nicht allein der Umstand, daß Herr v. Strampff Präsident des Oberlandesgerichts Berlin zu werden wünsche, veranlasse ihn zu der Anfrage, ob es ihm erwünscht sein würde, prinzipaliter oder eventuell bei Besetzung der höheren Stellen am Reichsgericht berücksichtigt zu werden. Simson erwiderte, daß eine solche Anstellung durchaus nicht in seinen Wünschen läge. Demnächst lud der Minister ihn zu einer mündlichen Verhandlung ein, und Simson nahm diese Gelegenheit wahr, um ihm und dem damaligen Staatssekretär im Reichsjustizamt Dr. Friedberg seine entschiedene Abneigung gegen eine Ernennung nach Leipzig auszusprechen. So ungehalten namentlich sein Freund Friedberg darüber war, bewog er ihn dennoch, seinen Entschluß auch dem Reichskanzler, der sich sehr ernstlich für diese Versetzung interessirt habe, darzulegen. Die Unterredung mit dem Fürsten Bismarck bedauerte Simson später nicht gleich hernach aufgezeichnet zu haben. Als er eintrat, entfernte sich eben der Feldmarschall v. Manteuffel, der zum Statthalter von Elsaß-Lothringen bestimmt war. Der Kanzler empfing ihn mit den Worten: „Sie sind also hergekommen, um uns einen Korb zu geben?" Er theilte ihm ferner mit, als er mit der Liste der Kandidaten für das Reichsgerichts-Präsidium zum Kaiser gekommen wäre, sei dieser ihm mit der Bemerkung ins Wort gefallen: „Ich habe schon meinen Kandidaten", und als Bismarck erwiderte: „Majestät, es ist wahrscheinlich derselbe, der auf meiner Liste obenan steht", habe sich die Uebereinstimmung ihrer Ansichten ergeben. Sodann stellte der Fürst ihm die Vorzüge der Leipziger Stellung unter dem Gesichtspunkte vor, daß sich ein passenderer Abschluß seines Lebens als an der Spitze des Reichsgerichts kaum möchte ersinnen lassen. Er hat dann auch in einer seiner Sonnabend-

soiréen seiner Befriedigung über die Besetzung dieses Postens durch Simson Ausdruck gegeben.[1]) Simson schied von dem Fürsten mit der Zusicherung, daß er die ganze Angelegenheit alsbald mit einem Familienrath in Frankfurt a. O. erörtern und das Ergebniß dieser Besprechung ihm unverzüglich mittheilen wolle.

Er hatte nämlich von dem ganzen Plane seine Familie kaum etwas errathen lassen, weil er annahm, seiner Frau würde der Gedanke, Preußen zu verlassen, höchst unerquicklich sein, und er ihr, zumal bei ihrer nicht unversehrten Gesundheit, jegliche Rücksicht schuldete. Indessen hatte die Bekämpfung der Gründe seiner Abneigung gegen Leipzig durch den Kanzler einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Auch fand er in Frankfurt, zu seiner Ueberraschung, im Kreise der Familie und namentlich bei seiner Frau die unbedingteste Zustimmung zu der ihm angebotenen Versetzung. Einstimmig ward die Meinung ausgesprochen, er müsse annehmen. Am andern Morgen schrieb er dem Fürsten, daß er in der Unterredung mit den Seinigen keinen Anhalt für seine Bedenken gefunden hätte und sich zur Verfügung stelle.

Es that ihm doch wohl, Friedbergs Dank für diesen Entschluß entgegenzunehmen, in dem die Mittheilung enthalten war, daß auch der Kronprinz sich desselben, in allem Kummer um seinen Sohn Waldemar, der ihm um jene Zeit durch den Tod entrissen wurde, gefreut habe.

Simsons Ernennung zum Präsidenten des Reichsgerichts und zum kaiserlichen Wirklichen Geheimen Rath erfolgte unter dem 23. April 1879. Die Patente waren von einer amtlichen Zuschrift des Reichskanzlers vom 25. d. M. begleitet, in welcher Fürst Bismarck mit zu Herzen gehender Freundlichkeit hinzufügte:

---

1) Vergl. o. S. 382.

„Euere Excellenz wissen schon aus meinen mündlichen Mittheilungen, wie sehr ich mich freue, daß Seine Majestät der Kaiser durch diese Auszeichnung Hochdero Verdienste von Neuem anerkannt haben und wie lebhaft ich wünsche, daß Gott Ihnen für lange Zeit Gesundheit verleihe, um Ihre langjährige Arbeit an der Herstellung und Befestigung des Reichs auch in der Stellung eines ersten Richters im Reich fortzusetzen."

Das Gefühl, das ihn selbst in jenen Tagen vor Allem erfüllte, deutet Simson in einem Briefe an seinen Bruder in Königsberg an, dem er im April schrieb: „Du bezeichnest den springenden Punkt auch in meiner Seele, guter August, wenn Du sagst, der selige Vater möchte den — mir selbst so durchaus unerwarteten — Ausgang erlebt haben."

Seine letzten Bedenken hinsichtlich der Annahme der neuen Stellung schwanden, als er bald darauf bei einem Besuche in Leipzig den Präsidenten des Reichsoberhandelsgerichts Dr. Pape, seinen hochverehrten einstigen Kollegen am Königsberger Tribunal [1]), ihm gegenüber in durchaus ungetrübter Stimmung fand. Wie bekannt, widmete Pape demnächst seine ganze Kraft der Leitung der Kommission, welche das neue bürgerliche Gesetzbuch ausarbeitete.

Im Herbst 1879 schloß Simson seine Thätigkeit und diejenige des Appellationsgerichts in Frankfurt a. O. mit einem Rückblick auf die Geschichte dieses Gerichtshofs, namentlich auf die Verdienste Schellers. Am 27. September fuhr er in Leipzig ein. Am 1. Oktober wurde das Reichsgericht, unter freudiger Theilnahme der Stadt, welche es mit einem glänzenden Fest in den Räumen des Neuen Theaters begrüßte, feierlich eröffnet.

---

1) Pape hatte in Königsberg als Miether bei Simsons Eltern in dem Hause gegenüber dem Rathhaus gewohnt und war dadurch auch mit der Familie bekannt geworden.

Den 19. Oktober folgte dann noch seine Ernennung zum Präsidenten des kaiserlichen Disciplinarhofs.

Simson verwaltete das noch in spätem Lebensalter (er zählte 69 Jahre) übernommene Amt mit Lust und Liebe. Er trat es mit dem ausgesprochenen Vorsatze an, es in enger Fühlung mit allen betheiligten Faktoren zu führen, und namentlich hat die Rechtsanwaltschaft später, nachdem er aus dem Dienst geschieden war, in warmen Worten anerkannt, wie treu er diesen Vorsatz erfüllte. Sein Hauptaugenmerk war darauf gerichtet, den prompten Gang der Justiz zu sichern, trotz der überwältigenden Arbeitslast, welche alsbald auf den neuen obersten Gerichtshof eindrang.[1]) Er war daher bemüht, die Vermehrung des Richterpersonals und der Senate zu erreichen, welche dieser Last entsprach. Auch die Grundsteinlegung des monumentalen Reichsgerichts-Gebäudes (1888) hat er noch im Amte erlebt. Außer der Leitung des ganzen Gerichts und den damit verbundenen Nebenämtern übernahm er auch den Vorsitz im 4. Civilsenat.

Sehr erfreulich gestalteten sich seine Beziehungen zu der Leipziger Bürgerschaft und Universität, besonders zu der juristischen Fakultät, der, neben Bernhard Windscheid, Adolf Wach, Karl Binding, Emil Friedberg u. a. ein jüngerer Landsmann und ehemaliger Kollege aus Königsberg, Otto Stobbe,[2]) angehörte, mit dem er die alte Freundschaft in gleich herzlicher Weise hier von Neuem knüpfte. Die mächtige Entwickelung der Stadt, alle großartigen Aeußerungen des Gemeinsinns, an denen es dort nie gefehlt hat, erregten seine lebhafte Theilnahme. Auch an dem musikalischen Leben Leipzigs nahm er Antheil und versäumte namentlich nicht leicht die Motette in der Thomaskirche.

---

1) Näheres über diese Schwierigkeiten ergiebt sich aus des Senatspräsidenten Dr. Henrici „Lebenserinnerungen eines Schleswig-Holsteiners“ (Stuttgart und Leipzig 1897) S. 175 ff.

2) Er starb schon 1887.

Schmerzlich getrübt wurde dieser Abschnitt seines Lebens jedoch durch die schweren Leiden und das Hinscheiden seiner Gattin. Sie war früher nur einmal von einem ernsten Leiden ergriffen worden. Als im Winter 1851/2, den die Familie in Berlin verlebte, alle Kinder von den Masern befallen waren, wurde auch sie von der Krankheit angesteckt. Dieselbe nahm den schwereren Charakter an, wie es bei Erwachsenen der Fall zu sein pflegt, und es trat noch eine Gesichtsrose hinzu. Indessen ging die Sorge unter Rombergs und Schönleins Hilfe nach wenigen Tagen vorüber. Dann folgte wieder eine lange Reihe gesunder Jahre, bis sich in der letzten Zeit in Frankfurt a. O. vorübergehende Spuren eines Hautübels zeigten, welches nach der Uebersiedlung nach Leipzig, im Jahr 1881 von Neuem auftrat und nun ein bedenklicheres Ansehn zeigte. Die Leidende wurde nach Elster, Wiesbaden und Schlangenbad geschickt. Die Zeit verging in abwechselnder Sorge und Hoffnung, alle anderen Interessen, außer den amtlichen, traten in den Hintergrund; vom Herbst 1881 bis zu dem des folgenden Jahres war das Ehepaar größtentheils getrennt, wenn Simson auch, so oft es sich irgend thun ließ, zu seiner Frau reiste. Inzwischen verging kein Tag, an dem er sie nicht durch Briefe, deren Inhalt aus dem tiefsten Herzen geschöpft war, aufzurichten suchte, und oft gelang es ihm, etwas von der hoffnungsvollen Stimmung, die ihn nach seiner Anlage selten ganz verließ, auf die Kranke zu übertragen. Im nächsten Herbst kehrte sie nach Leipzig zurück. Das qualvolle und räthselhafte Uebel, von dem den Aerzten selbst nicht deutlich war, ob es eine bloße Hautkrankheit oder die Folge einer Dyskrasie des Blutes oder eines Nervenleidens sei, ließ sich nicht bannen und endete, nachdem eine Lungenentzündung hinzugekommen war, mit einem sanften Tode am 16. März 1883. Am Sarge sprach in Leipzig Pastor Pank, in Berlin, wohin die Leiche übergeführt wurde, Dr. Müllensiefen.

Bei meiner
aufrichtigen Ver
Anhänglichkeit
mir ein Bedürf
-fühl der Betrüb
-tiv von jahrelan
-vollen Leiden.
Wiedervereinig

Doch will ich
Sorgen der [illegible]
bei allen jetzigen
des Vaterlandes halb
Fragen an denen
-nen Sie benutzen

Kaiser Wilhelm und König Albert von Sachsen bekundeten dem Wittwer telegraphisch herzliche Theilnahme. Der Kronprinz schrieb ihm einige Zeit später:

Berlin, 16. April 1883.

Bei meiner persönlichen aufrichtigen Verehrung und Anhänglichkeit für Sie ist es mir ein Bedürfniß angesichts der Erlösung Ihrer Gattin von jahrelangen qualvollen Leiden, Sie in Ihrer Vereinsamung aufzusuchen.

Doch will ich weiter nichts sagen, als daß wie ich bisher bei allen großen, die Geschicke des Vaterlands betreffenden Fragen, an denen Theil zu nehmen Sie berufen waren, mich zu Ihnen gesellte, so jetzt, wo Sie durch die Zerstörung Ihres häuslichen Glücks schwer heimgesucht sind, ich in gleicher Weise mich Ihrem tiefen Kummer anschließe.

Mögen Sie aber in der Thätigkeit, welche Ihr hoher Beruf von Ihnen fordert, eine wohlthuende Ableitung für den Schmerz finden, den die verödete Stätte daheim Ihnen täglich bereitet, und wolle Gott Sie uns noch lange in geistiger Frische erhalten.

Indem die Kronprinzessin mich beauftragt Sie Ihrer ganz besondern Theilnahme zu versichern, bin ich mit den alten unwandelbaren Gesinnungen

Ihr

wohlgeneigter

Friedrich Wilhelm Kpz.

Noch in Königsberg war einst (1859) die silberne Hochzeit des Ehepaares froh gefeiert worden und in demselben Jahre die goldene Hochzeit von Simsons Eltern. Ihm selbst war ein goldenes Ehejubiläum nicht beschieden, aber neun und vierzig Jahre hatte auch seine Ehe gewährt. Neun Kinder, zwei Söhne und sieben Töchter, waren aus ihr hervorgegangen und

alle am Leben geblieben. Schon beim Tode der Mutter waren sie größtentheils verheiratet, und im hohen Alter sah Simson sich von einer Schaar von Enkeln und Urenkeln umgeben.

Der schwere Verlust schien anfangs den Lebensmuth des hochbetagten Mannes völlig niederzubeugen, zumal er kurz darauf erkrankte, aber nach einiger Zeit erhob er sich wieder und trug seine Vereinsamung, die ihm durch die treue Liebe und Pflege der im Hause gebliebenen beiden Töchter erleichtert wurde, mit einer Festigkeit und Stärke, die man ihm bei seinem zart besaiteten Gemüth kaum zugetraut hätte.

Als der Schmerz die erste Herbigkeit verloren hatte, wurde auch die Geselligkeit wieder mehr aufgenommen. Daneben hatte sich ein kleiner, engerer Freundeskreis gebildet, der hauptsächlich aus Mitgliedern des Reichsgerichts, Rechtsanwälten und Professoren der juristischen Fakultät mit ihren Familien bestand. Die Freunde fanden sich öfters Abends zum Thee ein und hatten es besonders gern, wenn Simson ihnen mit jugendlicher Lebendigkeit Episoden aus seinem Leben, namentlich aus den Jahren 1848 und 1849, erzählte.

Gehörte es zu den Schattenseiten des Leipziger Aufenthalts, daß nur der engste Familienkreis dort beisammen war, so glich sich dies einigermaßen dadurch aus, daß Kinder und Enkel und manche Freunde wieder und wieder in der zwar erst provisorischen, aber sehr geräumigen Präsidentenwohnung des Reichsgerichts (an der Ecke der Goethe- und Ritterstraße) einkehrten. Die Besuche der Enkel spielten fast die Hauptrolle. Es war ein förmlicher Turnus dafür eingerichtet, und der Großvater konnte nicht müde werden, sich an den Fortschritten der Kinder zu erfreuen. Mit den kleinen spielte er, mit den größeren trieb er auch vielfach ernstere Dinge, und sie bewunderten immer von Neuem, daß er nichts vergessen, was er

in der Jugend gelernt hatte. Später war es ihm eine besondere Genugthuung, daß er zwei der ältesten Enkel als Studenten in Leipzig um sich haben und sie in die Anfänge des juristischen Studiums mit einführen konnte. —

Die Jahre verrannen mit scheinbar stetig gesteigerter Geschwindigkeit. Allmählig begannen die Helden der großen Zeit vom Schauplatz abzutreten. Kaiser Wilhelm I., beinahe noch im Leben zu einer von Märchenglanz umwobenen Gestalt geworden, als das deutsche Volk in einem Hochgefühl der Verehrung und Dankbarkeit seinen neunzigsten Geburtstag beging, war ein Jahr darauf ins Grab gesunken. Oft gedachte Simson des hinreißenden Zaubers, den die Persönlichkeit des alten Kaisers, bei aller Einfachheit und Schlichtheit, auf ihn geübt hatte, und bedauerte nur, gleich Anderen, die geistige Bedeutung dieses Fürsten erst spät erkannt zu haben. War doch früher die Vorstellung verbreitet gewesen, der angeblich auch Friedrich Wilhelm IV. Ausdruck geliehen haben sollte, daß sein Gesichtskreis auf militärische Interessen beschränkt sei. — Kaiser Friedrich, der Simsons idealistische Gesinnung theilte und ihm schon manchen Beweis des Vertrauens und der Zuneigung gegeben, hatte ihn selbst unter den schmerzlichen Leiden seiner kurzen Regierung nicht vergessen. Er verlieh ihm unter dem 18. März 1888 den Schwarzen Adlerorden und begleitete diese hohe Auszeichnung mit einem Telegramm aus Charlottenburg vom 20. desselben Monats, in welchem er den Sinn, in dem er sie ihm zutheil werden ließ, erläuterte:

„Ich verleihe Ihnen Meinen hohen Orden vom Schwarzen Adler in aufrichtiger Anerkennung der wahrhaft patriotischen Gesinnungen, mit welchen Sie von jeher den deutschen Einheitsbestrebungen unausgesetzt Ihre besten Kräfte widmeten und mehr wie ein Mal in hochwichtigen Stunden das Wort

zu führen berufen waren, bis endlich das große Ziel, nach dem wir strebten, erreicht war. Mögen Sie noch lange in ungeschwächter Kraft diese höchste Auszeichnung Meines Hauses tragen.

Friedrich."

Da mit der Verleihung dieses Ordens nach den Statuten die des erblichen Adels verbunden ist, bestimmte Kaiser Friedrich durch einen Wappenbrief vom 28. Mai 1888 als Wappen eine Justitia in schwarzem Schilde mit einem schwarzen Adler als Helmzier. Zum Wappenspruch wählte Simson seine alte Devise aus Horaz: „Sapere aude. Incipe."

Obwohl er im Leben ziemlich häufig gekränkelt hatte, verblieben ihm im Allgemeinen Gesundheit und Kraft,[1]) bis er im Frühjahr 1890 beim Beginn einer Kur in Karlsbad von einem leichten Schlaganfall betroffen wurde. Von diesem (der sich später, 1894, wiederholte) ist er nicht mehr genesen. Die Folgen zeigten sich am sichtbarsten in der Veränderung seiner Handschrift, deren Züge plötzlich unsicher und kleiner geworden waren. Er hat dann wohl versucht seine Hand in Heften mit Vorschrift zu üben, aber ohne vollkommenen Erfolg. Ein längerer Aufenthalt in Wilhelmshöhe brachte, trotz der herrlichen Wald- und Bergluft, nicht die gehoffte Kräftigung. So überzeugte er sich denn auch, daß es unvermeidlich geworden sei, um seinen Abschied vom Amte, der ihm außerordentlich schwer fiel, einzukommen. Er erhielt ihn zum 1. Februar 1891, wie auch ein kaiserliches Schreiben, welches die Anerkennung seiner lang-

1) In einem Briefe an den Bruder August vom 6. Oktober 1885 schreibt er: „Auch mir ist die schwere Arbeit, von der ich erst seit heut in das gewohnte Arbeitsgeleise einlenke, durchaus gut bekommen; meine Lust an der Arbeit hat sich gewiß nicht vermindert und es beruht wohl nicht auf Selbsttäuschung, wenn ich annehme, daß auch die Fähigkeit nicht gelitten hat. — Bis jetzt nicht; ewig kann es ja nicht dauern und wie gut ist das! Ich denke, man darf zufrieden sein, wenn man ³/₄ eines Jahrhunderts vorgehalten hat, und nichts weiteres verlangen oder erwarten."

jährigen Dienste aussprach,[1]) und siedelte nach Berlin über, wo der größte Theil seiner Kinder und Enkel wohnte, um den Rest seiner Tage in ihrem Kreise zu beschließen. Im Sommer suchte er zur Erfrischung Harzburg oder auch die Schweiz und in den letzten Jahren wiederholt das liebliche, ruhige Schlangenbad auf.

Mit Befriedigung hat Simson stets auf die amtliche Thätigkeit zurückgeblickt, die ihm, trotz seines hohen Alters, in Leipzig noch etwa elf Jahre lang auszuüben vergönnt gewesen war. Aber der Abschluß dieses Lebensabschnitts war traurig gewesen. In früher Morgenstunde eines Januartages, bei Dunkelheit und Kälte, verließ er ganz still für immer die ihm so lieb und werth gewordene Stadt.

In den Verlust der Gesundheit und Arbeitsfähigkeit, die Schwäche des hohen Alters konnte er sich schwer finden; es lag häufig wie eine drückende Last auf ihm. Der eigentliche Reiz des Lebens war mit der Möglichkeit des Wirkens dahin. Auch das Bewußtsein einer reich ausgefüllten Vergangenheit konnte über die verhältnißmäßige Leere der Gegenwart nicht forthelfen. Aber sein Geist blieb rege, und auch das Gedächtniß bewahrte noch die alte Treue, theilweise in erstaunlichem Grade. Seine Lektüre war auch jetzt noch umfassend. Der 5. Theil von Treitschkes Deutscher Geschichte im neunzehnten Jahrhundert,

---

1) „Mit Ablauf dieses Monats scheiden Sie Ihrem Wunsche gemäß aus Ihrem bisherigen Wirkungskreise an der Spitze des obersten Gerichtshofes des Deutschen Reiches, welchem Sie seit seiner Errichtung als Präsident vorgestanden haben. Ich kann es Mir nicht versagen, Ihnen aus diesem Anlaß für die aufopfernde Pflichttreue und die rastlose Thätigkeit, durch welche Sie sich in Ihrer langen und ehrenvollen Laufbahn im Dienste des Preußischen Staats und des Deutschen Reichs ausgezeichnet haben, Meine volle Anerkennung mit dem Wunsche auszusprechen, daß Ihnen nach einer so thatenreichen Vergangenheit ein langer und glücklicher Lebensabend zu Theil werden möge.

Berlin, den 26. Januar 1891.

(gez.) Wilhelm R."

der 1894 erschien, fesselte ihn — so vielfach er ihn zum Widerspruch aufforderte — dermaßen, daß er den umfangreichen Band zweimal hinter einander las. Alles in Allem gestaltete sich auch dieser letzte Lebensabschnitt, in den stillen, friedlichen Räumen der Wohnung in der Rauchstraße befriedigend, und ganz allmählig kehrte selbst die alte Heiterkeit bis zu einem gewissen Grade wieder.

Außer der Familie, die ihr ehrwürdiges Haupt mit Liebe und Sorgfalt umgab, lebten in den ersten Jahren noch manche alte Bekannte und Freunde, deren Erscheinen stets mit Freude begrüßt wurde und welche für die Anregung sorgten, die der tägliche Lebenslauf nicht mehr brachte. Zu den anregendsten Besuchen gehörten die Heinrich von Sybels; das Gespräch mit dem geistvollen und liebenswürdigen Meister der Geschichtschreibung, den Simson schon einst in Erfurt kennen gelernt hatte, hinterließ ihm immer eine nachhaltige Befriedigung. Kürzer, aber nicht weniger erwünscht waren die Besuche seines alten Freundes, des Staatsministers v. Friedberg, und fast bis zum Ende durfte er sich von Zeit zu Zeit an der heitern, leicht hinfließenden Unterhaltung Ludwig Bambergers erfreuen, der — so entgegengesetzt der Ausgangspunkt ihrer politischen Laufbahn gewesen war — mit großer Treue an ihm hing. In seltneren Fällen fanden sich auch andere Genossen aus der Parlamentszeit, v. Stauffenberg, v. Bennigsen, v. Benda, Hammacher, Marquardsen, Wolffson, ein und riefen Erinnerungen früherer Tage zurück.

Freilich verengte sich der Kreis befreundeter Zeitgenossen mehr und mehr, da fast die ganze Generation, der Simson angehörte, ihm im Tode voranging. Auch ihm ward die Erfahrung nicht erspart, daß „lange leben Viele überleben heißt.“ „Wird doch ein Baum nach dem anderen umgehauen. Wo man Schatten und Erquickung fand, wird das Ende des Lebens zur sandigen

Wüste."[1]) Immerhin blieb er bis ins höchste Alter jugendlich genug, um auch noch neue Beziehungen anzuknüpfen. So geschah es fast alljährlich bei dem Sommeraufenthalt, in Harzburg, in Interlaken und Engelberg, zuletzt in dem immer wieder aufgesuchten Schlangenbad, und häufig setzte sich dieser Verkehr im Winter in Berlin fort. Die Palastdame der Kaiserin Augusta, Gräfin Luise Oriola, hatte Simson schon früher häufig gesehen; jetzt machte er in dem stillen Schlangenbad ihre nähere Bekanntschaft. Die originelle, starke, durch und durch wahrhafte Natur der Gräfin hatte etwas in hohem Grade Fesselndes. Sie hatte Vieles erlebt und in treuem Gedächtniß bewahrt, und es war rührend, wenn die beiden alten Leute sich gegenüber saßen und die Vergangenheit vor ihnen lebendig wurde. Die Gräfin war zwar bedeutend jünger als Simson, aber beide fühlten gleich deutlich, daß ihre Tage gezählt seien. Sie sind denn auch in demselben Jahre aus dem Leben geschieden.

Immer hatte Simson sich lebhaft für Musik interessirt und es in seiner Jugend wenigstens soweit gebracht, beim Gottesdienst die Orgel zu spielen. So verkehrte er auch gern in musikalischen Kreisen. Auf einer Reise in die Schweiz hatte er mit dem Kapellmeister Volkland aus Basel und seiner Gattin Freundschaft geschlossen; er liebte die lehrreiche Unterhaltung mit Philipp Spitta, und noch in seinen spätesten Jahren trat ihm v. Herzogenberg nahe. Der feinsinnige, geistvolle Mann hatte es ihm angethan; er konnte nicht müde werden ihm zuzuhören und erwiderte die Zuneigung des so viel jüngeren Freundes mit herzlicher Liebe und aufrichtiger Bewunderung.

Die liebsten und fast häufigsten Gäste waren die kleinen Urenkel. Sein Sinn für das Wesen der Kinder, seine Freude an ihnen verlor sich nie; noch in der Zeit der letzten Krankheit

1) So drückt denselben Gedanken Hortense Cornu aus (Fanny Lewald, Zwölf Bilder nach dem Leben S. 185).

hatte er sie oft um sich, und ihnen hat noch sein letztes Lächeln gegolten. Besonders glücklich machte ihn die Geburt eines Stammhalters im Sommer 1897. Nun lebten wieder, wie schon früher einmal, gleichzeitig vier Generationen der Familie in männlichen Vertretern, und dies frohe Ereigniß gab Veranlassung zur Aufnahme einer Photographie, die sie zusammen darstellt und auf welcher der fast 87 jährige Urgroßvater froh und nachdenklich auf das 14 tägige Kind sieht, als ob er die fernste Zukunft von seinen Zügen ablesen möchte.

---

15. Präsidium der Goethe-Gesellschaft. Gedenktage. Ende.

Der Mensch erfährt, er sei auch wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.

Als Tieck im Herbst 1829 — um dieselbe Zeit, in der es Simson vergönnt war vor Deutschlands Dichterfürsten zu treten — einen Neffen, der gleichfalls gerade seine Studienzeit vollendet hatte und sich zu habilitiren gedachte, an Goethe empfahl, schrieb er: „da ich ihn liebe, erfülle ich seine Bitte, ihm diese Zeilen zu senden, weil ich hoffe und glaube, daß der Anblick und die kürzeste Gegenwart des großen Mannes, der mich seit meiner Kindheit begeistert hat, auch für ihn das schönste Angedenken sein Leben hindurch bleiben und ihn zum Guten und Edlen ermuntern muß." [1]) Ganz so hat es sich an Simson erfüllt. Er hatte damit eine Weihe für sein Leben empfangen. Goethes Werke blieben der unerschöpfliche Born, aus dem er Erhebung, Genuß, eine verklärte Ansicht des Lebens, die Freudigkeit zum Tagwerke, die Goethe vor Allem predigt, schöpfte. Sein abgegriffenes Exemplar der Ausgabe letzter Hand in 60 Bänden hat er, ich weiß nicht wie oft, von Anfang bis zu Ende gelesen. Nichts daraus war ihm unbekannt. Die Ränder der Seiten sind mit zahlreichen Verweisungen und Notizen von seiner Hand bedeckt. Auch die Goethe-Litteratur, die Briefwechsel u. s. w. studirte er mit lebhaftem Antheil und besaß auf diesem Gebiet

1) Schüddekopf und Walzel, Goethe und die Romantik I. 312.

die eingehendsten Kenntnisse. Mit Bernhard Suphan, für dessen Herder-Ausgabe er sich interessirte und der ihm mehr als eine feinsinnige kleine Schrift gewidmet hat, auch mit Michael Bernays und anderen Litteraturhistorikern stand er in Verbindung.

Als er im Jahr 1885 in Karlsbad mit dem Generalintendanten des Weimarer Hoftheaters Freiherrn v. Loën zusammentraf, entwickelte ihm dieser den Gedanken, eine Goethegesellschaft zu stiften, die sich die gemeinsame Förderung der Goethestudien und die Fortpflanzung derjenigen Geisteskultur zur Aufgabe setzen solle, welche von Goethe ausgeht und ihm verdankt wird. Jahrzehnte lang hatte sich der Wille der Enkel des Dichters dem Verlangen der Goethefreunde, ihnen das Goethe'sche Haus und seine Schätze zu öffnen, widersetzt. Nun jedoch war, nach seinem Bruder Wolfgang, auch Walther v. Goethe hingeschieden [1]) und hatte in seinem Testament die Großherzogin Sophie von Weimar zur Erbin des Archivs eingesetzt und das Haus nebst den Sammlungen dem Weimarischen Staate vermacht. Reiche Anerbietungen, die ihm aus England und Nordamerika als Kaufpreis gemacht wurden, hatte er allezeit entschieden zurückgewiesen und in ziemlicher Einschränkung die letzten Jahre verbracht. Auch Verhandlungen mit dem Bundestage über den Ankauf des Hauses und der Sammlungen waren ergebnißlos geblieben.

Die Großherzogin trat die Erbschaft an. Eine Vereinigung von Männern forderte zur Bildung einer Goethegesellschaft auf, und ihre Einladung fand schnell Anklang. Am 20. Juni 1885 erfolgte die Wahl des Präsidiums, bei der Simson als einer der wenigen Theilnehmenden, „deren Jugend noch die Strahlen von Goethes leiblichem Auge empfangen hatte" [2]), zum ersten Vorsitzenden gewählt wurde. Es ward beschlossen, dem Großherzoge das Protektorat der neu gebildeten Gesellschaft anzu-

1) 15. April 1885.
2) Vergl. Erich Schmidt in der „Zeit" Bd. IV. S. 184.

tragen und der Großherzogin den Dank für die Annahme des Goethe'schen Vermächtnisses auszudrücken. Im Schlößchen Belvedere, da, wo Goethe den „Tasso" vollendete, hielt Simson die Ansprachen an das großherzogliche Paar, das Tassowort citirend: „Ferrara ward durch seine Fürsten groß."

Mit Bezug hierauf richtete der Großherzog unter dem 28. Juni folgendes Schreiben an ihn:

Euer Exc. danke ich sehr herzlich für Ihren Brief von dem 22. d. M., der mir den Wortlaut der beiden Anreden bringt, welche Sie der Großherzogin wie mir am vorangehenden Tage zu Belvedere gehalten haben. Aufs neue hat mich jener Wortlaut, haben mich besonders die Erinnerungen bewegt, von welchen dieser der Ausdruck. Denn in Wahrheit heben diese den Zweck der Goethegesellschaft ebenso empor, wie sie die hohen Pflichten bezeichnen, welche uns — der Großherzogin wie mir — aus dem Testamente des letzten Gliedes der Familie Goethe überkommen sind. Diese Pflichten erneuern diejenigen, welche ohnehin diejenigen meines Hauses gegenüber dem Vaterland wie der gebildeten Welt sind. Daß Sie es waren, mein lieber Herr Präsident, der dieselben in jener Anrede bezeichnete, begrüße ich als von guter Vorbedeutung, weil Ihr Leben beweist, daß Sie die höchsten Zwecke der Bildung wie des Vaterlandes erkennen, wie unablässig pflegen. Mit diesen Gesinnungen verbleibe ich in besondrer Verehrung Ew. Exc.

dankbarer

Carl Alexander.

An den jährlichen Versammlungen der Gesellschaft nahm Simson regelmäßig Theil. Den tiefsten Eindruck machte ihm die Mittheilung Erich Schmidts von der Entdeckung des „Urfaust". Als ihm sein Gesundheitszustand nicht mehr gestattete,

sich persönlich in Weimar einzufinden, ließ er sich doch bestimmen, die Niederlegung seines Amts zu verschieben, und begleitete die Bestrebungen der Gesellschaft auch weiter mit dem lebhaften Antheil[1]), mit dem er das eigene Goethe-Studium fortsetzte. Erich Schmidt und Suphan fanden sich öfters ein und berichteten, wie es in Weimar stünde. Besonders interessirte sich Simson für die Spende, die aus Anlaß der goldenen Hochzeit des großherzoglichen Paares (1892) der Großherzogin als Beitrag zu dem Gebäude für das Goethe- und Schiller-Archiv dargebracht ward, und für den Ankauf der Originalbriefe Goethes an Frau von Stein, welche dem Archiv bei der Einweihung des Gebäudes im Jahre 1896 übergeben wurden.

Die schönen Briefe, welche er 1892 von dem fürstlichen Paare sowie später von dem Großherzog in Erwiderung auf den Glückwunsch der Gesellschaft zu seinem achtzigsten Geburtstage empfing, sind ebenfalls von dem vollen Bewußtsein der edelsten traditionellen Pflicht getragen, welche den Nachkommen Amaliens und Carl Augusts erwachsen und von ihnen in so würdiger Weise erfüllt worden ist.

Durfte Simson als Greis die Räume wieder betreten, in denen er als Jüngling Deutschlands größten Genius noch „in der Olympischen Herrlichkeit seines Alters“ geschaut hatte — so war ihm auch sonst eine Reihe von Gedenktagen beschieden, welche ihm die Stufen seiner Laufbahn aufs Neue vergegenwärtigten.

Am 18. December 1873 wurde in einzelnen Kreisen der 25jährigen Wiederkehr des Tages gedacht, an dem Simson einst in der Paulskirche zum erstenmal zum Vorsitzenden eines deut-

---

1) Vergl. die schöne Gedächtnißrede, die Karl Frenzel ihm in der Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft am 27. Mai 1899 gehalten hat (Goethe-Jahrbuch XXI.)

schen Parlaments gewählt worden war.[1]) Die Stadt Frankfurt a. O., in welcher er damals schon seit einer längeren Reihe von Jahren lebte und aufrichtige Verehrung genoß, verlieh ihm das Ehrenbürgerrecht. Das kronprinzliche Paar sandte ihm ein überaus huldvolles Telegramm. Seine parlamentarischen Gesinnungsgenossen beglückwünschten ihn. Daß er auch die Sympathien der hervorragendsten Männer unter seinen Kollegen im Reichstage erworben hatte, zeigt das folgende ehrenvolle Schreiben Moltkes und eine Zuschrift von Heinrich v. Treitschke.

Hochgeehrter Herr Präsident!

gestatten Sie den vielen Glückwünschen, welche Ihnen heute[2]) aus allen Theilen Deutschlands zugehn, auch den meinigen hinzuzufügen. Was Sie vor 25 Jahren angestrebt, woran Sie ein Viertel Jahrhundert festgehalten, das sehen Sie heute verwirklicht. Mögen Sie noch lange des stolzen Bewußtseins sich erfreuen, vor Vielen für die Größe des Vaterlandes gewirkt zu haben.

Mit aufrichtiger Verehrung

ergebenst

Gr. Moltke

Berlin d. 20. Dezbr. 1873. Feldmarschall.

Heidelberg $\frac{18}{12}$ 73.

Verehrter Herr Präsident,

gestatten Sie mir, mit einem kurzen Gruße mich unter die Vielen zu mischen, welche Ihnen morgen an Ihrem Ehrentage Dank und Glückwünsche darbringen werden. Sie blicken zurück auf einen wundervollen Zeitraum vaterländischer Geschichte, Ihr Name ist mit den großen Ereignissen der Zeit

1) Vergl. o. S. 161. Gleichfalls an einem 18. December (1870) hatte er die Adresse in Versailles überreicht.

2) Der Gedenktag war, wie erwähnt, der 18. December.

unzertrennlich verbunden, Sie dürfen sich sagen: quorum pars magna fui. Möge Ihnen, uns Allen zum Heile, noch lange die Kraft vergönnt bleiben, des schweren Amtes [1]) zu warten, das Ihnen längst unveräußerlich angehört. Mir aber ist es ein Bedürfniß Ihnen herzlich zu danken für das Wohlwollen und die Nachsicht, die Sie mir immer erwiesen.

Mit aufrichtiger Verehrung

Ihr ergebenster

Treitschke.

Die Badische Zweite Kammer sandte, auf Bluntschlis, von dem Präsidenten warm unterstützten und einstimmig angenommenen Antrag, einen Glückwunsch, in dem sie hervorhob, daß Simson durch edle und humane Formen die Ehre des Parlaments erhöht habe und gleichsam ein Lehrer für andere Präsidenten geworden sei. Klaus Groth widmete ihm ein plattdeutsches Gedicht [2]), das mit herzlichem Antheil sein eigenartig mit dem des Vaterlandes verwobenes Geschick schildert.

Später fügte es der Zufall, daß in dieselben Tage, in denen Simsons Ernennung zum Präsidenten des Reichsgerichts bekannt wurde, auf den 1. Mai 1879 der 50jährige Gedenktag seiner Promotion zum Dr. iuris fiel, an dem ihm mancherlei Ehren und Freundlichkeiten zutheil wurden. Die Königsberger Juristenfakultät erneuerte ihm das Diplom. [3]) Die philosophische Fakultät einer süddeutschen Hochschule verlieh ihm auch die philosophische Doktorwürde. Die Kaiserin beehrte ihn aus dem doppelten Anlaß mit folgendem Schreiben:

1) Als Reichstagspräsident.

2) Abgedruckt in der Spenerschen Zeitung vom 19. December 1873.

3) In der Motivirung heißt es: „. . . cuius denique viri nomen separari vix potest a memoria temporum, quibus imperium Germanicum renascens Deo favente tandem nobis restitutum est.“

Sie werden es natürlich finden, daß ich eine so wichtige Feier, wie die Ihnen jetzt beschiedene, nicht vorübergehen lasse, ohne Ihnen die Glückwünsche auszusprechen, zu welchen langjährige Beziehungen zwischen Ihnen und Uns mich berechtigen. Die ernsten Wechselfälle des Lebens haben in Ihnen stets den Vertreter einer Gesinnung gefunden, welche zu ehren Ihr neues Amt berufen ist und die um so größere Anerkennung verdient, als Ihre Leistungen Ihrer seltenen Pflichttreue entsprechen. Diese Gesinnung wird sich zu Gunsten des geeinten Deutschen Vaterlandes in Ihrer neuen Stellung auch ferner erfolgreich bewähren.

Baden-Baden, den 1. Mai 1879.

(gez.) Augusta.

Der Kronprinz sandte seine Photographie mit dem Gruße „Doctor doctori salutem!"

Die Richter seines Departements ließen Simson begrüßen. Der Reichstag widmete ihm, als seinem früheren Präsidenten, eine Ehrengabe. Sie bestand in einer kunstvoll gearbeiteten Kassette, welche eine Adresse enthielt. Von einer Themis gekrönt, zeigt die Kassette an den vier Ecken die Bronzefiguren der Städte, in denen Simson gewirkt hatte, Königsberg, Berlin, Frankfurt am Main und Frankfurt an der Oder mit ihren Wappen. Das Wappen seiner Vaterstadt, und zwar das des Kneiphofs, enthält einen Arm, der aus der Tiefe eine Krone hinauf reicht[1]) — ein Bild, das, wie Simson erzählte, ihm in dem einzigen visionären Moment seines Lebens, am 3. April 1849, als er an der Spitze

1) Vergl Armstedt und Fischer, Heimatkunde von Königsberg i. Pr. (1895) S. 187: „Das von zwei aufrecht stehenden Bären als Schildhaltern getragene Wappen zeigt auf grünem Grunde ein Gewässer, aus dem ein Arm mit blauem Aermel eine Krone emporhebt" Es ist die Krone Ottokars II. von Böhmen, des muthmaßlichen Gründers der Stadt.

der Kaiserdeputation Friedrich Wilhelm IV. ansprach, deutlich vor Augen schwebte.

Die Deputation des Reichstags, welche in Frankfurt a. O. erschien, um das Ehrengeschenk[1]) zu überreichen, war aus Vertretern fast aller Parteien (dem Vicepräsidenten und späteren Minister Lucius, dem Freiherrn v. Unruh-Bomst, v. Benda, Dr. Lieber u. A.) und dem Büreau-Direktor Happel, der Simson mit der wärmsten persönlichen Anhänglichkeit zugethan war, zusammengesetzt. Auch Gneist hatte sich angeschlossen, um die Glückwünsche der Berliner Juristen-Fakultät zu überbringen. An der Spitze stand der Präsident von Forckenbeck. Diesen seinen Nachfolger hatte Simson schon vor langen Jahren kennen gelernt, wo Forckenbeck, damals Rechtsanwalt in dem Städtchen Mohrungen, eine Partei vor dem ostpreußischen Tribunal mit einem Geschick vertreten hatte, das Simsons Aufmerksamkeit und Bewunderung erregte. Er vermochte die Bemerkung nicht zurückzuhalten, die Königsberger Rechtsanwälte könnten sich Glück wünschen, daß dieser Kollege nicht in Königsberg, sondern in jener kleinen Stadt seines Amtes walte.[2]) An diese erste Begegnung dachte Simson auch zurück, wenn er sich bei der Debatte über den bekannten Obertribunalsbeschluß an Forckenbeck, der Berichterstatter war, mit den Worten wandte: „ich habe wahrhaftig nicht nöthig, dem Herrn Referenten zu Hilfe zu kommen; das weiß ich seit vielen Jahren, lange bevor wir in diesem Hause zusammen waren. Aber er möge es mir nicht übelnehmen, wenn ich es in dem gegenwärtigen Falle dennoch thue." Beide Männer sind, obwohl ihr Wesen und die Art ihrer Begabung sehr verschieden war, stets durch aufrichtige Achtung und Sympathie mit einander verbunden geblieben.

1) Es war zunächst das Modell; das ausgeführte Kunstwerk wurde Simson später nach Leipzig überbracht.

2) Aehnlich auch bei Philippson, Max von Forckenbeck S. 47 erzählt.

Die Abgeordneten blieben bei dem Jubilar zu Tisch, und Simson erinnerte sich später noch gern der Bewegung, welche die Anwesenden ergriff, als seine Frau um die Erlaubniß bat, den Trinkspruch auf ihn mit einem solchen auf seine Kollegen aus der Parlamentszeit erwidern zu dürfen.

Ein alter Bekannter aus der Paulskirche hatte auch manche ehemalige Mitglieder der Frankfurter Nationalversammlung veranlaßt, Simson an diesem Tage durch Zusendung ihrer Glückwünsche und Photographieen zu überraschen. Seine Anregung war selbst bei Oesterreichern, wie Anton v. Schmerling[1]) und Franz v. Sommaruga, auf guten Boden gefallen — ein kleines Symptom, daß die Wunden dort allmählig vernarbten und man sich mit der neuen Gestaltung Deutschlands auszusöhnen anfing. — Ein anderer Genosse aus dem deutschen Parlament, Gustav Schwetschke, der Verfasser der Novae epistolae obscurorum und clarorum virorum, der die Zeitereignisse in deutscher oder lateinischer Sprache zu schildern liebte, widmete dem Jubilar ein lateinisches Verslein.[2])

Unter den sonstigen schriftlichen Glückwünschen stellte sich auch diesmal einer von Treitschke ein.

---

1) Schmerling hat auf die Photographie geschrieben:

„Dem Präsidenten der Deutschen National-Versammlung sendet zur Feier des 1. Mai 1879 die besten Glückwünsche

Wien, den 28. April 1879 der Abgeordnete Schmerling."

2) Eduardo Simson
Doctori iudiciario
Et nunc quinquagenario
Francofurtensi duplici
Praeclaro summo praesidi
Sed uni viro potius
Hoc dicat vetus socius.

Halis
d. XXX. m. April.
a. MDCCCLXXIX.

Berlin $\frac{30}{4}$ 79.

Verehrter Herr Präsident,

Obgleich Ihnen der morgige Tag der Glückwünsche fast allzu viele bringen wird, so kann ich mir's doch nicht versagen, mich auch in die dichte Schaar der Dankenden zu mischen. Sie blicken zurück auf ein reiches, gesegnetes Wirken; in den Stürmen einer undankbaren Zeit, die jeden politischen Namen vergißt oder besudelt, ist der Ihre immer fest verbunden geblieben mit den Geschicken des Vaterlandes und hat immer seinen alten lauteren Klang behalten. Da Sie leider den Präsidentenstuhl des Reichstags nicht wieder besteigen wollen, so war es mir eine wahre Freude zu erfahren, daß das junge Reich seinen alten Präsidenten doch nicht los läßt und ihm am Reichsgerichte eine würdige Stellung bereitet. Möge Ihnen die neue Thätigkeit ebenso gesegnet sein wie die alte! Empfangen Sie mit meinen herzlichen Glückwünschen zugleich nochmals den wärmsten Dank für alle die Güte, die Sie mir einst im Reichstage erwiesen.

In aufrichtiger Verehrung

Ihr

Treitschke.

Zu seinem fünfzigjährigen Amtsjubiläum, welches auf den 22. Mai 1883 fiel und das seine Gattin nicht mehr erlebte, telegraphirte ihm der Kaiser:

„Wiewohl ich aus Anlaß Ihres Jubiläums Ihnen meine officielle Anerkennung Ihrer Dienste habe zuteil werden lassen, ist es mir Bedürfnis, Ihnen noch persönlich meine herzlichsten Glückwünsche zu Ihrem Ehrentage zu senden, an welchem ich gern unserer wiederholten denkwürdigen Begegnungen gedenke. Möge Gott Ihnen auf Ihrem durch schmerzlichen Verlust

getrübten Lebenswege mit seiner Kraft und seinem Segen beistehen."

Ebenso herzlich lautete das Telegramm der Kaiserin Augusta:

„Daß ich mich in doppelter Veranlassung, in einer schmerzlichen und in einer ehrenden, durch diese Zeilen an Sie wende, werden Sie bei meiner Ihnen bekannten Gesinnung natürlich und zugleich meine Theilnahme wie meine Segenswünsche gerechtfertigt finden."

Der Kronprinz bestimmte ihm eine Erzstatue, welche den hohen Feldherrn in halber Lebensgröße, im Mantel, auf den Pallasch gestützt, darstellt, und kündigte diese Gabe durch folgende Depesche an:

„Meinen Glückwunsch zum heutigen Jubiläum sende ich mit den Gesinnungen ganz besonderer Verehrung und Anhänglichkeit, welche Sie längst bei mir kennen. Als Ausdruck derselben und zum Andenken an die großen Ereignisse in unserer Geschichte, an denen Sie hervorragenden Antheil nahmen, bitte ich Sie eine Statuette von mir anzunehmen, welche jedoch heute noch nicht fertig gestellt werden konnte.

Friedrich Wilhelm Kronprinz."

Wie Simson schon früher Ehrenbürger von Frankfurt a. O. geworden war, so wurden ihm jetzt die Ehrenbürgerbriefe seiner Vaterstadt Königsberg und der Stadt Leipzig überreicht. Die letztere theilte ihm zugleich den Beschluß mit, eine neue, an dem seither vollendeten Reichsgerichtsgebäude vorüberführende Straße nach ihm zu benennen.[1])

Viele andere Ehrungen, die ihm bei diesen und sonstigen Gelegenheiten zutheil wurden, übergehe ich, um ihre Aufzählung

1) Aehnlich ist in Berlin die Südseite des Reichstagsgebäudes mit seinem Namen bezeichnet.

nicht zu häufen. Als später der fünfzigjährige Gedenktag der Eröffnung des ersten deutschen Parlaments nahte, empfing Simson im Mai 1898 eine Zuschrift von 9 anderen überlebenden Mitgliedern der alten Erbkaiserpartei, mit der Bitte, dem Fürsten Bismarck als dem Manne, der das von ihnen einst vergebens erstrebte Ziel erreicht, den Ausdruck ihrer Dankbarkeit zu übermitteln. In ähnlicher Weise hatten die Angehörigen dieser Partei schon 1885, als ihrer noch eine weit ansehnlichere Zahl lebte, unter Georg Beselers und Max Dunckers Führung, eine Adresse an den Fürsten gerichtet. Das Schreiben der Neun lautete:

Hochgeehrter Herr Präsident!

Den unterzeichneten „alten Frankfurtern" von der Erbkaiserpartei ist es Bedürfniß, bei dem fünfzigjährigen Jubiläum der Eröffnung des ersten deutschen Parlaments noch einmal Fühlung unter sich zu gewinnen. Der in öffentlichen Blättern ergangenen Einladung zu einer persönlichen Zusammenkunft am 18. Mai in Frankfurt als am Sitze des Parlaments Folge zu geben, dürfte die Mehrzahl von uns durch ihr hohes Alter verhindert sein. Dagegen glauben wir unsere fortwährende Zusammengehörigkeit und die ungeschwächte Erinnerung an unser ehemaliges gemeinsames Wirken nicht besser bethätigen zu können, als indem wir Ihnen, unter dessen trefflicher Leitung wir einst die Verfassung vom 27. März 1849 zu Stande brachten, in herzlicher Verehrung einen kollegialen Gruß entbieten. Längst ist der Unmuth darüber, daß es uns nicht vergönnt war, die von uns geschaffene Verfassung auch ins Leben zu führen, der stolzen Freude gewichen, daß die Einigung des geliebten Vaterlandes in anderer, aber verwandter Form seitdem dennoch zur Thatsache geworden ist. Je mehr wir die der Erreichung dieses Zieles sich entgegenstellenden

Schwierigkeiten selbst erfahren haben, um so heller hebt sich aus den großen Ereignissen, die wir dann zu erleben das Glück hatten, das Bild unseres herrlichen Kaisers Wilhelm hervor, an dessen starken und einsichtigen Willen Erfolg und Sieg sich knüpften. Weiter aber verbindet sich heute mit dem Bewußtsein, daß wir seiner Zeit nach bestem Vermögen, in redlicher, mühevoller Arbeit das damals Unerreichbare angestrebt haben, die Bewunderung der genialen staatsmännischen Kunst, der es, unterstützt von dem Heldenmuthe unseres Volkes, gelungen ist, das Reich zu gründen und Deutschland zu Macht und Größe zu erheben. Von solchen Erinnerungen und Gefühlen beseelt, gestatten wir uns, hochgeehrter Herr Präsident, die Bitte, in unser Aller Namen dem Fürsten Bismarck die Versicherung treuer Anhänglichkeit und ehrfurchtsvoller Dankbarkeit übermitteln zu wollen.

Backhaus. Biedermann. Haym. Jordan. Meier.
Mevissen. Schorn. Schrader. Schultze.

Simson entsprach dieser ehrenvollen Aufforderung seiner alten Kollegen und empfing darauf folgende Antwort:

Friedrichsruh, 24. Mai 1898.

Euerer Excellenz

gefälliges Schreiben vom 15. d. Mts. habe ich mit verbindlichstem Danke erhalten und bitte den Ausdruck des letzteren den Herren Unterzeichnern übermitteln zu wollen.

Diese Kundgebung von Männern, welche dem Gange unserer nationalen Entwicklung seit einem halben Jahrhundert nicht nur beobachtend, sondern auch beeinflussend nahe gestanden haben, bildet eine erfreuliche Anerkennung der Politik meines verstorbenen Herrn vor einem berufenen politischen Areopag.

In der Hoffnung, daß Euerer Excellenz Gesundheitszustand besser sein möge, als der meinige, bin ich mit wiederholtem Ausdruck meines Dankes für die mir durch Ihre Zuschrift erzeigte hohe Ehre

Euerer Excellenz

(gez.) ergebenster

v. Bismarck.

Der Unterschrift dieses nur ein paar Monate vor Bismarcks Hinscheiden erlassenen Schriftstücks glaubt man es anzusehen, daß sie nicht ohne große Mühe bewerkstelligt ist, und ein Jahr darauf ruhte auch der Empfänger im Grabe.

War der achtzigste Geburtstag und der sechzigste Gedenktag der Promotion noch in die Leipziger Zeit gefallen, so kam am 1. Mai 1899 der seltene Tag eines siebzigjährigen Doktorjubiläums. Es sollte der letzte Tag vor dem Ende dieses Lebens sein, das so reich und bewegt, so glücklich und doch auch nicht ohne Tragik gewesen war. Mancher Freund erschien noch in der Absicht, den Jubilar zu begrüßen, und mancher briefliche oder telegraphische Glückwunsch lief ein, so von der juristischen Fakultät und der Universität in Königsberg, den alten Schülern des Friedrichskollegiums, einzelnen parlamentarischen Fraktionen, dem Vicepräsidenten des Staatsministeriums v. Miquel, Planck in Göttingen, Theodor Mommsen u. a. Auch die einzige noch lebende Schwester seiner Frau, wohl auch die Einzige, die ihn noch als jungen Doktor gekannt hatte, schrieb ihm und bezeugte ihm in ergreifenden Worten: „Das Beste, was mir an Geistes- und Herzensbildung zu erreichen möglich war, habe ich Dir zu verdanken.“

Aber der, dem alle diese freundlichen Worte galten, vernahm sie kaum mehr. Schon seit Wochen lebte er, durch die Schwäche des Alters überwältigt, halb nur noch in einer Traumwelt. Dies Traumleben war sogar in mancher Hinsicht schön

zu nennen. Der Kummer um verschwundene Fähigkeiten und unausgefüllte Tage war vorüber, Alter und Krankheit wenigstens zeitweilig vergessen, die Gedanken schienen meist in der Jugend zu verweilen. Charakteristisch war jedoch, daß er selbst in diesem nicht mehr klaren Zustande, noch in den allerletzten Tagen, als ihm ein lateinisches Wort mit falscher Quantität vorgelesen wurde, den Fehler sofort verbesserte. Am Vormittag des 2. Mai öffnete er noch einmal die Augen und sah die um ihn stehenden Angehörigen unbeschreiblich freundlich und liebevoll an. Am Abend entschlief er ganz sanft.

Sein Ableben erregte Antheil in weiten Kreisen. Es zeigte sich, daß die Erinnerung an seine Theilnahme am öffentlichen Leben, so lange er sich auch schon daraus zurückgezogen, nicht erloschen war. Selbst Blätter gegnerischer Parteien weihten seinem Andenken herzliche Worte.

Am 6. Mai erfolgte die Bestattung, welcher eine würdige Feier in der Neuen Kirche auf dem Gensdarmenmarkt voranging. Im Auftrage des Kaisers erschienen dabei zwei Prinzen des königlichen Hauses. Die Reichsregierung, der Bundesrath, Reichstag und Landtag, das Reichsgericht, Simsons Vaterstadt Königsberg, die Städte Leipzig und Berlin, die Goethegesellschaft waren vertreten. Prediger Lic. Kirmß schilderte in ebenso herzlicher wie eindrucksvoller Rede Wesen und Leben des Verewigten, anknüpfend an den sinnig gewählten Schlußvers des 91. Psalms: „Ich will ihn sättigen mit langem Leben, und will ihm zeigen mein Heil." Dann wurde seine irdische Hülle auf dem Friedhof in der Bellealliance-Straße zur Seite seiner Gattin der Erde übergeben.

Zum Schluß kann ich mich dem Versuch nicht entziehen den theuren Mann selbst zu zeichnen, obwohl meine Feder darauf verzichten muß, den unbeschreiblich wohlthuenden Eindruck dieser

Persönlichkeit zu schildern. Die, welche Simson auch nur als Greis gekannt, werden ihn empfunden haben. War auch die alte Heiterkeit und Frische nur noch selten vorhanden, die alte Herzlichkeit und Anmuth, das unbegrenzte Wohlwollen waren unverändert, und jeder, der sie erfahren, zählt sie gewiß zu seinen lieben Erinnerungen. Ich versuche nur die Hauptzüge seiner Eigenart hervorzuheben, mit der Ehrfurcht des Sohnes, in Anwendung jenes Goethe'schen Spruches, den Simson gern seinem Urteil über Andere zu Grunde legte: „An den Fehlern erkennt man den Menschen, an den Vorzügen den Einzelnen — Mängel und Schicksale haben wir alle gemein, die Tugenden gehören jedem besonders." [1])

Seine äußere Erscheinung in höheren Jahren vergegenwärtigt das diesen Erinnerungen beigegebene Bildniß [2]): das ausdrucksvolle Profil mit der hohen, etwas zurückfallenden Stirn, den starken Augenbrauen, dem mild und freundlich blickenden braunen Auge, der leicht gebogenen Nase, der langen Oberlippe, dem energischen Kinn. Die Stimme klang in öffentlicher Rede, wie Bluntschli [3]) sie einmal geschildert hat, feierlich, voll, pathetisch.

Simson faßte sehr schnell. Seine Aufmerksamkeit war nie zerstreut. Er konnte vortrefflich zuhören, woher es ein besonderes Vergnügen war ihm vorzulesen, fast so groß wie ihn vorlesen zu hören. Er lebte überhaupt sehr in der Gegenwart, weder durch Sehnsucht nach der Vergangenheit noch durch vorzeitige Sorge um das, was später kommen würde, abgezogen. Er

---

1) S. auch die Schilderungen von H. Laube, Das erste deutsche Parlament III. 190 und von Erich Schmidt, Deutsche Rundschau 25. Jahrg. S. 446 ff., denen ich einzelne Züge entlehne, welche ich selbst nicht so gut ausdrücken könnte.

2) Nach einer Photographie von Reichard und Lindner in Berlin.

3) J. C. Bluntschli, Denkwürdiges aus meinem Leben III (Nördlingen 1884) S. 219: „Simson spricht Musik. Seine Rede klingt wie Orgelton feierlich und voll, pathetisch."

liebte es die Dinge rasch zu erledigen und war ein besonderer Feind aller Verschleppung. Er war in hohem Grade Optimist, geneigt, Alles von der guten Seite und in hoffnungsvollem Lichte zu sehen. Mit dieser Eigenschaft, die er selbst seinen „unheilbaren Sanguinismus“ nannte und die ihm als Politiker manche Enttäuschung bereitet hat, stand in einem gewissen Zusammenhange sein Vertrauen und seine Neigung zu allem Neuen; jede neue Erfindung reizte ihn, sie wo möglich sogleich zu erproben. Er war vielleicht nicht immer im Einzelnen durch nüchterne praktische Erwägung vor Fehlgriffen geschützt, aber um so sicherer im Allgemeinen durch maßvolle Besonnenheit auf der rechten Bahn erhalten; bei sehr erregbaren, nicht starken Nerven, von moralischem Muth. Ein beharrlicher Freund des Rechts und der Freiheit, dessen beredte und doch oft schweigsame Lippe sich vornehmlich dann öffnete, wenn sein Rechtsgefühl oder sein logisches Bewußtsein verletzt war; aber zugleich Royalist nicht nur aus Ueberzeugung, sondern, bei begeisterter Anhänglichkeit an das Haus der Hohenzollern, auch aus entschiedener Vorliebe. Die konstitutionelle Monarchie war ihm die Blüte des Staatslebens; auch die Rechte der Krone, nach seiner Ansicht, ein unentbehrlicher Schutz der bürgerlichen Freiheit gegen Tyrannei, wie sich denn das Volk häufig reaktionärer gezeigt hat als die Fürsten. Catonische Starrheit, Tugendheldenthum war ihm fremd und unsympathisch, aber nichts auf der Welt hätte ihn vermocht, um Haaresbreite von seiner Ueberzeugung abzuweichen. Mit vornehmem Selbstgefühl verband er tiefe Bescheidenheit in der Schätzung seiner Fähigkeiten und Leistungen.

Unter den großen geistigen Strömungen des neunzehnten Jahrhunderts ist diejenige, welche von den Heroen der deutschen Litteratur ausgeht, zutreffend die *neuhumanistische* genannt worden. Dieser gehörte Simson durchaus an. Aus

ihr floß auch sein politisches Glaubensbekenntniß. Den Werken dieser Geisteshelden verdankte, nach seiner Auffassung, das deutsche Volk, wie die Erstarkung des durch Friedrichs des Großen Thaten wieder erweckten nationalen Bewußtseins, wie den Freiheits- und Einheitsdrang, auch die geistige Reife, mit der kein Absolutismus bestehen kann.

Seine Seele war in besonderem Grade eindrucksfähig und prägbar. Die Hilfsmittel der Bildung hatte er zu Harmonie, Grazie und Urbanität in sich verbunden. Alles Formlose und Saloppe war ihm zuwider. Er legte außerordentlichen Werth auf Formen. Aber seine Formen waren nicht die der conventionellen Schablone, sondern der eigenartige Ausdruck eines klassisch gebildeten Geistes und höflichen Herzens, selbsterrungener edler Menschlichkeit. Von seltener Würde, war er feierlich, aber nie gravitätisch oder theatralisch; trotz dem ernsten Grundzuge seines Wesens, dem Scherz keineswegs abgeneigt. Die Sprache beherrschte er im gewöhnlichen Leben ebenso wie in öffentlicher Rede; wenn ich seine Reden lese, höre ich ihn sprechen. Der angenehmste Gesellschafter, ebenso liebenswürdig wie anregend in der Unterhaltung, wußte er in hohem Grade fesselnd zu erzählen. Alle geistigen Fähigkeiten wurden aber übertroffen durch ein Herz, dessen Reichthum an Liebe nicht nur in jedem Familienverhältniß,[1]) sondern selbst in amtlichen Verhältnissen hervortrat,

---

1) Als liebevollen Vater und Erzieher wüßte ich ihn nicht besser zu zeichnen, als durch folgende Stelle eines Briefes an den jüngeren Sohn (vom 6. Juli 1857): „wenn der Mensch Eine sittliche Aufgabe hat, so ist es die, seinen Willen zur schnellen und pünktlichen Folgsamkeit gegen seine Einsicht zu erziehen. Der Anblick eines Menschen, der anders will und thut, als er sich selbst bewußt ist, daß er wollen und thun sollte, ist kein erfreulicher Anblick, und andererseits kein Gut höher zu schätzen, als die Uebereinstimmung von Willen und Einsicht. Herbart nannte diese Harmonie höchst bezeichnend mit dem edeln Wort „innere Freiheit.“ Ringe unablässig nach ihr, mein geliebtes Kind — auch wenn Dir im vorliegenden Falle der Sieg nicht gelungen sein sollte.“

am meisten gegenüber solchen, die ihm untergeben waren; überhaupt in dem menschenfreundlichen Entgegenkommen gegen jedermann, wie er denn keine größere Freude kannte, als Anderen helfen zu können. Niemand konnte treueren Antheil nehmen, niemand ihn unermüdlicher bewähren. Obwohl aller Schriftstellerei abgeneigt, war er der treueste Korrespondent, der keinen heitern oder traurigen Gedenktag bei Verwandten und Freunden vorübergehen ließ, ohne sich mit theilnehmenden Worten dabei einzufinden.[1] Seltene Herzensgüte und die vielleicht noch seltenere Fähigkeit, zu jedem Liebesbeweise Zeit zu behalten, mußten sich vereinigen, um dies zu ermöglichen.

Und so hat er auch, obwohl von Feindschaft nicht immer verschont, doch weit mehr Liebe geerntet. Seine hervorragendste Gabe war vielleicht die, wohin er kam, die Herzen zu gewinnen, jedes Verhältniß, in welches er trat, zu veredeln.

---

1) Ein Denkmal solcher Treue ist namentlich seine sich über mehr als ein halbes Jahrhundert erstreckende Korrespondenz mit dem nächst ältesten und ihm am nächsten stehenden Bruder August.

Beilagen.

Von den zahlreichen, ergreifenden und erhebenden Beileids- bezeigungen, welche den Angehörigen des Entschlafenen, namentlich seinem älteren Sohne, Justizrath August v. Simson in Berlin, zugingen und unter denen sich herzliche Telegramme der Kaiserin Friedrich, des Großherzogs von Hessen, des Erbgroßherzogs von Baden, des Herzogs Günther zu Schleswig-Holstein, des Reichskanzlers Fürsten zu Hohenlohe u. s. w. befanden, mögen hier diejenigen im Wortlaut angefügt werden, die das Andenken bekunden, welches sich Simson in seiner Partei, in seiner Vaterstadt und bei der preußischen Unterrichtsverwaltung gestiftet hat.

1.

Berlin, den 3ten Mai 1899.

Hochgeehrter Herr!

Aufs Schmerzlichste bewegt erfüllen wir die ehrenvolle Pflicht, namens der nationalliberalen Partei Deutschlands dem tiefen Empfinden der Trauer um den heimgegangenen ersten Präsidenten der Nationalversammlung in der Paulskirche und des deutschen Reichstags Ausdruck zu geben, und den Hinterbliebenen das herzlichste Beileid zu bezeugen.

In der großen Zeit, die zu durchleben unserem Volke vergönnt war, vom Beginn des Werdeprozesses bis zur vollen Einigung des Reiches, hat Eduard Simson die Geschäfte des mannigfach wechselnden deutschen Parlaments geleitet. In den Büchern der Geschichte ist es längst verzeichnet, wie glänzend er das Vertrauen rechtfertigte, das ihm jede deutsche Volksvertretung uneingeschränkt entgegenbrachte. Das helle Licht, in welchem die Anfänge des deutschen Parlamentarismus erstrahlen, es ist der Wiederschein seines Seelenadels, seiner klassisch vornehmen Bil-

dung, seiner meisterhaften Beredsamkeit, seiner Herrschaft über sich selbst wie über seine Umgebung und über alle noch so schwierigen Verhältnisse des Augenblicks.

Wenn das nationale Einigungswerk in so wunderbarer Weise sich vollenden konnte, so danken wir es dem glücklichen Geschick, daß unter der glorreichen Regierung Wilhelms des Ersten zu dem gewaltigen Meister der Staatskunst, zu dem großen Schlachtendenker und zu den patriotischen Führern im Wettkampf der Parteien sich Eduard Simson gesellte, der mit bewunderungswürdigem Takte das Präsidium der deutschen Volksvertretung führte und sie auf der ihr gebührenden Höhe des Ansehens zu erhalten verstand.

Es ist ein Ruhmestitel unserer Partei, daß Eduard Simson in unserer Mitte stand, als die Zeit gekommen war, die Träger des nationalen Gedankens im Volke auf dem Boden freiheitlicher Ueberzeugungen zu vereinigen, und daß er als Freund und weiser Berather mit uns verbunden blieb, so lange er im öffentlichen Leben thätig war. Die Partei wird diesen köstlichen Besitz allzeit hegen, ehren und pflegen.

Doch unser Empfinden der Trauer, des Dankes und der stolzen Erinnerung will in dieser Stunde durch den Hinblick auf die Partei nicht beengt sein. Gleichen Sinnes mit der ganzen Nation bringen wir dem Heimgegangenen unseren Scheidegruß und eine Kranzesspende zum äußeren Zeichen unserer treuen, über das Grab hinaus bleibenden Verehrung.

Sein Gedächtnis wird leben unter den Deutschen, — „dies ist unser, so laßt uns sprechen, und fest es behalten."

Empfangen Sie, hochgeehrter Herr, diese Versicherung zugleich mit dem Ausdruck vorzüglicher Hochachtung, mit der wir zeichnen als

Ihr ergebener

Centralvorstand
der nationalliberalen Partei
(gez.) Dr. Hammacher.

2.

Königsberg, den 4. Mai 1899.

Sehr geehrter Herr Justizrath!

Die irdische Hülle des weiland Präsidenten des ersten Reichstags- und Reichsgerichts-Präsidenten, Ihres allverehrten Herrn Vaters, umstehen Sie und die verehrten durch Familienbande ihm verbunden gewesenen Angehörigen, in tiefer Trauer — Abschied nehmend von dem, was an ihm vergänglich ist, die unvergänglichen Güter, mit denen er begnadigt war, einschließend in den Schrein treuesten Gedenkens und wehmuthsvoller Liebe.

Auch über die Bürgerschaft unsrer Stadt, seiner und auch Ihrer Vaterstadt, hat der Hingang unsres Ehrenbürgers ernste Trauer gebreitet. Noch leben derer unter uns, welchen er als Lehrer und Richter die Schätze tiefsten Wissens und Erkennens in nimmerversagender Anmuth mit edler Würde spendete; noch leben derer unter uns, welche ihn als Mitstreiter und Führer im ernsten Ringen um freiheitliche Staatseinrichtungen, volksthümliche Rechtsprechung und Deutschlands Einigung mit leiblichen Augen geschaut haben. Unsere geselligen Kreise erfreuten sich seiner belebenden, läuternden, das Wahre und Gute fördernden Einwirkung; unserm Gemeinwesen widmete er als Stadtverordneter neun Jahre hindurch seine Dienste, durch sich den Dienst fürs Wohl der Mitbürger ehrend; unter Königsberger Bürgern übte er die Kraft der Rede und der Leitung, die dann dem ganzen deutschen Volke zu Gute kommen sollte und welche den Namen unsrer Stadt mit der Geschichte des ersten deutschen Parlaments verbunden hat.

Freudig bewegt hat er von uns die Würde eines Ehrenbürgers dieser Stadt angenommen und allzeit warme Theilnahme für unsre Geschicke bekundet.

Auch bei uns ist in Dankbarkeit seines Wirkens zur Zeit als er unter uns weilte, in Verehrung seiner später um das deutsche Vaterland erworbenen Verdienste gedacht worden und

spätere Geschlechter werden das Andenken eines der edelsten Söhne dieser Stadt Martin Eduards von Simson stets in hohen Ehren halten.

Wohl wissen wir, daß diese Versicherung den bittern Schmerz nicht lindern kann, der Sie, verehrte Hinterbliebene, jetzt umfängt, aber wir konnten damit um unserer früheren Beziehungen willen nicht zurückhalten.

Gestatten Sie, geehrter Herr, daß wir dem Gefühle herzlichsten Beileids Namens der Stadt durch Niederlegung eines Kranzes Ausdruck geben.

Magistrat Stadtverordnete
der Königlichen Haupt- und Residenzstadt Königsberg
(gez.) Hoffmann. (gez.) Krohne.

3.

Der Minister
der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten.

Berlin, den 6. Mai 1899.

Die Nachricht von dem Hinscheiden Ihres Herrn Vaters ist mir sehr nahe gegangen. Denn in ihm hat ein reich gesegnetes, mit der Geschichte unseres Vaterlandes tief und ruhmreich verflochtenes Leben seinen Abschluß gefunden. Unser ganzes Volk trauert um einen seiner besten und edelsten Söhne.

Auch die Preußische Unterrichtsverwaltung durfte den Verstorbenen einst zu den ihrigen zählen. Sie ist stolz darauf, daß Eduard von Simson dem Kreise ihrer Universitäten fast volle 3 Jahrzehnte als lehrendes Mitglied angehört und — wie es in einem Berichte vom Jahre 1836 über den jugendlichen Königsberger Professor heißt — „durch die Vorzüglichkeit seiner Auffassungs- und Darstellungsgabe und sein bedeutendes Lehrtalent seine Vorlesungen zu den besuchtesten der Fakultät“ gemacht hat. Ihm war es in ganz besonderer Weise, wie kaum einem Andern beschieden, in einem langen thatenreichen Leben unserer

nationalen Rechtsentwicklung die Wege ebnen zu helfen. Ich rechne es zu meinen glücklichen Lebensführungen, daß es mir als Staatssekretär des Reichs-Justizamts vergönnt gewesen ist, ihm auch persönlich näher zu treten und ihm den Zoll höchster Verehrung darzubringen.

Es drängt mich, den Hinterbliebenen des einzigartigen Mannes zu dem schweren, unersetzlichen Verlust mein aufrichtiges herzliches Beileid auszusprechen. Ich bitte Sie, hochverehrter Herr Justiz-Rath, den Ausdruck meines tiefen Beileids anzunehmen und auch den übrigen Hinterbliebenen gütigst zu übermitteln.

(gez.) Bosse.

Berichtigungen und Nachtrag.

S. 25 N. 2 lies Homer. Od. 1, 267. 400 etc.
„ 40. Goethe vermerkt in seinem Tagebuche: „Montag d. 31. August .... Abends Thee. Frau von Staff, Frau v. Parry. Die Polen nahmen Abschied. Einige junge empfohlene Deutsche.“ (Nach gütiger Mittheilung aus dem Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar.)
„ 86 Z. 5 von unten l. Schomburgk statt Schlomburgk.
„ 208 N. 1 l. gegraben statt gegeben.
„ 364 Z. 4 von unten l. Ueberreichung statt Ueberweisung.

Personen-Verzeichniß.

A.

B.

C.

D.

L.

M.

N.

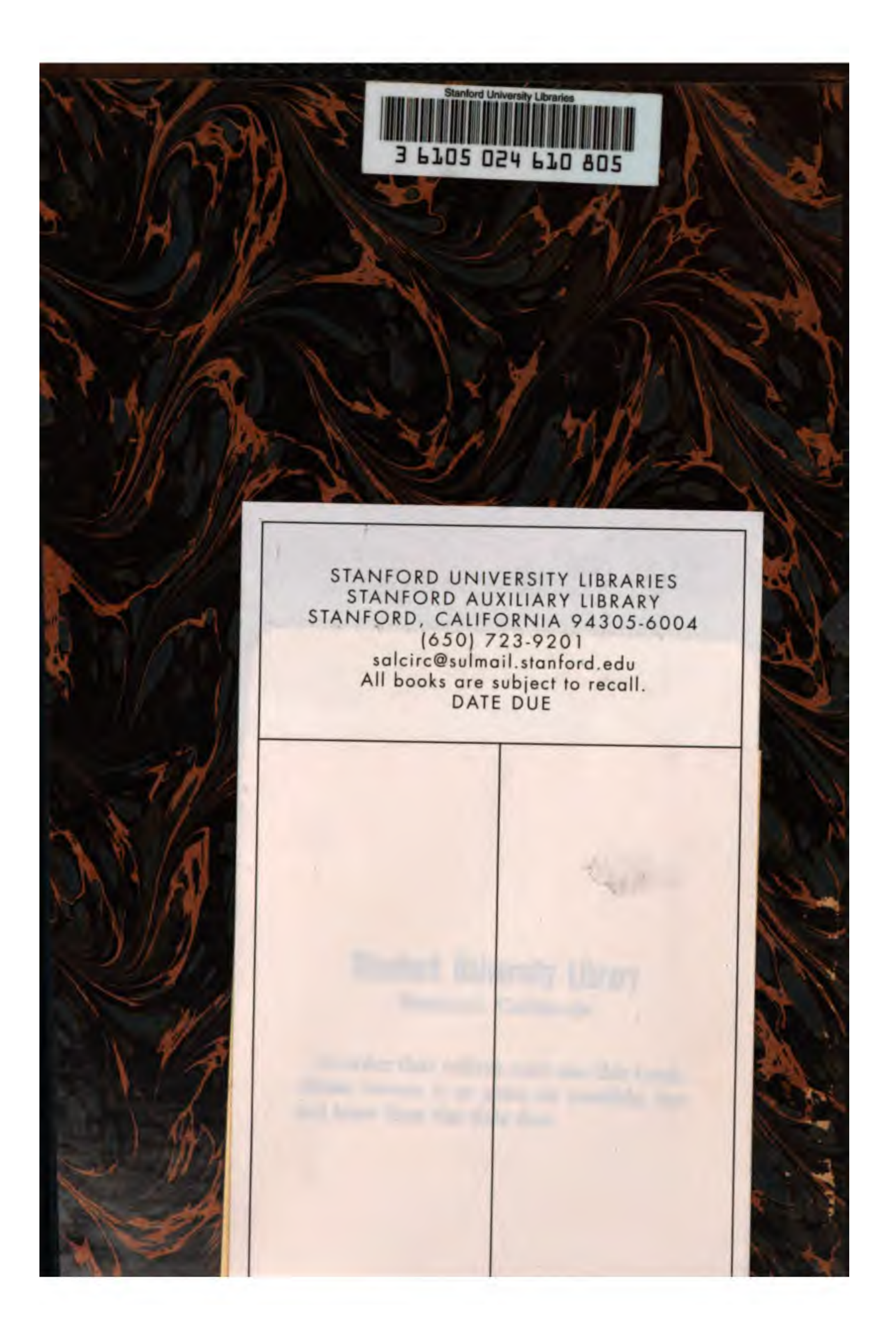
O.

T.

U.

Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.





Stanford University Libraries
3 6105 024 610 805
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD AUXILIARY LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(650) 723-9201
salcirc@sulmail.stanford.edu
All books are subject to recall.
DATE DUE

